Heft 1 Januar 1991 6,80 DM

C 4143 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

- »Juden raus«: Deutschland, deine Antisemiten
- Kohl stürzt Thatcher
- Golfkrieg: Wer wären die Guten?
- Startbahn: Jetzt rede ich (Arthur)
- Was war der KB?
- Peter Hacks: Die Kunst des Niedergangs

in konkret Januar 1991

von konkret

an konkret

... and the good? von Hermann L. Gremliza

United Colours von Eckhard Voss
In Europa vollzieht sich derzeit der Wandel von einem lange Zeit verdeckten, »marktwirtschaftlich« vermittelten zu einem offensiv und imperialistisch auftretenden Rassismus. Dabei geht es nicht nur um ein ideologisches Konstrukt, sondern in erster Linie um ökonomische Ausbeutung. Ein Überblick über die Flüchtlingspolitik der EG-Staaten

The Abwahl von Graeme Atkinson
Die »Eiserne Lady« ist gestürzt. Von ihrer eigenen Partei? Ja und nein

Deutsche Seelenwanderung von Eike Geisel
In den achtziger Jahren mehrte sich die Zahl der Deutschen, die zum Judentum übertraten und damit zum Ausdruck brachten, »daß zum antisemitischen Syndrom Vernichtungswunsch und Bewunderung gleichermaßen gehören«. Ein Rückblick auf eine zehnjährige deutsch-jüdische Verwechslungskomödie

Judeus ex machina I von Wolfgang Schneider
Es hat mitunter den Anschein, als würde die Formierung einer One World die losgelassenen Völker in einen Wahnsinn treiben, der sich zuallererst in einem neu entfachten Haß auf die Juden äußert. Aber nicht nur in den Staaten des ehemaligen Ostblocks, sondern auch im wiedervereinigten Deutschland verstärken sich antisemitische Tendenzen. Drei Neuerscheinungen versuchen die Frage zu beantworten, wie sich der Antisemitismus nach 1945 entwickelt hat. Sie werden in diesem und den beiden folgenden Heften vorgestellt

Enttabuisiert von Michi Dietiker; Ali Jansen; Bernhard Rosenkötter
Die Schändung jüdischer Friedhöfe hat in Deutschland nicht einmal mehr die verlogenen Betroffenheitsrituale zur Folge. Der Antisemitismus ist nach der Wiedervereinigung kein Tabu mehr

Buch des Monats: Stalins Sieg von Oliver Tolmein
Wassilij Grossman, Leben und Schicksal, 924 Seiten, 19,80 Mark, Ullstein Verlag

Zeitzeichen von Jan Philipp Reemtsma

Der Weg zur inneren Einheit VII von Wolfgang Pohrt
In Anlehnung an die Arbeit »The Authoritarian Personality« (AP), in der Theodor W. Adorno und andere die Zusammenhänge zwischen Charakterstudien und der Empfänglichkeit für faschistische Propaganda untersucht hatten, erstellt Wolfgang Pohrt für die »Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur« eine Studie über den »autoritätsgebundenen Charakter BRD 1990«, die KONKRET als work in progress dokumentiert. Nach dem Einleitungsessay, Überlegungen zur empirischen Methode und den Ergebnissen eines ersten Fragebogendurchlaufs (s. KONKRET 5-7/90) sowie drei Interviews mit rechtsradikalen Aktivisten, durch die ermittelt werden sollte, »wohin das gängige Alltagsbewußtsein kraft eigener Immanenz fortschreiten kann« (s. KONKRET 8-9+11/90), folgt nun der Abdruck des veränderten Fragebogens und eine Auswahl jener empirischen Daten, die Pohrt mit ihm erhoben hat

»Zertrampelt die Judenkapitalisten!« von Eva Groepler

Ihre Fixierung auf nationale Interessen und die Sache des Volkes hinderte die organisierte deutsche Arbeiterbewegung vor 1933 nicht nur daran, die Konsequenzen antisemitischer Aktivitäten zu begreifen - sie versuchte auch ihrerseits, antijüdische Ressentiments für die eigenen politischen Ziele zu nutzen

Rußland hungert von Michael Schilling

33 33 33Kontonummer der Aktion »Helft Rußland« des ZDF, der Illustrierten »Stern« und von Care Deutschland41 41 41Kontonummer der »Solidaritätshilfe Osteuropa« des Deutschen Roten Kreuzes

»Hier ist Durchmarsch« von Brigitte Mohnhaupt; Oliver Tolmein

DokumentationBrigitte Mohnhaupt, Gefangene aus der RAF, hat sich in einem Brief mit der Vorgeschichte der Verhaftungen von Ex-RAF-Leuten in der DDR befaßt und beschreibt, wie der Verfassungsschutz versucht, die im Nahen Osten lebende Friederike Krabbe als Kronzeugin in die BRD zu locken

Jetzt rede ich (Arthur)! von Oliver Tolmein

KONKRET-Interview»Arthur hält's Maul!« hieß die Kampagne, mit der autonome Gruppen dazu aufgerufen hatten, im Prozeß um die Ermordung zweier Polizisten an der Startbahn West im November 1987 keine Aussagen zu machen. Am 4. Dezember 1990 haben zwei Zeugen ihr Schweigen gebrochen: Einer lieferte dem Angeklagten Frank Hoffmann ein Alibi, einer belastete den Angeklagten Andreas Eichler. Oliver Tolmein fragte Mitglieder der autonomen L.U.P.U.S.-Gruppe und der autonomen Prozeßbeobachter-Gruppe, warum sie in diesen Fällen dafür sind, daß »Arthur« das Maul nicht mehr hält

Der Tod des linken Trüffelschweins von Georg Fülberth

Der Kommunistische Bund, KB genannt, war die - relativ - erfolgreichste kommunistischeOrganisation der BRD, seine Zeitung, der »Arbeiterkampf«, später nur noch »AK«, eine der informativsten Publikationen. Warum »war«?

Literatur und »schöns Blümelein«? von Brigitte Kronauer

Die Schwärze der Welt im Eingang des Tunnels von Peter Hacks

»Die Frage ist nicht: Was macht die Kunst in lausigen Zeiten? Alle Kunst ist in lausigen Zeiten. Die Frage ist: Was macht die Kunst in Zeiten der Verzweiflung? Die Frage ist: Was geht, wenn nichts geht?«

Literarisches Duett von Karl-Heinz Hansen

Das »bioethische« Netzwerk von Jobst Paul

Die Auseinandersetzung um die »Euthanasie«-Thesen des australischen Philosophen Peter Singer droht die Tatsache zu verdecken, daß längst eine internationale »bioethische« Großoffensive in Gang gekommen ist, die von Singer lediglich mitbetrieben wird. An ihr beteiligen sich neben zahlreichen angelsächsischen vor allem auch deutsche Wissenschaftler, die den »dringenden Nachholbedarf« der Deutschen in Sachen »Euthanasie, Abtreibung, dem moralischen Status von Tieren, Selbstmord oder Eigentumsrechte bezüglich des eigenen Körpers« befriedigen wollen. Ein Zwischenbericht über den Stand ihrer Arbeiten und die institutionellen wie personellen Verflechtungen, über die sich die »Euthanasie«-Befürworter im Wissenschaftsbetrieb etabliert haben

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 01/91, S. 4

von konkret

Zur Geschäftsordnung - das Wort hat, zwecks Abgabe einer persönlichen Erklärung, der Herausgeber: »Danke. In meiner Kolumne in KONKRET 7/1982 stand, neben beliebteren Dummheiten wie etwa der Empfehlung, solange Sozialismus nicht zu haben sei, möge man ruhig die Grüne Partei wählen, die trotz alledem immerhin usw., also neben solchen neunmalklugen Dummheiten stand dort auch ein Sätzchen, für das ich mich jahrelang von Alternativpolitikern und ihrem Pressegefolge zum politischen Torfkopf erklären und von mir nahestehenden Professoren der Politikwissenschaft mild belächeln lassen mußte - bis zum Abend des 2. Dezember 1990, als auf allen Kanälen die Verblüffung sämtlicher Chefkommentatoren und das blanke Entsetzen ihrer Lieblingsgrünen live und in Farbe miterlebt werden durfte. Mein Sätzchen aus dem Jahr 1982 lautet: ALS PARTEI WERDEN DIE GRÜNEN DIE ACHTZIGER JAHRE NICHT ÜBERLEBEN. Ich danke allen Beteiligten.«

Der Abdruck einiger bereits vorliegender Texte zur Auseinandersetzung über das, was zumeist routiniert als »Rassismus« bezeichnet wird, hätte dieses Mal den Heftumfang gesprengt. Wir setzen die Diskussion, die Jan-Philipp Reemtsma mit seinem Beitrag »Die Falle des Antirassismus« in KONKRET 11/90 begonnen hat, und auf die Eckhard Voss und die Autorengruppe Dietiker, Jansen, Rosenkötter in diesem Heft sich beziehen, daher in KONKRET 2/90 mit einem Beitrag von Nora Räthzel vom Hamburger Institut für Migrations- und Rassismusforschung und einer Antwort von Jan Philipp Reemtsma fort.

In KONKRET 12/89 haben wir über den Prozeß gegen den zum Tode verurteilten schwarzen US-Journalisten Mumia Abu-Jamal berichtet. Mittlerweile hat der Oberste Gerichtshof der USA Abu-Jamals Antrag auf ein Berufungsverfahren abgelehnt, der Gouverneur des Staates Pennsylvania kann das Todesurteil jetzt jederzeit vollstrecken lassen. Daß zu verhindern, ist eines der Ziele der in den USA initiierten »Freedom Now!«-Kampagne, die vor allem auf internationale Unterstützung angewiesen ist. Informationen und Material zur Situation von Abu-Jamal und zu »Freedom Now!« gibt es bei AGIPA-Press, Eichenberger Straße 53, 28 Bremen 1, Tel: 0421-354029

Die KONKRET-Autorin Ingrid Strobl hat nach zwei Jahre dauerndem Engagement von Studentinnen und Studenten einen Lehrauftrag zum Thema »Frauenwiderstand gegen bevölkerungspolitische Maßnahmen« an der Universität Bremen bekommen. Die konservative regionale und überregionale Presse sowie die CDU haben daraus ein Lehrstück zur »wehrhaften Demokratie« gemacht. Die Diffamierungen der »Prof. Terror« (»Bunte Illustrierte«), die verdrucksten Briefe des Universitätsrektors zum Thema und weiteres Lesenswerte und Langweilige um den »Skandal« herum haben jetzt die Frauen des Bremer Astas in einer Sondernummer des Asta-Infos dokumentiert: »Ein Lehrauftrag wie jeder andere?« Zu beziehen ist die 24 Seiten starke Broschüre beim Asta der Universität Bremen, Bibliothekstr. ZB, 28 Bremen 33

Nicht nur politische Prozesse verlaufen in diesem Land im Normalfall skandalös, und nicht nur die Haftbedingungen der politischen Gefangenen sind in der Regel menschenunwürdig. Viele Gefangene haben nichteinmal die Möglichkeit, die Zeitungen zu bekommen, die sie lesen möchten. Diesem kleinen, aber nicht unwesentlichen Mißstand läßt sich leichter abhelfen als dem großen, nicht weniger drängenden. Diesem Heft ist eine Karte des Vereins »Freiabonnements für Gefangene e.V.« beigeheftet, mit der Sie Gefangenen schnell zu einem KONKRET-Abo verhelfen können.

Im 3. Quartal 1990 sind durchschnittlich 37.361 KONKRET-Hefte pro Monat verkauft worden, 16.476 davon gehen an Abonnentinnen und Abonnenten. Das sind 9 Prozent mehr Abos als im Vorjahr, 1.106 davon gehen in das »Postverkehrsgebiet Ost«, wie die ehemalige DDR jetzt im Amtsjargon heißt. Von Februar bis Mai will die KONKRET-Verlagsleitung eine Werbekampagne an den Hochschulen durchführen. Wer Lust hat, sich daran zu beteiligen (Plakate kleben etc.), soll sich bei Christoph Speier melden, Tel: 040/4910041.

Hermann L. Gremliza ist 50 Jahre alt geworden. Im Verlag 20. November ist aus diesem Anlaß die Festschrift »HLG Dichter und Prawda« erschienen, zu der u.a. Peter Hacks, Thomas Ebermann, Elfriede Jelinek und Hermann Kant Beiträge über Wesen und Wirken des KONKRET-Herausgebers beigesteuert haben. Der Band kann über jede Buchhandlung oder gegen Vorkasse von 25 Mark beim Vertriebsbüro Joester, Kölner Straße 66, 6 Frankfurt 1, bezogen werden.

Konkret 01/91, S. 6

an konkret

Metapher

KONKRET 11/90: »Das Wasser in der Suppe« von Wolfgang Pohrt

Herrn Wolfgang Pohrt, dessen Artikel ich nicht zuletzt deswegen schätze, weil sie anhand erfundener oder zweifelhafter Beispiele die Wahrheit schärfer vors Auge zwingen, als es die Ritter vom Orden der Empirie mit ihren stumpfen Details vermögen, muß in einem Punkt widersprochen werden:

s Seine Behauptung, der Rollstuhl sei eine »notwendige Fortsetzung des verkrüppelten Körpers mit anderen Mitteln«, rührt an meine Ehre. Ich lege Wert darauf, daß ich, ein Town and Country-Rollstuhl der Firma Everest & Jennings, California, in keiner Weise, schon gar nicht »mit anderen Mitteln«, die Fortsetzung meines Anwenders bin, sondern ein formschönes, langlebiges Fahrzeug, das seine Dienste nur dann gehbehinderten Menschen anbietet, wenn diese fachkundig und frei von Sentimentalität mit mir umgehen.

Wenn jemand vermeint, in mir die Fortsetzung seines Körpers zu besitzen, werfe ich ihn aus Gründen der Pädagogik und der Verteidigung der Arbeitsteilung bei der erstbesten Gelegenheit auf die Straße.

Rollstuhl Series XZ-11-9080/h

(z.Zt. beschäftigt bei Erwin Riess, Wien)

PS: Mein Anwender ersucht mich um folgenden Nachtrag:

Wenn die Metapher zur Fortsetzung des Gedankens mit untauglichen Mitteln wird, bleibt letzterer gern auf der Strecke. Mit anderen Worten: Gehen nach Orten, die durch Gehen nicht zu erreichen sind, muß man sich abgewöhnen.

Metaphorisch

KONKRET 12/90: »... the bad and the ugly« von Jan Philipp Reemtsma

Lieber Jan Philipp Reemtsma,

so weit ich Deiner Schlußfolgerung im letzten Satz Deines Artikels zustimme, so meine ich doch, daß man nicht nur schreien möchte (muß?), sondern daß man durchaus auch Hand-greiflich werden sollte. (In den Arm fallen).

Du selbst hast das Schnitzelbeispiel gebracht (KONKRET 11/90, »Die Falle des Antirassismus«), das mich und andere durchaus Energie freisetzend begeistert hat. Du hast es eigentlich auch schon verallgemeinert als Praxis gegen Praxis zu setzen, welch erstere natürlich zunächst nur als individuelles Gegenhandeln erscheinen kann.

Die diskursive weltanschauliche Linke hat nun abgedankt. Der Diskurs selbst wird ja zunehmend zerstört und aufgeweicht, von rechten Kräften zur eigenen Legitimation benutzt (Euthanasiedebatte).

Doch die Menschen, die diese Linke verkörperten, haben noch lange nicht abgedankt! Ihre Wünsche, ihre Sinne sind immer noch auf etwas anderes als das Bestehende gerichtet. Was sie objektiv eint und zahlreich macht, sind die metaphorischen Schnitzel in die Fresse eines Faschisten, sei es, daß sie sexistische Übergriffe verhindern, AusländerInnen-Begegnungszentren vor Polizeiüberfällen (zu) schützen (versuchen), Strukturen, die sie behindern, boykottieren und vieles mehr.

Zu Deiner persönlichen Bevorzugung einer US-amerikanischen Vorherrschaft am Golf: In der Praxis, denke ich, stellt sich die Alternative US-Herrschaft oder irakisches Giftgas gegen KurdInnen nicht! Vielmehr wird es beides sein, oder treten die USA etwa als Beschützer der Befreiungsbewegungen auf?

»Egal, wer gewinnt« ist es nur, wenn beide Seiten keine Chance auf einen Krieg bekommen, d.h., wenn wir gewinnen! Mit »Wir« meine ich alle, die gegen diesen Krieg sind. Und da hilft alles Schreien nichts, da müssen wir tätig (tätlich) werden.

Stefan Kennedy

Bielefeld

Du weißt es doch selber, auch wenn Du's (hier) nicht schreibst: Die »Guten«, die »sind grad nicht da« (in Serbien, Peru, Golf...) – was sagst Du dem Kind anläßlich der Wirtshausschlägerei? »Die Polizei kommt gleich!« – mal ganz platt...

Die Guten sind diejenigen, die einen gefährlichen und dummen Streit unterbinden (zumindest wollen) – so wie sie auch noch einige andere Mißstände unterbinden (wollen). Die im Fall »Welt« praktischerweise in der 500 jährigen kolonialistischen/imperialistischen Durchdringung eine gemeinsame Ursache haben; die wiederum, zumindest in letzter Zeit, nicht vom Schlechten im Menschen, sondern vom Konkurrenzsystem und den Interessen-der Gewinner bestimmt wird – die Guten also die, die dagegen was tun, und wenn sie auch nur nach Konzepten suchen. Gutwillig, wer ineffektiv ist, Held, wer Erfolge hat-, und Helden sind grad rar.

Der »Bezugsrahmen« (aus Zurechnungen und Abgrenzungen) namens »die Linke« hört keineswegs auf zu existieren, er wird nur anders, so wie die ganze Erde anders wird mit der Einführung der Marktwirtschaft in Osteuropa.

Zum Aufgeben jedenfalls besteht, grade für bürgerliche Intellektuelle, noch lange kein Grund; laßt uns versuchen, als »innerer Feind« stark zu werden.

Ivan Prade

Hamburg

Marseillaise

KONKRET 11/90 »Der Weg zur inneren Einheit VI« von Wolfgang Pohrt

Die Studie zeigt schulbeispielhaft das Versagen einer Linken, die ohne jegliche Massenbasis zu einer Sekte verkommen ist. Sie verfügt über keinerlei rationale Handlungskonzepte mehr. Sie fühlt sich als außenstehender, unbeteiligter Beobachter verheerender sozialer Entwicklungen in finsteren Zeiten – und ist doch selbst Teil dieses geschichtlichen Prozesses. Pohrt analysiert in der Rolle des Wissenschaftlers soziale Typen, er experimentiert mit Objekten, er seziert Charaktere im Inferno des Kapitalismus – genau wie faschistische Ärzte die Hölle Auschwitz für wissenschaftlichen Fortschritt handhabbar machen wollten.

Seine abstrusen Attacken gegen Nationalismus und psychologische Deformationen gehen ins Leere. Denn: Ist nicht auch die (radikale?) Linke mit Schuld daran, daß ein Charakter wie Herr C. entstehen konnte? Sie hat es in 45 Jahren verabsäumt, auch nur den Schatten von Veränderung, die Präsentation eines Gegen-Entwurfs zu produzieren, geschweige denn als schlecht erkannte »Verhältnisse« wirklich anzugreifen.

Angesichts der neuerlichen vernichtenden Niederlage und dem Entstehen des vereinten Nationalstaates wird nur noch Gesabbere hervorgebracht, das freilich für Gehörgeschädigte wie die Musik der Revolution klingen mag. Nein: die Melodie der Marseillaise, sie hört sich anders an.

Ralf Katzenmayer

Fürth

Weibchen

KONKRET 11/90 »Wer liest schon Flaubert?« von Ralf Syring

Der »sandinistische Commandante Tomas Borge«, in dessen Buch »Madame Bovary als Symbol der Rebellion erscheint«, dem jene 'Frau' die »Inkarnation der politischen und erotischen Sehnsüchte seiner Jugend« ist, befindet sich in berühmter geistiger Gesellschaft. Gustave Flaubert schrieb am 27. März 1853 an Louise Colet: »Noch eine kleine Betrachtung über die Frauen, bevor wir über etwas anderes plaudern (...) Die Frau ist ein Erzeugnis des Mannes. Gott hat das Weibchen geschaffen und der Mann die Frau; sie ist das Resultat der Zivilisation, ein künstliches Werk. In den Ländern, in denen jede geistige Kultur fehlt, existiert sie nicht (denn sie ist ein Kunstwerk im menschlichen Sinn; werden aus diesem Grund alle großen allgemeinen Ideen weiblich symbolisiert?).«

Wer liest schon Flaubert...

Gabriele Sandforth

Bottrop

Weltweiter Aufbruch

Dar folgende Durchschlag eines Briefes an Erich Honecker erreichte uns Ende November

Lieber Genosse Erich,

In der »Süddeutschen Zeitung« haben wir gelesen, daß Du in der »European« ein Interview gegeben hast, in dem Du sagtest, daß der Kommunismus siegen wird. Fanden wir gut, das von Dir zu hören, nachdem wir ein Jahr lang denken mußten, der Klassenfeind hätte es geschafft, Dich ins Altersheim abzuschieben. Kommunismus heißt für uns eine menschliche Gesellschaft, frei von Ausbeutung und Unterdrückung zwischen den Geschlechtern und Rassen, den Klassen und Nationen.

Wir wollen einen weltweiten revolutionären Prozeß, ohne Erstarrung und Dogmatismus. Von den realsozialistischen Staaten hatten wir oft den Eindruck der dogmatischen Erstarrung. Aber wir vergessen dabei nicht die antiimperialistische Solidarität und die Ansätze einer solidarischeren und gerechteren Gesellschaft, die Ihr erkämpft und geschaffen habt.

Für einen neuen weltweiten Aufbruch (besonders in den Metropolen) wollen und müssen wir die Fehler der Vergangenheit aufarbeiten, findste auch? Dazu brauchen wir auch Dich, mit Deinen ganzen Erfahrungen!

Weißt Du, wir haben uns einfach über den Zeitungsartikel gefreut, und wir wollen Dir so Grüße schicken.

Wir freuen uns auf Deine Memoiren. Wenn Du Lust hast, schreib uns mal.

Viele Grüße!

Genossinnen und Genossen aus dem Tübinger »Infobüro« und der »Tübinger Initiative für die Zusammenlegung der politischen Gefangenen – jetzt«

Konkret 01/91, S. 8

Hermann L. Gremliza

... and the good?

Der Kapitalismus aber hat ein Stadium erreicht, wo er ohne »inneren Feind« dasteht, soll heißen: Es gibt einfach keine der Erwähnung werte Opposition, die ein irgendwie gearteter anti-kapitalistischer Konsens einte. Wenn er nun bald auch... ohne territoriale Grenzen dasteht, ist das nicht nur »sein« welthistorischer Triumph, sondern aufgrund der Umstände dieses Triumphes, dem Desinteresse an der »arettierten Chance« von 1917, auch das Ende jenes historischen Bezugsrahmens, in dem sich seine Kritiker sahen...

Die Wirklichkeit macht uns kein überzeugendes Angebot, Bush oder Saddam Hussein zum »Guten« zu erklären, und die Geschichtsphilosophie, mit deren Hilfe wir uns hätten überreden können, es doch zu tun, ist abhanden gekommen... Es mag der Blick auf die Weltgeschichte dem ähnlich werden, den man durch die Seiten eines Geschichtsbuches auf die Kriegs- und Verwüstungszüge des Dreißigjährigen Krieges tut: Man möchte schreien, daß sie nur ein Ende mit dem machen sollen, was sie da tun, egal »wer gewinnt«.
Jan Philipp Reemtsma in »...the bad and the ugly« (KONKRET 12/90)

Einverstanden - und, weil keiner von euch »der Gute« ist: Schluß damit, Saddam! Aufhören, Bush! Es wird aber wieder mal keiner auf uns hören. Und also?

Es fällt auf, daß das Ende des realen, real existierenden, des nominal oder wie immer benannten Sozialismus niemanden härter getroffen zu haben scheint als seine linken Verächter. Zwanzig Jahre lang hat die Grüne Renate Damus die bürokratische Diktatur DDR bekämpft, um den Augenblick des Zusammenbruchs als ihre eigene Niederlage zu empfinden. Sie war wohl so enttäuscht wie Reemtsma, daß die »historische Chance«, die im »Zerfall bürokratischer Macht« gelegen habe, nämlich daß »die ökonomische wie politische Macht... aus den Kanzleien auf die Straße zurückgeholt« hätte werden können, nicht eine einzige Sekunde lang in Betracht gekommen ist. »Möglicherweise«, schreibt Reemtsma, »ist derjenige, der ohnehin nie gemeint hat, es gebe (zu den nominalsozialistischen Staaten) eine sozialistische oder eben im weitesten Sinne `linke' Alternative, mal wieder besser dran.«

Ich habe das gemeint. Ich habe gedacht und aufgeschrieben, daß das Ende des Realsozialismus keine Chance bieten werde, die ökonomische und politische Macht auf die Straße zurückzuholen, und deshalb seine Realität, die ich nicht ändern konnte und andere nicht ändern, sondern beseitigen wollten, verteidigt so gut ich`s vermochte. Nun bin ich auch noch besser dran: »Zuvor konnte er sich um die Erkenntnis der Realitäten herummogeln, nun kann er sich auf die Jahre 1989/90/91 in den Kategorien von Sieg und Niederlage beziehen und kann der Geschichte jenes Minimum an Heroismus-Phantasien abgewinnen, das, wenn man sonst nichts hat, doch immer tröstlich ist.«

Zugegeben: Für die Realitäten des realen Sozialismus habe ich mich weniger interessiert, als man von einem seiner Verteidiger erwarten durfte. Mir genügte, daß seine teils kümmerliche, teils brutale und nur in zu raren Momenten das Versprechen von 1917 einlösende Existenz eben das ausschloß (oder, wie wir jetzt wissen: aufhielt), was seiner Niederlage folgen mußte: den welthistorischen Triumph des Kapitalismus und das, was Reemtsma das Ende des historischen Bezugsrahmens nennt, in dem sich seine Kritiker sahen.

Ein feines Paradoxon: Der nominale Sozialismus war bloß nominal, also nicht real, und weil es ihn nicht mehr gibt, gibt es keine Linke mehr? Es müßte also der nominale Sozialismus, der Hort des Bösen, doch irgendwie trotz alledem und alledem der Hort des »Guten« gewesen sein? So sah ich ihn nie oder doch schon lange nicht mehr. Nicht einmal als unter zwei Übeln, *the bad and the ugly*, das kleinere, wie ein kommunistischer Realo behaupten könnte. Nichts als seine bloße mächtige Existenz, die das nun eingetretene Ende der Geschichte, den weltweiten, irreversiblen Triumph des Kapitalismus aufgehalten hat, war an ihm zu loben. Sie hat viele Menschen das Leben gekostet; ihr Ende könnte, ich fürchte: wird die Menschheit umbringen.

Die Saddams dieser Welt haben sich nicht verändert, aber die Bedingungen, unter denen sie Politik machen. Solange sie nicht allein waren, sondern im Kräftefeld der globalen Auseinandersetzung zwischen dem Kapitalismus und dem »Wasauchimmer« sich bewegten und bewegt wurden, waren sie - diesem oder jenem, zeitweise oder überhaupt - zurechnungsfähig (auch das natürlich nur in Grenzen und mit Ausnahmen wie Pol Pot). Nun, da sie allein gegen die *One World* stehen, ist mit ihrem Bezugsrahmen ihre Zurechnungsfähigkeit vollends abhanden gekommen: Ihre Kämpfe, die sie selbst nicht mehr als der Verbesserung ihrer Position in der globalen Hierarchie des Elends dienend begreifen können, sind von vornherein verlorene letzte Gefechte. Entsprechend ihre Mittel: »Wunderwaffen« (wie des deutschen Führers Gläubige der letzten Tage sie nannten) und Terror.

Wer wünschte nicht, daß sie aufhörten, daß, da Bush nicht aufgeben wird, Saddam Hussein unsere kuweitischen Ölfelder an unsere Prinzen zurückgäbe? Egal »wer gewinnt«? Und dann reden wir von was anderem? Als tilgte die Unfähigkeit, in der Golfkrise entweder für Saddam oder für Bush Partei zu ergreifen, die Verantwortlichkeit jener, die, durch zweihundertjährige Ausbeutung, den »Nahen Osten«, seine aberwitzigen Staatsbildungen, seine Unterentwicklung, seine Hoffnungslosigkeit, seine Glaubenskrieger und schließlich die Assads, Mubaraks und Saddams »gemacht« haben. Jene - das sind auch, als spätgeborene Nutznießer dieser Politik: »wir«, die Beobachter und Beschreiber, die sich noch weigern, das Elend der Welt für gottgegeben zu halten. Die Partei, die »wir« zu ergreifen hätten, kann nicht die des Saddam Hussein und die des George Bush sein, die eben auch Helmut Kohls Partei und also die großdeutsche ist; selbst dann nicht, wenn man (wie Reemtsma) von ihrem Sieg weniger Schreckliches befürchtet als von dem ihres Gegners. Aber auch nicht die Partei des Hausmeisters, der um Ruhe bittet.

Richtig ist, daß der weltgeschichtliche Bezugsrahmen, von dem Reemtsma spricht und den er mit der Jahreszahl 1917 markiert, abhanden gekommen ist. Eine Linke als »der Erwähnung werte Opposition«, eine, die den Triumph des Kapitalismus wenn schon nicht stoppen, so doch zügeln könnte, gibt es nicht mehr. Und darum fahren wir, wie die Toten nach Schluß der Vorstellung in den von Melina Mercouri nacherzählten griechischen Tragödien, alle ans Meer?

Was dazu abhanden kommen müßte, aber (noch) nicht überall abhanden gekommen ist, ist die Partei der Aufklärung. Ihr schlichtes Programm: zu fragen, wie die Kuhscheiße aufs Dach gekommen ist, ohne Rücksicht darauf, ob es noch einer wissen will und was er mit diesem Wissen macht; zu sagen, wer den Nahen Osten zum Nahen Osten gemacht, ihn so zugerichtet hat und warum (selbst ohne seine deutschen Giftgasfabriken wäre Saddam Hussein ein Produkt auch der deutschen Politik, die das am Golf geförderte Öl »unser Öl« nennt. Morgen kann er tot sein oder wieder einer »unserer« besten Kunden); nicht nach dem »Guten« zu suchen, den es nicht gibt, nicht im Nahen Osten, nicht in Vietnam, Angola oder El Salvador, sondern die Ursachen zu nennen und die Interessen zu beschreiben, die Opfer und ihre Rächer, die der Haß verzerrt hat, und die Täter, die wenigstens um ihr gutes Gewissen gebracht seien.

Konkret 01/91, S. 10

Eckhard Voss

United Colours

In Europa vollzieht sich derzeit der Wandel von einem lange Zeit verdeckten, »marktwirtschaftlich« vermittelten zu einem offensiv und imperialistisch auftretenden Rassismus. Dabei geht es nicht nur um ein ideologisches Konstrukt, sondern in erster Linie um ökonomische Ausbeutung. Ein Überblick über die Flüchtlingspolitik der EG-Staaten

»Sturm auf Europa - Asylanten und Wirtschaftsflüchtlinge - Droht eine neue Völkerwanderung?« Was im Titel des Buches von Manfred Ritter (Verlag von Hase und Köhler, München 1990), Mitglied der CSU und des rechtsextremen Witikobundes, als drohende Zukunftsvision noch mit einem Fragezeichen versehen ist, der ehemals anderen »Tageszeitung« ist es längst unumkehrbare Realität geworden: »Auch wenn in den letzten Jahren der Eindruck entstanden ist, daß in Europa Völkerwanderungen der Geschichte angehören - die letzten Jahre und Monate haben das Gegenteil bewiesen. Ziel des wieder erwachten Wandertriebs: das reiche Westeuropa.« (»taz«, 10.5.90).

Ob Sturm oder - schlimmer noch - triebhafte Wanderung, von alten und neuen Rechten über Sozis bis zu Realgrünen herrscht Einigkeit darüber, daß die arme Restwelt sich auf den Weg ins reiche Westeuropa und in dessen bundesrepublikanisches »Mekka« (»Stern«) aufgemacht habe. Zu den »Armuts- und Hungerflüchtlingen« sowie den »Scheinasylanten« aus Afrika, den arabischen und asiatischen Ländern kämen in Zukunft neben Menschen aus anderen Ostblockländern noch »Millionen aus der Sowjetunion« (»Stuttgarter Zeitung«).

Die Schäden, die dem »massenhaften Flüchtlingsstrom« angedichtet werden, sind enorm: die bereits angespannte Lage auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt weite sich zur Katastrophe aus; die Löcher im sozialen Netz, das durch Arbeitslosigkeit und Armut schon genug strapaziert sei, würden immer größer; es wüchsen Zwietracht, Neid und Aggressionen in der Bevölkerung. Das reiche Westeuropa scheint in seinen ökonomischen, sozialen und politischen Grundfesten bedroht. Während die Rechten sich in ihren Forderungen nach Abschaffung des Asylrechts, Einwanderungsstop und Abschiebungen zwecks nationaler Selbsterhaltung bestärkt sehen, werden die Stimmen derer immer kleinlauter, die bislang das Asylrecht verteidigten. Das gilt insbesondere für die Manager der »multikulturellen Gesellschaft«, die ihre konkrete Utopie der offenen Grenzen ebenso schnell wieder fallen gelassen haben, wie sie sie einst zeitgeistgemäß adaptierten. »Bei solchen Perspektiven (der 'Masseneinwanderung') bleibt der emphatische Ruf 'Ausländer rein!', den der »Stern« noch im März an den Schluß einer Liebeserklärung an die multikulturelle Gesellschaft stellte, auch wohlwollenden Internationalisten im Halse stecken.« - schreibt der »Stern« im Oktober.

Angesichts der heutigen Haltung der SPD (Lafontaine-Vorstoß) und des grünen Mainstream (aus der Forderung nach »offenen Grenzen« wurde »demokratische Zuzugsregelung«) deutet sich in der Frage der Flüchtlingspolitik eine große Koalition unter der Parole an: Asylrecht ja, aber ohne Flüchtlinge. Bei einer Anerkennungsquote von momentan 3,5 Prozent solle die BRD auf dieses Aushängeschild ihrer humanen Seite nicht verzichten. Darüber hinaus diverse und je nach ökonomischer und politischer Wetterlage korrigierbare Einwanderungsquoten für Menschen aus Krisengebieten. Die wichtigste Voraussetzung für diese Option wird sein, daß für alle diejenigen, die heute zwar unerwünscht sind, aber doch aus »humanitären« Gründen geduldet werden (müssen), die Grenzen unüberwindbar werden. Deshalb ist die Sicherung der Außengrenzen mittels militärischer Perfektion, Visazwang für Menschen aus Nicht-EG-Ländern und bilateralen Abkommen heute wichtiger denn je. Der Einsatz von Bundesgrenzschützern auf internationalen Flughäfen oder des Flugpersonals bundesdeutscher Unternehmen als vorgelagerte Prüf- und Abschiebebehörden ist nur die logische Konsequenz daraus.

Zwar ist die BRD bei den meisten dieser Maßnahmen Vorreiterin, aber in ausnahmslos allen westeuropäischen Ländern herrscht heute eine staatlich angeheizte Flüchtlingsphobie, und überall wird mit den gleichen Maßnahmen der Abschottung und abschreckenden Repression gegen Flüchtlinge reagiert. Leichte Differenzen lassen sich lediglich in den Akzentsetzungen und bei den Hauptzielgruppen ausmachen:

- Frankreichs Staatspräsident Mitterrand sieht heute die »Toleranzschwelle« überschritten und meint damit nicht den massiven Zuwachs an rassistischen, antisemitischen und faschistischen 'Tendenzen' im Land, sondern den »Asylantenansturm«. Im Dezember 1989, am selben Tag, an dem die Front National bei Nachwahlen in Dreux und Marseille erdrutschartige Erfolge verbuchen konnte, kündigte der sozialistische Premierminister Rocard ein »hartes Vorgehen gegen den steigenden Ausländerstrom« an. Bereits im November hatte die Regierung ein Maßnahmepaket vorgelegt, das unter anderem die Straffung des Asylverfahrens, den Entzug der Arbeitserlaubnis für Asylbewerber, eine Überprüfung ihres Sozialhilfeanspruchs und Maßnahmen zur Bekämpfung von »illegaler Einwanderung« und Schwarzarbeit vorsieht. Als Ziel seiner Flüchtlingspolitik erklärte Rocard, daß »in Zukunft Abschiebung die Regel darstellen wird«. Sollten die beiden staatlichen Flüchtlingsbehörden ihren verschärften Kurs und ihre Ablehnungsquoten beibehalten, dann dürften heute ungefähr 80.000 Menschen, die zum Teil seit Jahren in Frankreich leben und arbeiten, von Abschiebung bedroht sein. Innerhalb der bürgerlich-rechten Opposition ist die von Giscard d'Estaing formulierte Devise »Frankreich ist kein Einwanderungsland« heute Grundkonsens. Weiterhin wird die Abschaffung des »Jus-soli«-Prinzips im

Staatsbürgerschaftsrecht gefordert, nach dem jeder in Frankreich geborene Mensch automatisch das Recht auf die französische Staatsbürgerschaft hat.

- Die Abschaffung des »Jus-soli«-Prinzips war 1981 die erste Maßnahme der Thatcher-Regierung in Großbritannien, die zwei Jahre zuvor die Wahl unter anderem durch das Versprechen gewonnen hatte, die Einwanderung zu stoppen. Mit einer ganzen Reihe von Maßnahmen, zuletzt durch die Verschärfungen der Einwanderungsbestimmungen 1987 und 1989, ist Thatcher das gelungen, wovon ihre kontinentalen Kollegen bislang noch träumen: Seit 1988 deportiert Großbritannien jährlich mehr Einwanderer, als es Asylsuchende (durchschnittlich 5.000 pro Jahr) aufnimmt. Allein im Zeitraum von Anfang 1988 bis zum August 1990 verhängte die Regierung 19 Millionen Pfund Bußgelder an Fluggesellschaften wegen Beförderung von Personen mit falschen oder fehlerhaften Papieren, was einer Zahl von 19.000 Menschen entspricht, die in der Regel direkt wieder abgeschoben werden. Obwohl Großbritannien heute viel eher ein »Vertreibungs-« denn ein »Einwanderungsland« ist, gibt es weiterhin »Einwanderungsprobleme«: Seit einiger Zeit häufen sich Razzien in Wohngebieten und Betrieben, mit denen »Illegale« (nach offiziellen Angaben 250.000) aufgespürt werden sollen. Das Hauptthema des diesjährigen Sommerlochs war jedoch eine drohende Masseneinwanderung aus der Kronkolonie Hong Kong, die 1997 an China zurückgegeben wird. Die monatelange Debatte darüber, wie mit den 3,25 Millionen dort lebenden Menschen zu verfahren sei, die im Besitz eines britischen Passes sind, wurde von Innenminister Waddington mit der Erklärung eröffnet, man müsse damit rechnen, daß nicht einige tausend, sondern »alle 5 Millionen hierher kommen wollen«.

- In den skandinavischen Ländern, deren Flüchtlingspraxis bislang als relativ liberal angesehen wurde, ist in den letzten Jahren ebenfalls wegen »unzumutbarer« Flüchtlingszahlen (in Schweden waren das 1989 ca. 20.000, in Dänemark 27.000) die Asylrechtspraxis verschärft worden. Ebenso wie im Falle der BRD wachen heute schwedische Polizisten darüber, wer in ein Flugzeug nach Stockholm steigen darf und wer nicht. Seit der Novellierung der Asylgesetzgebung Ende 1989 ist die Anerkennungsquote um 50 Prozent gesenkt worden. Die Verfolgung von Kurden z.B. wird seither als »unglaubwürdig und übertrieben« pauschal verneint. Flüchtlinge, die mit Fähren aus Polen kommen, werden ohne Prüfung direkt wieder zurückgeschickt. Ein ähnliches Bild in Dänemark: Bußgeldkataloge für Fluggesellschaften wurden hier ebenso eingeführt, wie die Möglichkeit der Direktabweisung an der Grenze in »offensichtlich unbegründeten Fällen«.

- Obwohl in den Niederlanden und Belgien die Zahl der Asylbewerber zu dieserZeit sehr gering war, wurden auch hier 1989 bzw. 1987 die entsprechenden Gesetze verschärft. Trotzdem (oder gerade deshalb) konstruieren rechtsextreme Parteien und Politiker beständig das Schreckgespenst einer »Masseneinwanderung« der »Barbaren«, so der belgische Innenminister im Wahlkampf 1987.

- Begleitet von einer seit 1981 ständig wachsenden Flüchtlingshysterie sind in Österreich gleich mehrfach Gesetzesverschärfungen im Bereich der Asyl- und Ausländerpolitik sowie im Arbeitsrecht erlassen worden, die Innenminister Blecha als Maßnahmen der »freundlichen Abschreckung« bezeichnete: Asyl-Schnellverfahren, Ausweitung der »Zurückschiebungsmöglichkeiten« (z.B. die Möglichkeit, Flüchtlinge bereits im Flugzeug abzufangen) und Bußgeldkataloge für Fluggesellschaften zählen zu den Verschärfungen. Im Herbst 1990 ist wegen eines »Massenansturms« der Visazwang für Polen, Rumänen und Bulgaren eingeführt worden. Um die Einreise der »von der Aussicht auf ein leichtes Leben in Westeuropa Verführten«, so ein Gesetzeskommentar, zu verhindern, hat die Regierung im September gar 1.500 Soldaten des Bundesheeres an die Grenze nach Ungarn verlegt.

- Wie flächendeckend Flüchtlingsphobie und Hetze gegen Einwanderer aus Trikont-Ländern heute in Westeuropa verbreitet ist, wird nicht zuletzt am Beispiel der südeuropäischen »Auswandererländer« Spanien und Italien deutlich: Beide haben innerhalb kürzester Zeit eine Wandlung vollzogen und sich den westeuropäischen Standards angepaßt. Aus einer relativ freizügigen Praxis vor allem gegenüber Einwanderern aus Afrika, Lateinamerika und den arabischen Ländern sowie dem weitgehenden Verzicht auf »Ausländerpolitik« ist seit Mitte der 80er Jahre das genaue Gegenteil geworden.

Für Spanien war die Verabschiedung des »Ley de Extranjeria« als Ausländersondergesetz nach modernem Muster 1985 sicherlich eine der Bedingungen des EG-Beitritts. Für die 300.000 Menschen, die meisten aus Marokko und anderen afrikanischen Ländern, die bis dahin zwar ohne gültige Papiere, aber unbehelligt im Lande lebten, bedeutete dies, zu »Illegalen« und zum Problem für die »innere Sicherheit« erklärt zu werden. Auf das nun seit exakt fünf Jahren existierende »Immigrationsproblem« reagierte die sozialistische Gonzales-Regierung mit der Verschärfung der Asylrechtspraxis, dem Bau von sechs Abschiebeknästen, dem Einsatz des Militärs in der Meerenge von Gibraltar, der Einführung des Visazwangs für 59 Staaten, darunter alle Länder der Maghrebregion und Lateinamerikas, und schließlich mit dem Ausbau der marokkanischen Enklaven Ceuta und Melilla zu High-Tech-Festungen.

Noch schneller und in weit größerem Ausmaß als in Spanien mit fremdenfeindlichen Exzessen verbunden, entwickelte sich Italien von einer Auswanderungsgesellschaft zu einem Land mit »Einwanderungs- und Flüchtlingsproblemen«. Auf mehr als 500.000 beziffert die Regierung heute die Zahl der Einwanderer aus Nicht-EG-Ländern, die sich nach herrschenden Kriterien illegal im Land aufhalten - es sind auch hier vor allem Afrikanerinnen und Afrikaner, aber auch Flüchtlinge aus Osteuropa, für die Italien ein traditionelles Transitland auf dem Weg nach Nordamerika darstellt.

Anfang 1990 erließ die Regierung des Sozialisten Craxi ein Einwanderungsdekret, das den Beginn einer beispiellosen Hetzjagd auf »Clandestini« und solche, die dafür gehalten werden, darstellte. Nachdem im März eine Frist der Selbstdenunzierung für Einwanderer ohne Aufenthaltsgenehmigung abgelaufen war und auf diese Weise die »integrationsunfähige« Spreu vom »integrationswilligen« Weizen getrennt war (es meldeten sich 150.000), kam es in den folgenden Wochen überall im Lande zu polizeilichen Säuberungsaktionen, in deren Verlauf Tausende in Abschiebehaft genommen wurden. Bei ihren Aktionen, die mit der Vertreibung aller afrikanischen Händler aus der Innenstadt von Florenz ihren Höhepunkt erreichte, wurden die Schergen des Staatsapparates tatkräftig unterstützt durch bewaffnete Schlägertruppen, die oftmals von örtlichen Honoratioren angeheuert worden waren. Die Craxi-Regierung nutzte die Pogromstimmung gegen afrikanische Einwanderinnen und Einwanderer, um noch weitere Maßnahmen durchzusetzen: Im April kündigte der stellvertretende Premierminister und sozialistische Parteivorsitzende Martelli den Einsatz des Militärs gegen illegale Einwanderung an, seit September unterliegen Menschen aus der Maghrebregion dem Visazwang. Die italienische Regierung, die gegenwärtig den EG-Ratsvorsitz stellt, ist heute neben Gremien wie der Schengen-Kooperation (beteiligt sind die Benelux-Staaten, Frankreich und die BRD, Italien hat einen Aufnahmeantrag gestellt) und TREVI (das klandestine, nicht der EG-Kommission unterstellte Gremium der Innen-, Polizei- und Einwanderungsminister der zwölf Mitgliedsstaaten) die schärfste Vorreiterin der westeuropäischen Abschottung nach außen sowie der Repression und Verfolgung von Einwanderern und Flüchtlingen im Inneren.

Die hier geschilderte westeuropäische Abschottung ist nicht allein als »Harmonisierung« nationaler Gesetze im Vorfeld des grenzfreien Kapitalverkehrs der zwölf EG-Staaten ab dem 1.1.1993 zu erklären. Begriffe wie ‘Festung Europa’ oder ‘Europa grenzenlos asylfeindlich’, unter deren Motto heute die meisten der zahllosen Veranstaltungen, Kongresse und Publikationen stehen, die sich kritisch mit dem Thema »92« auseinandersetzen, erklären nichts, sondern stellen lediglich eine Beschreibung des längst Faktischen dar. In vielen Beiträgen der Debatte ist vom Festungscharakter, Asylfeindlichkeit und Rassismus als etwas die Rede, das entweder »droht« oder »jetzt« vorbereitet werde. Damit wird suggeriert oder ausdrücklich behauptet, es gelte eine Vorstufe zur Flüchtlingspolitik, die noch Spielräume für die Schaffung eines »anderen« Europas lasse.

Dies gilt insbesondere für die weit verbreitete Neigung, Gremien wie die Schengen-Kooperation oder die TREVI-Gruppe* als Aushängeschilder eines mehr oder weniger geheimen Überwachungs- und Sicherheitsstaates auf supranationaler Ebene zu sehen und deren Abschaffung zu fordern. Denn dabei wird entweder aus Unkenntnis oder Naivität völlig außer acht gelassen, daß das, was heute koordiniert wird - Visazwang für die Hauptfluchtländer, Sanktionen gegen Transportunternehmen, Direktabschiebungsmöglichkeit, Ausweisung abgelehnter Asylbewerberinnen und Asylbewerber, Arbeitsverbot, polizeiliche Erfassung und Überwachung - längst gängige Praxis in den allermeisten Mitgliedsstaaten darstellt.

Sicherlich eröffnen Schengen und TREVI neue Dimensionen paneuropäischer Repression und bieten für einzelne Länder in diesem oder jenem Punkt neue Möglichkeiten. Um die europaweite Flüchtlingsphobie und das nach 1945 einzigartige Ausmaß rassistischer Ideologie und Gewalt in Europa zu erklären, hilft der schnelle Rekurs auf »92« jedoch rein gar nichts. Wir sollten die Entwicklungen der letzten Jahre vielmehr in den Kontext stellen, in dem sich Einwanderungsbewegungen und Konjunkturen des institutionellen und alltäglichen Rassismus im neuzeitlichen Westeuropa seit jeher ereignet haben: in den Kontext kapitalistischer Ausbeutung und kolonialer bzw. imperialistischer Weltherrschaft.

In den Staaten der EG leben heute 12 bis 15 Millionen Menschen, die oder deren Eltern vor allem nach 1945 aus außereuropäischen Ländern eingewandert sind. Die Geschichte dieses »13. Staates im Binnemarkt« ist bekannt: In den 50er und 60er Jahren importierten alle westeuropäischen Industriestaaten Arbeiterinnen und Arbeiter aus Südeuropa, Nordafrika und/oder ihren Ex- bzw. Noch-Kolonien, um den Arbeitskräftebedarf in der Schwerindustrie und in öffentlichen Sektoren wie Transport und Gesundheitswesen zu decken. Die Restauration der kapitalistischen Nachkriegsökonomie wäre ohne die massenhafte Anwerbung von Arbeitsmigrantinnen und -migranten nicht möglich gewesen. In Belgien wurden Marokkaner und Türken für den Bergbau rekrutiert, in der BRD wurden Arbeiterinnen und Arbeiter aus Südeuropa vor allem für die Schwerindustrie angeworben. Frankreich, Großbritannien und Holland förderten die Einwanderung von Arbeitskräften aus ihren ehemaligen Kolonien. Algerierinnen und Algerier kamen nach Frankreich, Frauen und Männer aus der Karibik und vom indischen Subkontinent nach Großbritannien und aus Surinam und den Philippinen (aber auch aus Marokko und der Türkei) nach Holland.

Die ökonomische Rezession sowie die sich bahnbrechenden Wandlungen der Produktionstechnologien und die Veränderungen im System der internationalen Arbeitsteilung (vor allem die Verlagerung vieler arbeitsintensiver Industrien in die unter- oder halbentwickelt gehaltenen Länder), führte in der ersten Hälfte der 70er Jahre in allen westeuropäischen Ländern zu einem Stop der massenhaften Anwerbung. Seither ist die größte Gruppe nichteuropäischer Einwanderer jene der Flüchtlinge und Asylsuchenden geworden. Sie stammen aus dem Nahen Osten: Iran, Irak, dem Libanon; aus Lateinamerika, afrikanischen Ländern wie Zaire, Ghana, Äthiopien, Somalia und aus Asien: Vietnam, Kambodscha, Laos, Pakistan oder Sri Lanka.

Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, daß Arbeitsmigration im heutigen Westeuropa keine ökonomische Rolle mehr spiele und daß die heutigen Formen der Einwanderung von Menschen aus der »3. Welt« nichts mit der Ausbeutung »farbiger« Arbeitskraft zu tun hätten.

Bis in die 80er Jahre hinein deckte die britische Regierung den Bedarf an Arbeitskräften in der Gesundheitsversorgung durch die Rekrutierung philippinischer Arbeiterinnen. Der Industrialisierungsprozess, den Teile Italiens und Spaniens im letzten Jahrzehnt erlebten, wäre ohne den massenhaften Import von afrikanischen Arbeitskräften nicht möglich gewesen. Sie arbeiten nicht nur in den neu entstandenen Industrien, sondern füllen vor allem jene Löcher in den horti- und agrikulturellen Sektoren, die durch die Abwanderung einheimischer Arbeiterinnen und Arbeiter entstanden sind. So werden heute 50 Prozent der bei uns so beliebten weil geschmackvollen italienischen Tomaten von Afrikanerinnen und Afrikanern geerntet. Auch im Fischereiwesen, auf griechischen Werften oder auf den Baustellen der Olympiade 1992 im Großraum Barcelona liefe heute gar nichts ohne die zumeist illegale Beschäftigung von Arbeitsmigrantinnen und -migranten.

Aber nicht nur in Südeuropa, sondern auch in den reichen westeuropäischen Ländern sind in den letzten Jahren im Windschatten von Massenarbeitslosigkeit, High-Tech-Kapitalismus und Dienstleistungsökonomie neue Formen der Arbeitsmigration und der Ausbeutung entstanden, die nur noch wenig mit dem »Gastarbeitersystem« der 50er und 60er Jahre gemein haben. Sie erinnern viel eher an die Bedingungen, wie sie gegen Ende des letzten Jahrhunderts herrschten.

Etwa in der Modeindustrie. Branchengiganten wie C & A oder Benetton könnes es sich heute wieder erlauben, in England oder Italien zu produzieren, und sich so noch schneller auf Markttrends einstellen, weil hier wieder jene Ausbeutungsbedingungen herrschen, die die Konzerne einst in die Billiglohnländer Südostasiens lockten. High-Tech-Management, Vertrieb und Lagerhaltung sind in Mailand und London gepaart mit frühkapitalistischen Arbeits- und Lohnbedingungen. Gefertigt wird die schicke Boutiquenware nicht in eigenen Fabriken, sondern wie vor 100 Jahren in »selbständigen« Klein- und Kleinstbetrieben und/oder in Heimarbeit. Damit werden nicht nur Arbeitskosten gespart, sondern auch höchstmögliche Flexibilität und Rentabilität erreicht. Der Zwang, möglichst schnell und möglichst billig zu produzieren, wird nach unten, auf die »Sweat Shops« weitergegeben, die sich gegenseitig zu unterbieten suchen. In der Regel geschieht das dadurch, daß die Arbeitgeber Näherinnen möglichst wenig zahlen und sie lange arbeiten lassen. Wegen der schlechten Arbeits- und Lohnbedingungen war die Arbeit in den Schwitzkisten schon immer »ethnisch gefärbt«.

Ob als Näherinnen in den »Sweat Shops« der heruntergekommenen Innenstädte Englands, als Rosen- oder Zeitungsverkäuferinnen und -verkäufer, als Köche »fremder« Spezialitäten, als Reinigungs- oder Saisonarbeitskräfte auf europäischen Plantagen und Baustellen - die Migrantinnen und Migranten, Flüchtlinge und Asylsuchenden bilden heute den Kern einer neuen europäischen Unterklasse, die weitgehend unsichtbar dafür sorgt, daß die »postindustrielle Konsum- und Freizeitgesellschaft« funktioniert.

In einem Papier der »Communities of Resistance Conference«, die Vertreterinnen und Vertreter dieser Unterklasse aus allen westeuropäischen Ländern Ende 1989 in London veranstalteten, heißt es: »Die illegalen ArbeiterInnen stopfen die ‘Löcher’ in den europäischen Kolonien, sie verrichten Arbeiten, die einheimische ArbeiterInnen ablehnen, zu Arbeitsbedingungen, die diese niemals tolerieren würden, in der Gebäudereinigung, in Fast-Food-Imbissen, Tankstellen, auf Wochenmärkten, auf Plantagen, als Näherinnen in Sweat-Shops. Vor dem Hintergrund der allgemeinen Fragmentierung der Arbeiterklasse sind diese ArbeiterInnen ihr am stärksten marginalisierter und ausgebeuteter Teil. Sie sind ein gutes Geschäft für die Arbeitgeber. Sie haben kein Streikrecht und keine Ansprüche auf besseren Lohn, auf Gesundheits- und Sozialversicherung. Auch für den Staat, weil sie nicht zum Arzt gehen oder Kranken- bzw. Arbeitslosengeld einfordern.«

Es ist wenig geschrieben worden über die Lebensbedingungen und den Alltag dieser Menschen in Westeuropa und noch weniger über die ökonomische Rolle, die sie im modernen Kapitalismus spielen. Nony Ardill und Nigel Cross haben, unterstützt durch ImmigrantInnenorganisationen, Interviews mit Flüchtlingen aus Lateinamerika, den Philippinen, Sri Lanka, Westafrika und Kurdistan über deren Lebens- und Arbeitsbedingungen geführt**, die zeigen, wie dieses Räderwerk aus rechtlicher Unsicherheit, rassistischer und sexistischer Diskriminierung, ökonomischer Ausbeutung und der ständigen Bedrohung durch Knast und Abschiebung funktioniert.

Fast alle Interviewten überleben mit Hilfe einer Kombination mehrerer Jobs (»morgens Gebäudereinigung, mittags Restaurant, abends Putzen«), zwischen denen oft lange Fahrtzeiten liegen. Für die meisten hat die Arbeitswoche 70 bis 80 Stunden und bringt oft nichtmehr als 350 bis 450 Mark ein. Als eine der schlimmsten Formen der Ausbeutung nannten die Befragten die Arbeit als Dienst- oder »Kindermädchen« in wohlhabenden britischen Haushalten. »Domestic Slavery« bedeutet für sie, sieben Tage in der Woche 24 Stunden am Tag für nicht viel mehr als Kost und Logis arbeiten, sexuellen und anderen Demütigungen ausgesetzt zu sein und schließlich - falls der »Herr« keinen Gefallen mehr an ihnen hat oder der Terror zu groß wird - mit der Arbeitsstelle auch die Aufenthaltserlaubnis zu verlieren. Aber auch für diejenigen, die illegal arbeiten, ist die Situation nicht besser: »Wenn du illegal bist, zwingen sie dich, sie benutzen dich. Wir haben nicht das Recht, den Mund aufzumachen und irgendeine Frage zu stellen ... Ich merke heute, daß ich seit 10 Jahren als Sklave hier bin, als nichts anderes. Wir haben nicht die Wahl, müssen alle Bedingungen akzeptieren, weil wir fürchten müssen, daß der Boss sonst die Polizei ruft oder nach Papieren fragt, und das ist das schlimmste.«

Bei dem fast schon inflationären Gebrauch, den der Begriff ‘Rassismus’ heute erfährt, wird oft vernachlässigt, daß er nicht nur eine ideologische Konstruktion der Ausschließung des »Fremden« und der Einschließung der »eigenen« Kultur, Nation, Identität etc. darstellt, sondern auch und, wie ich meine, in erster Linie, ein ökonomisches Unterdrückungsinstrument ist. Seit den Tagen der Sklaverei werden bestimmte Bevölkerungsgruppen oder ganze Kontinente innerhalb des kapitalistischen Weltsystems stigmatisiert und als minderwertig behandelt, um sie ökonomisch auszubeuten. Auch wenn die Formen der Arbeitsmigration und der rassistischen Ideologien wechseln - im Zwang zur Migration und zur Arbeit sind sich Sklaven und Kulis, Fremdarbeiter der Kriegswirtschaft und Arbeitslagerinsassen, Flüchtlinge und illegale Einwanderer sehr ähnlich und haben auf dem Weltmarkt für Arbeitskraft die gleiche Funktion.

Heute sind es nicht mehr Arbeitsmigranten, die nach den Regeln des International Labour Office (ILO) beschäftigt werden, sondern zunehmend Flüchtlinge und »illegale« Einwanderer, die noch härteren Ausbeutungsbedingungen ausgesetzt sind. Und es sind das multinationale Kapital, imperialistische Politik und deren Stellvertreter vor Ort in der »3. Welt«, die sie als billige Arbeitskräfte auf die europäischen Märkte katapultieren. Es ist der Imperialismus, der weltweit die kapitalistischen Geschäftsgrundlagen diktiert: die der Waffengeschäfte zur Führung lokaler Kriege, der Ölgeschäfte in der Golf-Region, des Tourismusgeschäfts, des Geschäfts mit den Schulden - und mit Menschen: philippinische Frauen als »Hausmädchen«, Ehefrauen oder Prostituierte, Kinder, menschliche Organe und Blut als besonders profitable Waren.

Vor diesem Hintergrund erscheinen die wachsende Flüchtlingsphobie, die Erfolge rechtsextremer und faschistischer Parteien sowie der zunehmende Einfluß rassistischer Ideologien in offener oder kulturalistisch verkleideter Form nicht nur als Ausdruck eines »neuen« oder »erneuerten« Rassismus in Europa, sondern auch einer neuen Dimension imperialistischer Herrschaft. Was wir heute in Form der einheitlichen europäischen Abschottungspolitik, der staatlichen Repression gegen illegale Einwanderung, ethnische Schwarzarbeit und dem Anstieg rassistischer Gewalt und Propaganda überall in Europa erleben, ist der Wandel von einem lange Zeit verdeckten und »marktwirtschaftlich« vermittelten ethnozentristischen Rassismus zu einem offensiv und imperialistisch auftretenden eurozentristischen Rassismus. Es ist nicht mehr so sehr der Rassismus in Großbritannien, der schwarze und asiatische Briten diskriminiert und ausbeutet, nicht mehr der gegen Algerier gerichtete französische, oder die Ausbeutung und Diskriminierung der »Gastarbeiter« in der BRD, sondern ein paneuropäischer Rassismus, dessen bevorzugtes Thema die »Moros«, »Marroquini«, »Clandestini«, die »Dunkelhäutigen«, die »Barbaren« sind.

Hier das reiche Westeuropa, dort die arme Restwelt. Dieser neue Rassismus ist offen gegenüber faschistischen und antisemitischen Tendenzen und nimmt zunehmend auch kriegerische Formen an. Der Einsatz von Militär zur Sicherung der Außengrenzen, die pogromartigen Exzesse in Italien, die katastrophischen Warnungen vor »Überschwemmung« oder einer »Islamisierung« Europas, das Pochen auf eine quasi-biologische Unvereinbarkeit der »eigenen« mit »anderen Kulturen« oder die Einführung des völkischen Staatsbürgerrechts in Großbritannien, die auch in Frankreich droht, weisen in diese Richtung.

Vor diesem Hintergrund stechen die Defizite der antirassistischen Bewegung und Strategie ins Auge: der weitgehende Verzicht auf antikapitalistische und antiimperialistische Perspektiven und der Appell an die »fremdenfeindliche« Gesellschaft, sich als multikulturelle zu erkennen und zu benehmen. Mittels Anprangerung von Fremdenfeindlichkeit, der Forderung nach Toleranz und »kultureller Begegnung« soll der Rassismus in der Gesellschaft bekämpft und überwunden werden. In ihren momentan in der BRD und vielen anderen europäischen Ländern herrschenden Formen verdeckt diese Konzeption, daß die westeuropäischen Einwanderungsgesellschaften nicht auf der gleichberechtigten Koexistenz, sondern auf einem Dominanzverhältnis verschiedener »Kulturen« beruhen. Bei gleichzeitiger Ignoranz gegenüber den ökonomischen und politisch-ideologischen Funktionen rassistischer Ideologie und Praxis bewegt sich der multikulturelle Antirassismus nicht nur innerhalb des herrschenden Systems, sondern zementiert es noch.

*) TREVI ist nicht, wie oftmals angenommen, ein Akronym für Terrorism, Radicalism, Extremism, Violence und International, sondern wurde nach dem Trevi-Brunnen in Rom benannt, um einerseits an die römischen Ursprünge der Gruppe und andererseits - als Wortspiel - an den ersten Vorsitzenden, Fontejne, zu erinnern.

**) »Undocumented Lives - Britain’s Unauthorised Migrant Workers«, London, Runnymede Trust, 1988

Eckard Voss hat in KONKRET 3/90 über den Unterschied zwischen antirassistischem Kampf und multikulturellem Engagement geschrieben

Literatur

»Festung Europa«, Sondernummer der Blätter des iz3w,

:Schengen, ausländische Frauen und Frauenhandel in der BRD, Rassismus, Antirassismus, Multikultur, alltäglicher Rassismus

Europa 92, Reader zusammengestellt vom Internationalen Referat der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

:ökonomische Bedeutung des Binnenmarktes, Asylrecht in einzelnen Ländern, TREVI, Schengen, Sicherheitsstaat, Rassismus, Eurozentrismus

»Die Bullen greifen nach den Sternen«, Europäische Gemeinschaft und innere Sicherheit, zu beziehen über Redaktion Straßenmedizin, c/o BUU-BI Unterelbe, Hohenesch 63, 2000 Hamburg 50

:bislang beste Dokumentation zu dem Thema

Bericht des Untersuchungsausschusses Rassismus und Ausländerfeindlichkeit, zu beziehen über das Büro der Europäischen Gemeinschaften in 5300 Bonn 1

:Im Juli 1990 veröffentlichter Bericht des Europaparlament-Ausschusses, lesenswert wegen der Detailfülle zu einzelnen Ländern

Migration Newssheet, Monatszeitschrift des Churches Committee for Migrants in Europe (174 rue Joseph II, B-1040 Brüssel)

:einzige Zeitschrift, die in gut dokumentierten Länderberichten zu allen EG-Ländern über Einwanderungs-, Flüchtlingspolitik; Asyl- und Ausländerrecht, »Integration«, Rassismus/Xenophobie berichtet

»Whose Europe«, Zusammenschluß britischer ImmigrantInnen- und Flüchtlingsgruppen, die zum Thema EG ‘92 arbeiten und mit Gruppen in anderen Ländern zusammenarbeiten und noch vielmehr zusammenarbeiten wollen, c/o Refugee Forum, 54 Travistock Place, London WC 1H 9RG

Konkret 01/91, S. 15

Graeme Atkinson

The Abwahl

Die »Eiserne Lady« ist gestürzt. Von ihrer eigenen Partei? Ja und nein

Helmut Kohl hat jüngst zwei Wahlen gewonnen: Im Dezember die gesamtdeutschen Wahlen zum neuen»Reichstag« und, was weniger bekannt ist, im November die Abstimmung der britischen konservativen Partei über Margaret Hilda Thatcher, seine größte Feindin auf der europäischen Szene.

Zwar war es die verhaßte Kopfsteuer (Polltax), die Frau Thatcher in innenpolitische Schwierigkeiten gebracht hat, - in den politischen Reißwolf geriet die bis dahin so unbesiegbare Frau aber wegen ihrer Europapolitik. Mit »Europa« ist dabei natürlich die Europäische Gemeinschaft gemeint und, unausgesprochen, das neue Großdeutschland.

Thatchers Niederlage kam nicht überraschend. Die schon lange schwelende Auseinandersetzung wurde durch den Ausbruch des konservativen Handelsminister Nicholas Ridley im Juli 1990 zum offenen Konflikt. In seinem bemerkenswerten Interview mit der Wochenzeitung »Spectator« - einem Hausblatt der Konservativen - hatte Ridley all den Frustrationen ihren Lauf gelassen, die Thatcher bezüglich einer politischen Entwicklung empfand, über die sie schon seit geraumer Zeit keine Kontrolle mehr hatte. Ridley verschaffte der Wut eines Teils der britischen herrschenden Klasse Luft: Wut über den Verlust von Großbritanniens Stellung als Großmacht und Wut über den unaufhaltsamen Aufstieg Deutschlands zur Weltmacht. Ridley nannte die Bestrebungen, eine europäische Währungsunion an die Deutsche Mark anzubinden, ein deutsches »Komplott zur Machtübernahme«, beschwor die Erinnerung an Auschwitz, verglich Kohl mit Hitler und beschuldigte die Franzosen - die in britischen konservativen Kreisen seit ihrer Kapitulation vor den Nazis im Krieg als »treulos« gelten - »Schoßhündchen der Deutschen« zu sein. Er sprach für Thatcher und focht verzweifelt gegen Kapitulanten in den eigenen Reihen, selbst im Kabinett: gegen Leute, die versuchten, Thatcher zu überreden, sich mit der von Deutschland geschaffenen Realität abzufinden.

Diese »Realisten« griffen Ridley nach seinem Ausfall heftig an. Er mußte gehen. Nur vier Monate später folgte seine Chefin. Thatchers Opposition gegen Deutschland hatte nicht erst, wie viele Kommentatoren suggerieren, im letzten Jahr, angesichts der forcierten Wiedervereinigung, begonnen. Ihr politischer Instinkt hatte sie lange vorher ahnen lassen, was geschehen würde. Schon 1988 griff sie in ihrer berühmt-berüchtigten Rede in Brügge Jacques Delors scharf an; dessen Vorstellung, wie eine europäische Integration vollzogen werden sollte, konnte ihrer Meinung nach nur zu einem Ergebnis führen: einem von Deutschland dominierten Europa.

Sie ging auf die Suche nach Verbündeten. Als US-Präsident Reagan Großbritannien besuchte, wies sie auf die »besondere« Beziehung zwischen den USA und Großbritannien hin, um den Deutschen zu zeigen, auf wen sich die USA in Wahrheit verlassen. Und auch schon da kämpfte sie - mit bemerkenswerter Klarsicht - eigentlich darum, etwas zu »erhalten«, was eigentlich schon fast auf dem Müllhaufen der Geschichte gelandet war. Zwar hegte man auch in Washington dem neuen Deutschland gegenüber Ängste und Befürchtungen; diejenigen aber, die dort die Politik bestimmten, hielten es angesichts der in Gang gekommenen Veränderungen der Weltordnung für sinnvoller, sich auf die Seite der neuen Großmacht zu schlagen.

Von den Amerikanern verlassen, warf Thatcher ihr Netz nach anderen Verbündeten aus. Die verbissene Antikommunistin tauschte Reagan gegen Gorbatschow. Hier, verkündete sie, »ist ein Mann, mit dem wir uns verstehen.« Das Ziel dieser neuen und ziemlich dramatischen pro-sowjetischen Orientierung war dasselbe wie zuvor: sich mit denen zu verbünden, die durch die deutsche Wiedervereinigung am meisten zu verlieren hatten. Aber auch diese Strategie schlug fehl, denn wie die USA waren auch die Sowjets bereits dabei, sich dem neuen Deutschland zuzuwenden (oder vor ihm auf dem Boden zu kriechen): Die Deutschen mit ihrer immensen wirtschaftlichen Stärke würden vielleicht in der Lage sein, den Kreml zu retten. Eine solche Unterstützung durch Goßbritannien, das ja ironischerweise gerade durch Thatchers eigenen brutalen Monetarismus heruntergewirtschaftet war, lag nie im Bereich des Möglichen.

Im Juli 1990 war Thatchers Fraktion der britischen herrschenden Klasse eindeutig in die Enge getrieben. Das Ende der Nachkriegszeit - die viele Konservative als neue »Vorkriegszeit« betrachten - hat den britischen Imperialismus weit zurückgeworfen. Thatchers Schwierigkeiten wurden noch dadurch verstärkt, daß das Jahrzehnt britischer imperialistischer Außenpolitik, für das sie stand und das sie so vehement verteidigte, bei der Mehrheit der britischen herrschenden Klasse als veraltet gilt - bei jener Mehrheit, die Frau Thatcher im privaten Kreis »Appeasers« nennt.

Der Druck dieser Fraktion, die sich selber als »Modernisierer« verstehen, angeführt von Sir Geoffrey Howe, Thatchers Stellvertreter im Parteivorstand, nahm zu. Doch es war nicht die wachsende Zahl der proeuropäischen Rebellen in der eigenen Partei und im Kabinett, sondern die »außerparlamentarische Opposition« in Form der Confederation of British Industries (CBI), die schließlich die Entscheidung fällte. Die CBI, Sprachrohr der größten britischen Firmen und der multinationalen Unternehmen mit Sitz in London, hatte viele von Thatchers Maßnahmen enthusiastisch begrüßt. Es hatte

gut gefallen, wie Thatcher die Gewerkschaften zerschlug, man genoß ihren brutalen Kampf gegen die Bergarbeiter, rieb sich die Hände bei Thatchers wüsten Attacken auf öffentliche Ausgaben für solchen »Luxus« wie Gesundheit, Erziehung, Versorgung der Alten und der Armen, Sozialhilfe. Schließlich sollte die britische Wirtschaft »abspecken und sich fit machen« - für den EG-Binnenmarkt.

Daß man dort hinter den Deutschen bestenfalls den zweiten Platz besetzen konnte, war für die CBI kein so großes Problem - Hauptsache, man kam überhaupt auf das Siegertreppchen. Die Jahresversammlung der CBI, die am 5. November in Glasgow begann, brachte für Thatcher den Anfang vom Ende. Auf dieser Versammlung wurde, rhetorisch hübsch verpackt, von den Repräsentanten des britischen Kapitals entschieden, daß Großbritannien für eine vereinheitlichte europäische Währung und für den sogenannten »harten ECU« als Schritt in diese Richtung zu sein hat.

Noch in der Woche zuvor hatte sich Thatcher auf dem Gipfeltreffen in Rom durch einen Alleingang gegen die europäische Integration hervorgetan. John Banham, Direktor der CBI, der die seit Jahren düstersten Prognosen über den Niedergang der britischen Wirtschaft vorlagen, machte nun offen Front gegen die Regierungschefin: »Wir wollen nicht auf dem Bahnsteig zurückgelassen werden, während unsere Verlobte in der Ferne verschwindet.« Die Deutschen, genauer gesagt: eine vom deutschen Kapital dominierte Europäische Gemeinschaft als potentielle Verlobte zu umwerben - das wäre das letzte gewesen, was Frau Thatcher in den Sinn gekommen wäre.

Die deutsche Wirtschaftsmacht beherrscht jetzt, da mit Thatcher auch die letzte innerimperialistische Gegnerin gegangen (worden) ist, die Bühne. Sie war zwar eine unnachgiebige Reaktionärin, aber ihr Widerstand - in ihrer ganz eigenen, merkwürdigen Art - gegen den »Endsieg« deutscher kapitalistischer Macht gab den Kräften, die sich gegen Deutschland stellen, wenigstens etwas Raum und Luft, ihre Opposition ermutigte dazu, Fragen zu stellen - und das ist etwas, zu dem die dümmlichen sozialdemokratischen Fanklubs der deutschen Einheit nie bereit waren. Lafontaines kläglicher Protest thematisierte bloß die Kosten der Wiedervereinigung, nicht ihre politische Bedeutung.

Jetzt ist die »Eiserne Lady« fort, und Kohl und seine Verbündeten konnten in der sogenannten Dubliner Erklärung mit einmütiger Einstimmigkeit verlangen, daß der Rest von Europa bis 1997 seine politische Souveränität und Selbstbestimmung aufgibt. Deutschland will mehr, will sein altes imperialistisches Ziel erreichen: die »Neuordnung Europas«. Mit Margaret Thatchers Sturz ist es noch näher gerückt.

Graeme Atkinson lebt und arbeitet in Frankfurt/Main

Konkret 01/91, S. 16

Eike Geisel

Deutsche Seelenwanderung

In den achtziger Jahren mehrte sich die Zahl der Deutschen, die zum Judentum übertraten und damit zum Ausdruck brachten, »daß zum antisemitischen Syndrom Vernichtungswunsch und Bewunderung gleichermaßen gehören«. Ein Rückblick auf eine zehnjährige deutsch-jüdische Verwechslungskomödie

»Wir sind noch einmal davongekommen« - war nicht nur der deutsche Titel eines in den ersten Jahrzehnten nach dem Krieg erfolgreichen amerikanischen Theaterstücks, sondern auch der Stoßseufzer einer ganzen Generation. In ihm kam die Erleichterung darüber zum Ausdruck, wie vergleichsweise glimpflich die Sieger mit den Deutschen verfahren waren. Daß das erwartete Strafgericht ausblieb, bestärkte schon damals die Deutschen in der Ansicht, die Alliierten teilten ihre Auffassung, daß nämlich der Nationalsozialismus Verbrechen und Strafe zugleich gewesen sei. Waren also die Deutschen die Täter, so waren sie doch gleichermaßen auch Opfer.

Vierzig Jahre später stellte sich die lange Zeit hindurch praktikable Formel vom Nationalsozialismus als Verbrechen *und* Strafe als bloß zeitbedingte Konzession heraus. Im halbherzigen Eingeständnis, nicht Täter, sondern *auch Täter* gewesen zu sein, lag schon die Absicht beschlossen, der Welt einmal die Wahrheit zu sagen. Es mußte nur erst die Zeit dafür reif sein - und das wurde sie in den 80er Jahren, dem Jahrzehnt der Vollreinigung der deutschen Geschichte. Nach der Kranzniederlegung des Kanzlers in Bitburg, wo die Mörder der Befreier geehrt wurden, ohne daß es zu nennenswerten Protesten von Deutschen kam, wußte nun die ganze Welt, was vorher ein Betriebsgeheimnis der bundesdeutschen Gesellschaft gewesen war: daß es sich bei ihr um die Volksgemeinschaft von Hinterbliebenen und Kriegsopfern handelte.

Um die Juden ging es bei dieser historischen Vollreinigung nur insofern, als ihr Protest gegen die Gleichsetzung der Opfer mit den Mördern zum ersten Anlaß genommen wurde, ihnen zu bedeuten, daß es nun nicht mehr auf sie ankomme. Verübelt hatte man ihnen die Opferrolle, die man doch selbst beanspruchte, schon lange, wie die andauernde Konkurrenz von Heimat- und Tierschützern, Antiimperialisten, Friedensfreunden und Lebensreformern um das heißbegehrte Stigma Jude bewies. Die Deutschen hatten zwar den Krieg verloren, sollten aber als Vernichtungsgewinnler aus ihm hervorgehen, indem sie den Ermordeten noch die Rolle des Opfers stahlen. Und dieser Diebstahl gehörte zu den habituellen Waffen, mit denen schließlich am Ende des Jahrzehnts bei der Neuaufteilung Europas von den Deutschen der Frieden gewonnen wurde.

Mitte der 80er Jahre pochte die Öffentlichkeit ungeduldig auf diesen Alleinvertretungsanspruch, und Georg Hensel fragte angelegentlich des Theaterstücks »Ghetto« von Joshua Sobol in der »FAZ«: »Wann verlieren die Opfer ihre moralische Überlegenheit?« Die Antwort darauf war sehr einfach und kam vom »Spiegel«: ab sofort. Von ihm erfuhr die Öffentlichkeit, was sie schon immer bestätigt haben wollte, nämlich daß es eine »Wahlverwandschaft« zwischen Henkern und Opfern gegeben habe. Wenn man schon zähneknirschend zugab, daß Verbrechen geschehen waren, dann sollten wenigstens auch die Opfer schuldig sein. Und prompt schrieben die Grünen bei einem Besuch in der Gedenkstätte Yad Vashem den Israelis die Mahnung ins Gästebuch: »Nie wieder Faschismus!« Mit der Parole von der »Wahlverwandschaft« ging der Vorhang hoch vor einer kollektiven Verkleidungskomödie, in welcher sich die einen in den Kaftan, die anderen in die Khakikluft warfen. Die ganze Gesellschaft spielte das Stück vom eingebildeten Juden, um herauszufinden: Was heißt Deutsch? Wenig Beachtung haben bei diesem Gesellschaftsspiel bislang die Statisten gefunden, die in ihrer Rolle oft so aufgingen, daß sie tatsächlich das wurden, was andere mit taktisch politischem Geschick nur vorgaben zu sein: Juden. Von ihnen soll im Folgenden die Rede sein. Nur wenige Proselyten, d.h. zum Judentum Übergetretene, reden oder schreiben über ihre Entscheidung. Sie geben sich meist durch ihren neophytischen Eifer zu erkennen, indem sie Leserbriefe an die »taz« schreiben und regelmäßig beginnen: »Ich als Jude meine ...«, oder wenn sie sich bei der »Zeit« über den unjüdischen Juden Broder mit dem Vorwurf beschweren, er lebe in Israel, schreibe aber für deutsche Zeitungen.

Oft ist man daher auf Berichte aus zweiter Hand angewiesen, wie etwa im nachfolgenden Fall. Vorausgeschickt sei, daß es sich dabei um den Auszug eines an anderer Stelle veröffentlichten Gesprächsprotokolls handelt:

»Als Jugendlicher war ich oft mit der Jugendgruppe der jüdischen Gemeinde weg. Das war dann so wie bei den Pfadfindern mit Lagerfeuer und Kartoffelbraten. Einmal, ich werde das mein ganzes Leben nicht vergessen, saßen wir so ums Feuer und sangen unsere Lieder, als ein etwa 17jähriger Jugendlicher näher kam und fragte, ob er sich zu uns setzen dürfte. Er war ganz militärisch gekleidet, und es stellte sich bald heraus, daß er mit irgendeiner Neonazigruppe hier war, die in der Nähe ihre militärischen Übungen abhielt. Er wußte zu Beginn nicht, daß wir Juden waren. Als er es mitbekam, wurde sein Gesicht starr, und er wollte gleich aufspringen. Aber wir fragten ihn alles mögliche und ließen ihn nicht gleich gehen.

Es stellte sich heraus, daß sein Vater SS-Offizier gewesen war und noch heute wie auch seine Mutter begeisterter Nazi ist, auf die Juden schimpft und einen neuen Hitler herbeisehnt. Irgendwie hatten wir es geschafft, daß er ziemlich lange bei uns

sitzen blieb und mit uns redete. Als er dann ging, sagten wir ihm noch, daß er doch einmal zu uns ins Jugendzentrum kommen solle. Keiner von uns hat wirklich daran geglaubt, daß er wieder auftauchen würde.

Aber ein paar Tage später war er da, kam dann immer regelmäßiger und begann, sich für das Judentum zu interessieren. Wenig später ging er zum Rabbiner in den Unterricht, konvertierte zum Judentum und wanderte nach Israel aus. Dort meldete er sich freiwillig zum Militär und bekam auch die israelische Staatsbürgerschaft. Im Oktoberkrieg kämpfte er als Fallschirmspringer in der israelischen Armee, wurde schwer verwundet und ist heute noch gezeichnet von den Verletzungen. Ein ehemaliger Nazi opfert sich für die Juden. Die Eltern sind völlig verzweifelt, der Sohn ein halber Krüppel, so dreht sich die Geschichte um.«

Die Geschichte dreht sich um, doch sie dreht sich auch im Kreis. Wie real oder wie eingebildet der Attraktionswert des Staates Israel für einen militaristischen Charakter ist, soll hier nicht weiter interessieren. Denn die aktuelle umstandslose Mutation vom Neonazi zum Verteidiger Israels, eine Art Spätfolge der bundesweiten Euphorie nach dem 6-Tage-Krieg, ist historisch vorgeprägt.

Beispiele dafür, daß zum antisemitischen Syndrom Vernichtungswunsch und Bewunderung gleichermaßen gehören, bietet die deutsche Geschichte von Martin Luther bis Hans Jürgen Syberberg zuhauf. Hitler etwa war ein begeisterter Leser der »Protokolle der Weisen von Zion« und sprach mit neidvoller Verehrung über die von den Antisemiten ausgedachte jüdische Weltherrschaft. Eichmann gab bei seiner Vernehmung in Jerusalem eine der letzten Anordnungen Himmlers zu Protokoll: »Wenn Sie bisher Juden ausrotteten, dann müssen Sie jetzt Judenpfleger sein.« Dieser Umschwung wäre Eichmann, hätte er noch Gelegenheit dazu gehabt, nicht schwergefallen, denn er hatte sich, wie er aussagte, schon früh für das Judentum interessiert. Er hatte sich etwas Hebräisch und Jiddisch beigebracht und ließ Juden dann gelegentlich im KZ antreten, um sie wegen ihrer fehlenden Hebräischkenntnisse zu beschimpfen. Der fleißige Spezialist für jüdische Angelegenheiten, der seine Dienststellen mit Vorliebe in den Zentren jüdischen Gemeindelebens einrichtete, gab manchmal vor, in Palästina geboren zu sein, wo er sich 1937 sogar persönlich einmischen wollte. 20 Jahre später erklärte er, der Aufbauenthusiasmus wie der Lebenswille der Juden dort habe ihn stark beeindruckt, um so mehr, als er selbst Idealist gewesen sei. Und wenn er Jude gewesen wäre, dann bestimmt auch ein fanatischer Zionist, sagte er. Kaum hatten ihn die Israelis in Argentinien gefangengenommen, beteuerte er seinen Häschern, er sei schon immer ein Freund der Juden gewesen, und begann, das jüdische Totengebet, den Kaddisch, auf Hebräisch herzusagen.

Daß die beiden extremen Erscheinungsformen der Sonderbehandlung nicht nur in zeitlicher Aufeinanderfolge, sondern in friedlicher Koexistenz auftreten, belegt beispielsweise auch eine Figur in Joshua Sobols Theaterstück »Ghetto«. Ein Dr. Otto Paul stellt sich dem Bibliothekar des Wilnaer Ghettos, einem sozialistischen Intellektuellen, mit folgenden Worten vor: »Dr. Paul. Vom Einsatzstab Rosenberg zur Erforschung des Judentums. Also ... unser Amt arbeitet mit Wissenschaftlern und Gelehrten aller Schattierungen der jüdischen Kultur und schickt sie in bestimmte dafür ausgewählte Ghettos. Unser Ziel ist die Erforschung und Dokumentierung der geistigen und religiösen Bestandteile dieser Kultur ... Mir wurde die Ehre zuteil, nach Wilna geschickt zu werden, und ich hoffe, daß sich zwischen uns die engen geistigen Beziehungen entwicklen werden, wie man es unter Wissenschaftlern erwarten kann. ... Darf ich Ihnen ... meine letzten Bücher verehren?«

Der Bibliothekar blättert dann ein wenig in den Büchern und stellt verwundert fest, daß es sich um Untersuchungen über den Talmud handelt. Und Dr. Paul goutiert dieses Erstaunen: »Genau. Der Jerusalemer Talmud. Wie Sie sehen, ist das mein Spezialgebiet. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich noch nicht das Aramäische beherrsche. Aber ich habe angefangen, es zu lernen. Und sogar der Babylonische Talmud ist mir nicht ganz fremd. Ich kann auch eine Seite Gemore übersetzen.«

Dieser Wissenschaftler, der außerdem noch mit allerlei jüdischen Anekdoten, Zitaten hebräischer Dichter und jiddischen Sprachkenntnissen aufwartet, ist keine makabre Erfindung des Stückeschreibers Sobol, sondern eine historische Kreatur des nazistischen Wissenschaftsbetriebs. Es handelt sich um Dr. habil Otto Paul, geboren am 4. Mai 1888. Dieser Judaist im Offiziersrang galt, wie man Büchern über die Geschichte Wilnas entnehmen kann, im Ghetto als »Der Hebräer«. Er hielt dort Vorträge über die Bedeutung der jüdischen Feiertage, den Zionismus und über die britische Politik in Palästina. Mitte der 30er Jahre war er längere Zeit in Jerusalem gewesen.

Über das Ende seiner Karriere gibt es mehrere Versionen. Er soll nach der Befreiung von Wilna im Sommer 1944 untergetaucht und als ein den Deutschen entkommener Jude wieder aufgetaucht sein. Ein ehemaliger Partisan des Ghettos habe ihn dann enttarnt. Nach einer anderen Lesart ist er im Oktober 1944 gefallen. Würde man sich im Stil von Edgar Hilsenraths »Der Nazi und der Friseur« eine dritte Version ausdenken, dann sähe man Dr. Paul nach 1945 als überlebenden polnischen Juden in die Westzonen kommen, wo er bis zu seiner Pensionierung einen der ersten Lehrstühle für Judaistik innehat.

Der Habitus dieses vom Judentum faszinierten Schreibtischtäters, der ausdrücklich in »enge geistige Beziehungen« mit den Opfern treten möchte, west heute fort in der manischen Beschäftigung der Deutschen mit jüdischen Dingen. Nirgendwo

wurde so viel über Juden und Judentum publiziert, und nirgendwo war auch die damit beabsichtigte Aufklärung so folgenlos wie hier. Daß der habilitierte Nazi im jüdischen Ghettobibliothekar den »werten Kollegen« sieht, ist keineswegs Ausdruck professoraler Weltfremdheit, sondern diese groteske Respektbezeugung gehört zum antisemitischen Syndrom. »Ist Ihnen nicht aufgefallen«, soll Hitler den Danziger Senatspräsidenten Rauschning gefragt haben, »daß der Jude in allem und jedem das genaue Gegenteil des Deutschen ist und ihm doch wieder so verwandt, wie es nur zwei Brüder sein können?« Diese einfühlsame Wahrnehmung der prospektiven Opfer als familiäre Doppelgänger setzte sich bei den Nachgeborenen fort als die magische Sucht, vermittels jüdischer Namensgebung sich zu Brüdern und Schwestern der Ermordeten zu machen. Aus einer Edeltraut wurde in der Frauenbewegung eine Esther und aus Edith im Fernsehen eine Lea Rosh. Kein Kinderladen heute, in dem es nicht einen David, Simon oder Ruben gäbe. Und ruft auf dem Spielplatz eine Mutter nach Sarah, dann drehen sich gleich mehrere Mädchen um, denen dieser nach den Nürnberger Gesetzen verordnete Zwangsname verpaßt wurde.

Wenn Horkheimer und Adorno in der »Dialektik der Aufklärung« schrieben: »Kein Antisemit, dem es nicht im Blute läge, nachzuahmen, was ihm Jude heißt«, so war damit auch die Attitüde charakterisiert, mit welcher sich die Vernichtungsgewinnler familiär über die Opfer hermachten. Die wachsende Beliebtheit jüdischer Witze wie die penetrante Verwendung jüdischer Redewendungen, die Begeisterung für jiddische Folklore in Ton und Bild und die akribische erkennungsdienstliche Rekonstruktion jüdischen Lebens demonstrierten anschaulich, daß diese neue Brüderlichkeit, für die es dann auch entsprechende Wochen gab, nur ein Zerrbild der vielbeschworenen deutsch-jüdischen Symbiose war. Aus der einstigen Illusion war nun eine Karikatur geworden. Und im von ihr umschriebenen verwandschaftlichen Verhältnis entsprach dem »Ewigen Juden« der »Ewige Goj«. Letzterer war die Nachkriegsausgabe von Otto Normalvergaser, wie man in der Protestbewegung noch die durchschnittlichen Deutschen der Nazizeit bezeichnet hatte. Nicht zufällig stammt der Gründungsgedanke der ersten deutschen Kleinbürgerinitiative, der deutsch-jüdischen Versöhnung, von einem Antisemiten, der Opfer und Täter als von der Geschichte Geprellte brüderlich zusammenführen wollte. Während des Nürnberger Prozesses machte der später hingerichtete Robert Ley den Vorschlag, einen paritätisch besetzten »Versöhnungsausschuß« einzurichten, eine Idee, die Eichmann in Jerusalem wieder aufgriff, als er sagte: »Auch Frieden mit meinen ehemaligen Gegnern möchte ich finden.«

Im Zuge dieser forcierten Familienzusammenführung war es nur logisch, daß man auf diese wahlverwandschaftlichen Verhältnisse einen abstammungsgeschichtlichen Blick nach innen warf. Und nach dem »Eichmann in uns« wurde glücklicherweise auch der »Jude in uns« ausfindig gemacht. Dazu bedurfte es diesmal keiner gesetzlichen Regelung. Zur Verschwisterung mit den Opfern und der Verbrüderung mit den Überlebenden gehörte auch die fürsorgliche Haltung, die man ihnen gegenüber einnahm. Ihren Verstimmungen trat man als Arzt gegenüber, jedoch mit der Absicht, sich vom Patienten kurieren zu lassen. Wohl niemand käme auf den Gedanken, der viele Deutsche, wenn sie Juden kennenlernen, nicht losläßt, nämlich ihnen zu erklären, daß und warum sie verfolgt wurden. Als der Bundeskanzler Mitte der 80er Jahre vor einer Versammlung jüdischer Wissenschaftler in Berlin sprach, wußte er hauptsächlich zu sagen, daß es in Deutschland zwischen 1933 und 1945 den Nationalsozialismus gegeben habe. Seine Zuhörer waren ausnahmslos jüdische Historiker.

Während die übergroße Mehrheit der Teilnehmer bei dieser Verwechslungskomödie in jüdische Rollen schlüpfte, um als Deutscher dann an die Rampe zu treten, gingen einige wenige den Weg der Annäherungbis zu seinem logischen Ende und konvertierten. Die schrittweise Khomeiniisierung des Westens, in der Bundesrepublik mit Kirchentagen und Jugendsekten, schuf das Klima, in welchem selbst die Konversionskandidaten die Motive ihrer Neigung zum Judentum verkannten. Deshalb war in der Regel der Übertritt auch nicht die Erlösung, die sich die Betreffenden erhofft hatten. Zu den wenigen Ausnahmen gehörte ein Berliner Psychoanalytiker, der therapiesuchenden Ehepaaren mit eigenem Beispiel den Ausweg aus der Beziehungskrise vorführte. Mit zwei Frauen und mehreren Kindern lebte er unter einem Dach und im Einklang mit rabbinischen Traktaten über die Vielehe. Oft frustriert dagegen vom kühlen Empfang bei den Juden, denen das beharrliche Interesse und die Begeisterung etwas suspekt waren, schlossen sich die Konvertiten als besondere Gruppe zusammen. Und mit ihren neuen Leiden wie mit ihren alten Motiven mußte sich dann der Psychologe der Jüdischen Gemeinde in einer eigens für Neigungsjuden und Übergetretene eingerichteten therapeutischen Gesprächsrunde abrackern.

Die gar nicht so verborgenen Beweggründe der Annäherungstäter wurden gelegentlich treffend beschrieben. In einer Mitte der 80er Jahre erschienenen Sammlung von Gesprächsprotokollen mit jungen Juden berichtete eine Journalistin über sich als Objekt einer obskuren Begierde, die man als vergangheitsbewältigende Rassenschande bezeichnen könnte: »Für den ... Intellektuellen ist eine Jüdin so etwas wie für den einfachen Arbeiter eine Frau aus Thailand. Das prickelnde Gefühl, mit einer im Bett zu liegen, wofür man vor 40 Jahren verhaftet worden wäre. Die waren dann oft so gütig, so verständnisvoll, als hätten sie es mit einer Behinderten zu tun.«

Dieser seelischen Winterhilfe korrespondierte der Sachverhalt, daß gerade unter jenen, die zum Überhang der Gesellschaft, zu ihren Randgruppen rechnen, die Neigung wuchs, sich als eine Art Juden der Klassengesellschaft zu verstehen. In der Redaktion der »Jüdischen Allgemeinen Wochenzeitung« trafen mit schöner Regelmäßigkeit Briefe ein, in denen die Absender darüber berichteten, daß und wie sie Opfer einer sozialen oder politischen Diskriminierung geworden seien, und daß sie nun das Schicksal der Juden nachfühlen könnten. Und oft verlangten diese Benachteiligten nach eben der

betriebswissenschaftlichen Kameradschaftspflege, wie sie Juden von Deutschen auf zahllosen Symposien und in deutsch-israelischen Vereinigungen angetan wurde, und wollten deshalb zum Judentum konvertieren. Wenn die Juden sie dann, wie der bereits erwähnte Gemeindepsychologe etwa von einem Rollstuhlfahrer berichtete, nicht gleich brüderlich in die Arme schlossen, dann offenbarten die Abgewiesenen zumeist, daß der Wandel durch Annäherung doch nicht so ganz geglückt war. Das Judentum sei leibfeindlich, kommentierte der Rollstuhlfahrer die seinem Konversionseifer gegenüber reservierte Haltung der jüdischen Gemeinde; schon im Alten Testament sei ja zu lesen, daß man Krüppel diskrimieren müsse.

Der individuellen Inanspruchnahme der Juden als Heilmittel persönlicher Probleme entsprach eine ebenso zweifelhafte gesellschaftliche Nutzanwendung. Zwischen dem verschwiegenen Geständnis einer Frau, sie sei wegen ihrer roten Haare und ihrer Sommersprossen schon in der Kindheit in eine Außenseiterrolle gedrängt worden und deshalb später zum Judentum übergetreten, und der unter Feministinnen gängigen Rede von den Frauen als den Juden der Sozialgeschichte besteht ein innerer Zusammenhang. In beiden Fällen handelt es sich um ein vorsätzliches Mißverständnis nach dem Motto: »Tut nichts, der Jude wird verkannt«. Der Unterschied besteht allerdings darin, daß die erste Äußerung eine private ist. In ihr drückt sich immerhin noch die Befangenheit einer Person aus, die den Zweifel nicht losgeworden ist, vielleicht einem selbstfabrizierten Schwindel aufgesessen zu sein. Von derlei verschämten Ahnungen gänzlich unbelastet waren hingegen die öffentlich inszenierten Verwechslungskomödien. Alice Schwarzer etwa, die nach den Frauen auch noch die Versuchskaninchen der Tiermedizin als Juden der Männerherrschaft entdeckt hatte, wurde im Unterschied zur anonymen Konvertitin von keinem Zweifel geplagt, sondern räumte den letzten aus. Während also manche Konvertiten sozusagen höchstpersönlich mit der allgemeinen Befindlichkeit der 80er Jahre, nämlich mit der Auffassung, die Deutschen seien die neuen Verdammten dieser Erde, Juden unter den Völkern, ernst machten und sich im Extremfall in eine fanatische Religiosität stürzten, blieben die selbsternannten Juden der Öffentlichkeit gelassen. Sie zehrten auf eine für ihre Person ungefährliche Weise vom kollektiven Wahn. Aus diesem bezogen sie geradezu ihre persönliche Stabilität, und ihnen blieb individuell der Ausbruch der Geisteskrankheit erspart, die in der radikalen Selbstverwandlung ins verfolgte Opfer lauert wie in jeder Überidentifizierung.

Protokoll einer Verwandlung: Ende Januar 1984 betritt Sabine S. Gelhaar das Martin-Buber-Institut für Judaistik der Universität Köln. Sie hatte hier Judaistik im Nebenfach studiert. Sie stürmt mit gezogener Pistole in einen der Seminarräume, in denen Professor Hermann Greive, ein bekannter Judaist, gerade einem Dutzend Studenten Hebräisch-Unterricht erteilt. Sie schießt aus nächster Nähe in den Kopf des Professors. Greive stirbt am nächsten Tag. Ein anderer Professor, der herbeieilt, wird durch einen Steckschuß verletzt. Die Täterin wird schließlich überwältigt und bekennt sich vor der Polizei zu der Tat. Sabine S. Gelhaar war 1979 zum Judentum übergetreten und nannte sich mit zweitem Vornamen Sara. Geboren als Kind evangelischer Christen in der DDR, wuchs sie in der Bundesrepublik auf, machte ein exzellentes Abitur und immatrikulierte sich für die Fächer Philosophie und Geschichte. Mitte 1975 lernte sie an der Universität einen emigrierten polnischen Juden kennen, der dort als wissenschaftlicher Assistent arbeitete. Sie drängte sich ihm auf, er wollte nichts von ihr wissen. Und damals begann sie, sich als Jüdin zu betrachten. Zwei Jahre später zog ein anderer Jude, ein Student, ihr Interesse auf sich. Sie erklärte ihm, sie sei Jüdin, zeigte Schabbathleuchter aus angeblichem Familienbesitz vor und beklagte sich bitter, die Synagogengemeinde registriere sie wegen fehlender Papiere nicht als Mitglied. Fünf Jahre hindurch nahm sie regelmäßig an den Seminaren des Martin-Buber-Instituts teil. Wie ähnliche Einrichtungen an anderen Universitäten oder selbst die Jüdische Hochschule in Heidelberg, hatte dieses Institut kaum jüdische Studenten.

Während Sabine S. Gelhaar bei ihrer wissenschaftlichen Arbeit in einem Archiv der Universität eine stille, unauffällige Erscheinung blieb, trat sie im Judaistik-Institut um so demonstrativer auf, immer mit dem Hinweis, sie sei Jüdin. Als Jüdin verlangte sie, bevorzugt behandelt zu werden, und sie protestierte dagegen, daß sich hier Nichtjuden mit jüdischen Schriften befaßten. Als ein Institutsmitglied einmal mit dem Hinweis eingriff, an der Universität werde Wissenschaft betrieben und keine Religion praktiziert, außerdem sei sie gar keine Jüdin, brach erstmals ihr mühsam ausgehaltenes Doppelgängertum zusammen. Sie schrie, daß sie alle »Gojim«, also die Nichtjuden, hasse. Während sie einerseits, von einem Hochbegabten-Stipendium unterstützt, eine wissenschaftliche Arbeit im Fach Judaistik beendete, gewannen ihre auf das Institut bezogenen Wahnvorstellungen an Macht. Aus dem Martin-Buber-Institut wurde für sie ein Martin-Luther-Institut. Hatte sie vorher nur vegetarisch gegessen und das »koscher« genannt, so berief sie sich nun in allen Dingen des täglichen Lebens auf rituelle Vorschriften. Mit dem Rabbiner, bei dem sie konvertiert war, überwarf sie sich. Er hätte sie als geborene Jüdin akzeptieren müssen. Zunehmend ersetzte sie die realen Erfahrungen mit der Außenwelt durch Halluzinationen. Sie fühlte sich »computergesteuert«, von Doppelgängern ihrer Bekannten bedroht. Auf die Straße ging sie nun mehrfach mit Hut und Gebetsschal, den Insignien des orthodoxen männlichen Juden. Im Herbst 1983 beschaffte sie sich Waffen, wurde Mitglied eines Schützenvereins und absolvierte sogar einen Sprengkursus. Wenige Monate später betrat sie das Martin-Buber-Institut zum letzten Mal.

Die Schüsse erregten damals großes Aufsehen. Doch das publizistische Interesse war sich der Motive seiner eigenen Heftigkeit kaum bewußt. Daß die Täterin zum Judentum konvertiert war und sich diesem mit derart paranoider Energie verschrieb, daß sie der phantasierten Bedrohung durch einen nichtjüdischen Professor schließlich mit der Waffe entgegentrat - das ließ sich als besonders reizvoller Amoklauf einer Geisteskranken darstellen. Damit war der

unangenehme Gedanke aus der Welt, daß mit dieser Tat eine wahnhafte gesellschaftliche Normalität ihre logische Zuspitzung und ihren extremen Ausdruck gefunden hatte. Sabine »Sara« Gelhaar hatte mit der im politischen Raum gespielten Rolle des eingebildeten Juden persönlich ernst gemacht. Das war ihr Fehler. Wie die kollektive, so endete auch ihre individuelle Seelenwanderung in einer Karikatur. Als wandelndes Zerrbild des Juden wurde sie zur Täterin.

Auf ihre eigene Weise bringen Israelis zum Ausdruck, daß sie Konvertiten für Menschen mit Persönlichkeitsstörungen halten; sie erklären sie einfach für verrückt. Nachgerade verwundert es nicht, daß bei Konversionen in Israel - der Voraussetzung für die Einbürgerung - die Deutschen an der Spitze lagen. Nicht in absoluten Zahlen, sondern im Verhältnis zur Einwohnerzahl des Herkunftslandes. Die Motive, nach Israel zu gehen und Israeli zu werden, sind vielfältig und reichen noch heute von der Begeisterung fürs kollektive und ländliche Leben im Kibbutz bis zu religiösen Begründungen. Doch zusätzlich wird fast jeder deutsche Neuisraeli wie unter Zwang seine höheren Beweggründe ins Feld führen. Vor 50 Jahren, als der jüdische Flüchtlingsstrom aus Deutschland nach Palästina anschwoll, galt den Immigranten die spöttische Frage: »Kommen Sie aus Zionismus oder aus Deutschland?« Bei der Invasion der Konvertiten konnte man die Frage reduzieren auf: »Kommen Sie aus Deutschland?« Mit der bejahenden Auskunft versehen verstanden Israelis auch die gelegentliche Wandlung von eingefleischten Pazifisten, etwa Mitgliedern der »Aktion Sühnezeichen«, die nun in der israelischen Armee für die deutsche Geschichte gegen die Palästinenser sühnten. Daß sie dabei auch von der besonderen Verantwortung für die Juden umgetrieben wurden, welche die Deutschen daraus ableiten, daß sie sie vordem umgebracht haben, zeigte eine 1986 mehrfach veröffentlichte Gewissenserleichterung eines Konvertiten in Israel. Ein Gershom von Schwartze, der bei seinem Übertritt zum Judentum weder auf das Monokel im Namen noch auf eine neuere deutsche Eigenart, die Betroffenheit, verzichten wollte, schrieb über die Motive seiner Konversion: »Als ich 18 Jahre alt war, begann ich, tief über den Holocaust und die jüdische Frage nachzudenken ... Ich begann Hebräisch zu lernen und fühlte mich immer stärker betroffen ... Ich konnte mit der kürzlichen Vergangenheit Deutschlands, mit Auschwitz, nicht leben. Ich ging auf die Suche nach mir selbst, nach einer neuen Ideologie und glaubte, sie im Judentum gefunden zu haben.« Als er sich schließlich wirklich selbst während des Libanon-Kriegs gefunden hatte, entdeckte er den Bewährungshelfer in sich: »Meine schlimmste Erfahrung machte ich, als ich Wächter im ersten Konzentrationslager der jüdischen Geschichte war, in Ansar ... es ähnelte durchaus einem deutschen Konzentrationslager.«

Auf andere Weise, doch ebenso sinnfällig, kurierte in der Altstadt von Jerusalem ein protestantischer Theologe, dessen Vater bei der SS gewesen war, sein inneres Leiden an Deutschland. Seit er Rabbiner wurde, nennt er sich She'ar Yashuv, was soviel heißt wie »Rest der Gemeinschaft« - und weil dieser Rest ihm zu klein war, hat er seiner Frau sechs Kinder gemacht. Für jede Million eines, wie er einem Reporter erzählte. Den spektakulären Anfang des neudeutschen Kreuzzugs ins Gelobte Land machte in den 70er Jahren der Sohn eines Nazirichters aus Nordrhein-Westfalen. Die Geschichte von David W. ist die Geschichte des sogar aus der kontinentalen Distanz geglückten Dialogs zwischen den Generationen, der Bericht einer Annäherung aus der Ferne, einer Heimkehr im Ausland. Denn David Bergmann mußte sich erst in einen frommen israelischen Juden verwandeln, um ganz wie seine deutschen Eltern zu werden. Am Protokoll dieser geglückten Anverwandlung ist nichts - außer dem Namen - erfunden.

Vor einigen Jahren kursierte bei deutschen Verlagen ein Manuskript aus Tel Aviv. Es handelte sich um die »Ein Augenblick der Wahrheit« überschriebenen autobiografischen Aufzeichnungen einer Frau. Die Verfasserin beschreibt darin die Stationen eines zerstörten Lebens, das in Wilna begann. Als einzige Überlebende ihrer Familie und durch viele Lager geschleppt, kam sie nach Kriegsende nach Palästina, heiratete dort und verlor noch vor der Staatsgründung ihren Mann bei einem Bombenanschlag. Die Erinnerungen wandten sich in vielen Passagen direkt an ihre beiden - nun erwachsenen Kinder, für die sie geschrieben wurden. Diese ausführliche Vorbemerkung war notwendig, denn mit dem »Epilog« überschriebenen letzten Abschnitt dieser Aufzeichnungen beginnt die Geschichte von David Bergmann.

»Vor einigen Jahren hielt sich mein Sohn in Europa auf und ließ nur selten etwas von sich hören. Eines Tages, als mein (zweiter) Mann und ich nach Hause kamen, sahen wir einen großen, schlanken Jungen auf der Treppe zu unserer Wohnung. Er war verdreckt und völlig verschwitzt. Wir fragten ihn, wer er sei. Er sagte, er heiße Reinhold; er habe unseren Sohn Chaim auf der Akropolis kennengelernt und eine Woche mit ihm zusammen verbracht. Sie hätten eine Menge miteinander geredet und Schach gespielt. Ich lud ihn ein, herein zu kommen, und er gab mir einen Brief von Chaim. Darin stand, daß der junge Mann ein Deutscher sei, ein Christ, 17 Jahre alt, und daß er konvertieren wolle. Chaim bat uns, dem Jungen nach Möglichkeit behilflich zu sein und für eine gute Unterkunft zu sorgen. Der Junge sei von Deutschland mit dem Fahrrad bis nach Brindisi gefahren und von dort aus mit dem Schiff über Griechenland nach Israel. Im ersten Augeblick wollte ich ihn wieder hinauswerfen. Ich dachte bei mir: 'Ein Deutscher in meinem Haus! Wie kann ich dieselbe Luft atmen wie er!' Aber dann sah ich ihn mir an und stellte fest, daß er sehr müde, schmutzig und hungrig war. Mein Herz zog sich zusammen und ich dachte daran, daß mein Sohn vielleicht auch in eine solche Lage geraten könnte. Und so war ich einverstanden, daß er die Nacht über blieb, denn er hatte ja sonst nichts. Überhaupt keine andere Adresse. Als ich ihm etwas zu essen anbot, wollte er nur etwas haben, was auch koscher war. Nach dem Essen fragte ich ihn einiges: Er erzählte mir, aus welcher Stadt er sei und daß sein Vater einer der höchsten Richter des Bundeslandes sei, aus dem er komme ... Ich wollte von ihm wissen,

warum er so plötzlich Jude werden wolle. Er gab mir zur Antwort, daß er sich schon seit seinem 12. Lebensjahr damit beschäftigt habe, daß in seinem Heimatort aber kein einziger Jude leben würde. Nachdem er einmal ein Buch mit üblen Witzen über Juden gelesen habe, sei er an dem Thema interessiert gewesen und habe beschlossen, selbst herauszufinden, wer und was die Juden sind.

Dann fing er an, über Juden und Judentum zu lesen und gelangte allmählich zu der Überzeugung, daß das Christentum unmoralisch und unlogisch sei. Das Judentum faszinierte ihn. Früher als andere machte er sein Abitur und kam mit Erlaubnis seiner Eltern nach Israel, um hier in einer Yeshiva zu studieren, in einem traditionellen theologischen Seminar. Dieser Abend endete damit, daß ich ihn zu Bett brachte und mich entschloß, ihm am nächsten Tag vorzuschlagen, in einen Kibbutz zu gehen und dort in einem organisierten Sprachkurs Hebräisch zu lernen. Das tat er, doch abends war er wieder da, denn es stellte sich heraus, daß er als Deutscher nur in einem sozia-listischen Kibbutz akzeptiert würde. Doch dort wäre das Essen nicht koscher, und das kam nicht in Frage. Als er zurückkam, bemerkte ich den fiebrigen Glanz in seinenAugen und sah, daß er hinkte... Wie er erzählte, hatte er sich eine Verletzung in Italien zugezogen, wo er mit dem Fahrrad unterwegs gewesen war. Ich ging mit ihm zum Arzt, und danach blieb er bei uns. Mit einem solchen Bein konnte ich ihn doch nicht wegschicken. ... In dieser Zeit lernten wir uns kennen. Er erwies sich als sehr begabt, gut erzogen, gebildet und sehr entschlossen. Zweimal täglich betete er und erklärte mir die Grundlagen der jüdischen Religion. Wir sprachen sehr viel miteinander. Ich erzählte ihm über die Deutschen, wie ich sie kannte, und über die Konzentrationslager... Ich sah, daß er über alles sehr ernsthaft nachdachte, und deshalb wollte ich ihm auch weiterhelfen. Er blieb dann weitere zwei Monate bei uns.

Erst am Schluß stellte sich dann heraus, daß sein Vater ein Nazi gewesen war. Obwohl ich das schon früher vermutet hatte, konnte ich doch in dieser Nacht nicht schlafen. Ich dachte daran, was meine Eltern dazu gesagt hätten, wenn sie gewußt hätten, daß ich den Sohn eines Nazi in mein Haus gelassen habe. Aber letztlich entschied ich mich trotz alledem, ihm zu helfen. Er lernte Hebräisch und studierte dann an der Yeshiva Rav Kook in Jerusalem. Danach wurde er beschnitten, wurde in der »Mikve«, dem Ritualbad, untergetaucht und nahm die israelische Staatsbürgerschaft an ... Dann ging er in eine Yeshiva Hesder, wo die religiösen Studien mit dem Militärdienst kombiniert werden können, und inzwischen hat er eineinhalb Jahre als Panzerkommandant im Sinai hinter sich. Er besucht uns oft und nennt uns seine ‘geistigen Eltern’ ... Sein Vater, ein ehemaliger Nazi, schickt jeden Monat Geld an die Yeshiva. Wenn er mit seiner Frau nach Israel kommt, dann sehen sie ihren begabten Sohn mit einem Tallit, einem Gebetsschal bekleidet, und er betet - das ist ihr Sohn, der wahrscheinlich eine Jüdin heiraten und der Vater jüdischer Kinder sein wird ... Ich bin überzeugt, daß er unsere Rache an seinen Eltern ist.«

Auf ganz andere Weise als die Autorin dachte, ging dies in Erfüllung, nämlich dergestalt, daß aus David Bergmann ein jüdischer Faschist wurde, was aus dem Blickwinkel der Nazis betrachtet sicherlich die allergrößte Beleidigung darstellt. Der israelische Schriftsteller Amos Elon besuchte Bergmann, der sich in Hebron, in den besetzten Gebieten, niedergelassen hatte, und schrieb nach einem Gespräch mit ihm im »Ha’aretz«: »Es ist von ausgesuchter Ironie, wenn jemand wie er vom ‘auserwählten Volk’ spricht ... Es läuft einem kalt den Rücken hinunter, denn was da jemand im Kaftan sagt, das könnte genau so gut vom Träger einer schwarzen Uniform kommen.« Bergmann hatte ihm erklärt, daß die Juden als auserwähltes Volk einen nationalen Auftrag zu verfolgen hätten, auch auf Kosten anderer. Mit der Besiedlung der besetzten Gebiete werde der Wille Gottes durch Israel verwirklicht. Die Gewalt, die dabei notwendig sei, sei eine Verkörperung der obersten Moral. »Wenn das nicht so wäre«, fuhr Bergmann fort, »welches Recht hätten wir dann gehabt, Eichmann zu töten? Einst hatte er die Macht und ließ Juden umbringen. Danach wurden die Juden mächtig und ließen ihn töten. Auf der logischen Ebene besteht kein Unterschied zwischen der Gewalt der Nazis und der Gewalt der Israelis, sondern nur auf der Gefühlsebene.« Einem anderen Journalisten erklärte er: »Am Berg Sinai bekamen die Juden das Gesetz, und es wurde ihnen gesagt: erobert das Land aus den Händen der Kanaanäer. Da hätten sie damals auch fragen können: und was ist mit den Interessen der Kanaanäer? Machen wir es noch extremer: In der Bibel steht auch das von niemandem bestrittene Gebot, das Volk Amalek auszurotten - die einzige Parallele dazu wäre das völlig irrationale Gebot, das jüdische Volk auszurotten. Und in der Bibel gibt es keinen Hinweis darauf, womit die Amaleker das verdient hätten, oder welchen Nutzen man daraus ziehen könnte.«

Oder anders gesagt: Mit dem modernen Massenmord wäre alles in Ordnung gewesen, hätten die Nazis sich auf die Bibel berufen können. »Ein Volk, eine Religion, ein Rabbiner«, kommentierte Amos Elon die Maximen dieses jüdisch drapierten Faschisten, der aus der Bibel nicht das Recht, sondern die heilige Pflicht zur Besiedlung von Judäa und Samaria herleitete. Seinen wirklichen Namen wollte Bergmann nicht genannt sehen. Nicht weil er seine Privatsphäre schützen oder seinen Vater decken wollte. Nicht weil ihm die öffentliche Mitteilung über einen deutschen Konvertiten unangenehm war. Aus »Gründen der Staatssicherheit« bestand er darauf, seinen Namen nicht zu veröffentlichen.

Die Wege der Seelenwanderung verliefen nicht immer so dramatisch, sondern nahmen in ihrer eigenen Logik manchmal auch burleske Wendungen wie diese: Eine Frau aus Israel lernte während ihres Studiums in der Bundesrepublik einen jungen Deutschen kennen. Beide verliebten sich ineinander, wie das bei jungen Leuten gelegentlich noch der Fall ist, und

nach einiger Zeit beschlossen sie zu heiraten. Doch nun begingen die beiden den Fehler, die Eltern von ihrer Absicht zu informieren. Während die Angehörigen des jungen Mannes über derlei Familienzusammenführung auch aus den nun bekannten Gründen entzückt waren, meldeten die Angehörigen aus Israel Vorbehalte an: Zur Heirat könnten sie ihre Zustimmung nur geben, wenn der Ehemann zuvor konvertierte, denn die leidige Situation in Israel, ohne Zivilrecht, die Verlobten wüßten schon. Also nahm der junge Mann Stunden bei einem Rabbiner, während die Braut ihren profanen Studien an der Universität nachging. Mit der Zeit vertiefte sich der künftige Ehemann immer mehr in die Quellen und entschied sich schließlich, zur Freude aller Beteiligten, seinen rituellen Übertritt in Israel zu vollziehen.

Nach einer Weile schrieb er seiner Verlobten, es tue ihm sehr leid, aber aus der Hochzeit könne nichts werden. Schon allein die Tatsache, daß sie überhaupt in Erwägung gezogen habe, einen Nichtjuden zu heiraten, verböte ihm nun, sie zu ehelichen.

Mit dem Fall der Mauer fielen auch die Kostüme. Die Schauspieler traten ins wirkliche Leben zurück; aus eingebildeten Juden wurden wieder handfeste Deutsche. Und die das vergangene Jahrzehnt en suite gespielte Verwechslungskomödie mit dem Titel »Am jüdischen Wesen soll Deutschland genesen« wurde abgesetzt. Happy end, denn nun dürfen alle von Herzenslust wieder ganz ordinäre Antisemiten sein.

Eike Geisel lebt als freier Autor in Westberlin

Konkret 01/91, S. 22

Wolfgang Schneider

Judeus ex machina I

Es hat mitunter den Anschein, als würde die Formierung einer One World die losgelassenen Völker in einen Wahnsinn treiben, der sich zuallererst in einem neu entfachten Haß auf die Juden äußert. Aber nicht nur in den Staaten des ehemaligen Ostblocks, sondern auch im wiedervereinigten Deutschland verstärken sich antisemitische Tendenzen. Drei Neuerscheinungen versuchen die Frage zu beantworten, wie sich der Antisemitismus nach 1945 entwickelt hat. Sie werden in diesem und den beiden folgenden Heften vorgestellt

»Der Antisemitismus ist genau das, was er zu sein vorgibt: eine tödliche Gefahr für die Juden und sonst nichts.«
Hannah Arendt

Unter der Überschrift »Antisemitismus - ja bitte!« veröffentlichte Henryk M. Broder Anfang 1986 in der »Süddeutschen Zeitung« einen »Vorschlag für mehr Ehrlichkeit und weniger Heuchelei« im Umgang der Deutschen und der Juden miteinander, der die Deutschen dazu aufforderte, sich endlich als die Antisemiten zu begreifen und erkennen zu geben, die sie nicht etwa *trotz*, sondern gerade *wegen* Auschwitz in Wirklichkeit seien, und der die Juden mahnte, nicht länger an jenem Mißverständnis festzuhalten, demzufolge das Ausmaß des real existierenden Antisemitismus an den Wahlerfolgen rechtsradikaler Parteien gemessen werden könne. »Das Problem mit dem Antisemitismus«, schrieb Broder, »ist nicht, daß es ihn gibt, sondern daß sich niemand offen dazu bekennt«, denn die Unterdrückung des »vitalen Bedürfnisses«, das der Judenhaß den Nichtjuden nun mal sei, würde diese neurotisieren und zu allerlei Umwegreaktionen veranlassen, die Juden aber dazu verleiten, das Bild ihrer Lage nach den Reden deutscher Spitzenpolitiker zur Woche der Brüderlichkeit zu zeichnen. Mit einer gewissen Genugtuung stellte Broder daher fest, daß diese deutsch-jüdische »Idylle« im Verlauf der Auseinandersetzungen um die Frankfurter Aufführung des Faßbinder-Stücks »Der Müll, die Stadt und der Tod« im Herbst 85 endlich »einen Riß bekommen« hatte, dadurch beispielsweise, daß Günther Rühle, der ehemalige Feuilletonchef der »FAZ« und damalige Intendant des Frankfurter Schauspielhauses, das »Ende der Schonzeit« für die Juden verkündet hatte.

Fünf Jahre später erübrigt sich die Bitte um Offenlegung des Judenhasses, denn längst ist das Problem mit dem Antisemitismus nicht mehr seine Latenz und Privatheit, sondern das faktum brutum, »daß es ihn gibt« - öffentlich und politisch und als tödliche Gefahr für die Juden. Zum einen hat sich der von Broder konstatierte Riß der falschen Idylle in Deutschland derart verbreitert, daß sich das antisemitische Ressentiment mittlerweile artikulieren kann, ohne befürchten zu müssen, dafür auch nur zur Rede gestellt zu werden; zum anderen sind die Juden in weiten Teilen der Welt - vor allem im Nahen Osten und in den Staaten des ehemaligen Ostblocks - einem Verfolgungs- und Vernichtungswillen konfrontiert, angesichts dessen man den Broderschen Wunsch umkehren und um - sei's gewaltsame - Unterdrückung jenes »vitalen Bedürfnisses« und um mehr Heuchelei bitten möchte. Einige Stichworte zur Erinnerung:

- Nur wenige Wochen, nachdem Broder seinen Vorschlag unterbreitet hat, dokumentiert der Streit um die NS-Vergangenheit des österreichischen Präsidentschaftskandidaten Kurt Waldheim die Allgegenwart und Salonfähigkeit antisemitischer Einstellungen in einem Land, das die NS-Vernichtungspolitik mitbetrieben hatte.

- Ebenfalls 1986 zeigen sich bei repräsentativen Befragungen 51 Prozent der Deutschen davon überzeugt, daß die Juden »mit den Schuldgefühlen der Deutschen ein Geschäft machen« wollen; 33 Prozent halten den jüdischen Einfluß in der Welt für zu hoch.

- Im Zuge der Auflösung der nominalsozialistischen Gesellschaften 1987ff breitet sich in der Sowjetunion ein kollektiver antisemitischer Wahn aus und wird »zum Kernelement einer äußerst virulenten und potentiell abermals totalitären Ideologie gemacht« (Gerd Koenen). Im Dezember '89 meldet die »Frankfurter Allgemeine«: »Antisemitische Ideen bewegen heute in der Sowjetunion die Masse und die Intellektuellen. Kürzlich fand in Moskau eine antisemitische Kundgebung des Bundes Pamjat statt, und zwar auf dem Roten Platz, das heißt mit offizieller Billigung, und parallel dazu ein antisemitisches Plenum des Schriftstellerverbandes der Russischen Förderation. Zum Schluß der Kundgebung sang die Menge: 'Auf großes Land, auf in den Kampf auf Leben und Tod! Gegen den verfluchten Juden, unsere Nacht und Not!'«

- Im selben Monat schreibt die Slawistin Karla Hielscher in der »Frankfurter Rundschau«, es gebe *keine* Aussage der antisemitischen Hetzschriften der Pamjat-Bewegung, »die man inzwischen nicht auch in seriösen literarischen Zeitschriften des Schriftstellerverbandes nachlesen könnte«. Zwei der rabiatesten Antisemiten, die prominenten Schriftsteller Below und Rasputin, begleiten Gorbatschow auf Auslandsreisen. Boris Jelzin empfängt eine Pamjat-Delegation.

- »Der Spiegel« veröffentlicht in Nr. 3/90 eine Titelgeschichte »Der Drahtzieher/SED-Chef Gysi« - in der, so vollständig wie seit des »Stürmer« Ende nicht mehr, antisemitische Klischees zusammengetragen werden, um einen jüdischen Parteiführer, der (noch) im Verdacht steht, die Wiedervereinigung hintertreiben zu wollen, als verschlagenen, unsauberen, geldgeilen und kaltintellektuellen Winkeladvokaten zu präsentieren (s. dazu KONKRET 3/90).

- Im Februar meldet die Zeitschrift »Kommune«: »Von einer ‘zionistisch-freimaurerischen Verschwörung’ zu sprechen, ist heute in der Sowjetunion ohne weiteres gesellschaftsfähig geworden. Wahrscheinlich gibt es überhaupt kein anderes Land in der heutigen Welt, in dem die ominösen ‘Protokolle der Weisen von Zion’ ... in einer solchen Weise politisch zitierfähig und zum Gegenstand ernsthafter intellektueller Debatten geworden wären wie in der heutigen Sowjetunion.«

- Zur gleichen Zeit fordert Pamjat die »Ent-Zionisierung« des Landes, d.h. den Ausschluß der Juden von Schulen und Universitäten, von höheren Ämtern in Partei, Behörden, Regierung usw. Die Moskauer Korrespondentin der »Frankfurter Rundschau« berichtet: »Die Angst vor einem ‘russischen Faschismus’ im Fall von Gorbatschows Scheitern wächst. Panik und Hysterie unter der Bevölkerung sind die Folge. Längst schon werden Vergleiche von ‘Deutschland 1933’ und ‘Rußland 1990’ gezogen.« (Leider vergißt sie, ein Kriterium anzugeben, das es erlauben würde, einen Erfolg Gorbatschows von seinem Scheitern zu unterscheiden.) Zu Zehntausenden verlassen die Juden das Land.

- Während eines Fernsehstreitgesprächs über die Wiedervereinigung, das Mitte Februar ausgestrahlt wird, beantwortet der »Spiegel«-Herausgeber Rudolf Augstein die Ermahnung des Schriftstellers Günter Grass »Wir können die falsche Politik in Israel nicht ins Verhältnis zu Auschwitz setzen« mit: »Aber natürlich können wir das und werden es auch weiterhin tun.«

- Bei den ersten ‘freien’ Wahlen in Ungarn siegt das nationalkonservative Demokratische Forum. Seine antisemitischen Attacken gegen politische Kontrahenten und sein klares Programm »Gott, Vaterland, Familie« bringen ihm 44 Prozent der Stimmen.

- Andrej Kriov, Sprecher einer pazifistischen Gruppe in der UdSSR, erklärt gegenüber der »taz«: »Leider ist die Situation so, daß das einzige, das in etwa der polnischen Solidarnosc in der Sowjetunion entsprechen könnte, eine Gruppe à la ‘Pamjat’ wäre.«

- Am 7. Mai warnt der Zentralrat der Juden in Deutschland »vor zunehmendem Antisemitismus in der DDR«.

- Zwischen Mai und September werden zahlreiche jüdische Friedhöfe in Schweden, Großbritannien, Polen, der Bundesrepublik, Italien und Frankreich geschändet. »Das Unheimliche« an diesen »Vorkommnissen« sei, schreibt daraufhin William Pfaff, Kolumnist der »Los Angeles Times« in der »Zeit«, »daß es für sie keine Erklärung gibt. ... Warum wird gerade dieses Volk fortgesetzt gehaßt?«

- Am 7. Juni erklärt die Internationale Helsinki-Förderation, die über die Einhaltung der in der KSZE-Schlußakte festgelegten Verpflichtungen wacht, daß Antisemitismus, Minderheitenunterdrückung und Nationalismus die derzeit vorrangigen Menschenrechtsprobleme in den Signatarstaaten seien. Am selben Tag führt »Die Welt« den Judenhaß in den Staaten des ehemaligen Ostblocks auf antisemitische Äußerungen von Karl Marx zurück.

- Anfang September verfügt die Bundesregierung einen Einreisestopp für jüdische Flüchtlinge aus der UdSSR. Einen Monat später beschließen die USA, die Einreisequote für sowjetische Juden auf 40.000 pro Jahr festzulegen. Bis August hat Israel etwa 100.000 von ihnen aufgenommen, und noch leben knapp 2 Millionen in der Sowjetunion.

- Derweil bejubeln die Palästinenser jede Drohung, die der irakische Diktator Saddam Hussein gegen Israel ausstößt, und beten, er möge doch wenigstens eine von ihnen wahrmachen. Ahmed Ben Bella, Führer der algerischen Befreiungsbewegung und ehemaliger Präsident der algerischen Republik, kehrt Ende September aus seinem französischen Exil nach Algier zurück und ruft - umgeben von zahlreichen Vertretern linker europäischer Organisationen - die arabischen Völker dazu auf, den Irak in seinem ‘antizionistischen’ Kampf zu unterstützen.

- Auch in Polen tobt der antisemitische Wahn. Auf Versammlungen konservativer Gruppen wird statt der Nationalhymne »Noch ist Polen nicht verloren/Obwohl in ihm der Jude herrscht« gesungen (Refrain: »Auf in den Kampf gegen das Judentum/Euer Einsatz macht uns judenfrei«). Während des Präsidentschaftswahlkampfes wird öffentlich und lebhaft die Frage debattiert, welcher der angetretenen Kandidaten und welches Mitglied der Regierung womöglich kein ‘echter’ Pole, sondern ein Jude sei. Der Arbeiterführer und Friedensnobelpreisträger Walesa betont wiederholt seine reinrassige Abstammung und verbreitet das Gerücht, in den Adern des amtierenden Premiers Mazowiecki fließe jüdisches Blut, ja die ganze Regierung sei »in der Hand von Juden«. »Seit Wochen«, berichtet der »Spiegel« aus Polen, »schwappt dumpfer Antisemitismus durch das Land, überall häßliche Spuren hinterlassend: geschändete Grabsteine auf jüdischen Friedhöfen, beschmierte Synagogen, beispiellose Haßparolen noch in den entlegensten Dörfern.«

- Am 30. Oktober erklärt die FDP-Politikerin Hamm-Brücher auf einer Tagung der Initiative »Frauenbündnis 90«, in Deutschland habe der Antisemitismus »erschreckend zugenommen«: »Der tiefgefrorene Antisemitismus in der DDR taut jetzt langsam auf.« Die Vorsitzende der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Henny Seidemann, ergänzt, Juden aus Leipzig hätten ihr mitgeteilt, daß sie wieder »auf gepackten Koffern« säßen.

- Ende November wird der PDS-Vorsitzende Gregor Gysi während einer Veranstaltung zur ersten gesamtdeutschen Wahl in Dresden durch »Jude raus!«-Sprechchöre am Reden gehindert. Ernst M. Stein, Rabbiner der Westberliner Jüdischen Gemeinde, kommentiert diesen Vorfall einige Tage später so: »Es war keine Erscheinung der DDR, als diese noch

existierte. Es ist eine, die sich erst jetzt mit dem Zusammenbruch der DDR manifestiert ... Was latent vorhanden war, kann sich jetzt unter den heutigen Rahmenbedingungen offen äußern.«

So unvollständig diese Aufzählung auch ist, so vermittelt sie doch einen Eindruck nicht nur vom Fortwirken antisemitischer Einstellungen auch nach dem deutschen Massenmord an den europäischen Juden, sondern vor allem von ihrer dramatischen Verstärkung in den vergangenen zwei Jahren. Gibt es eine Erklärung für diese »Erscheinung«? Wie hat sich der Antisemitismus nach 1945 überhaupt entwickelt? Wie weit sind antijüdische Vorurteile heute tatsächlich verbreitet? Wann und wie werden sie von wem geäußert? Welche Motive liegen ihnen zugrunde, und welcher Dynamik gehorchen sie? Drei Bücher, die in den letzten Monaten erschienen sind und insgesamt einen ziemlichen umfassenden Überblick über den Stand der Antisemitismusforschung geben, versuchen diese Fragen zu beantworten. Sie sollen in diesem und den nächsten beiden Heften vorgestellt werden.

*

Die vom Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung an der TU Berlin, H.A. Strauss, und anderen herausgegebene Aufsatzsammlung »Der Antisemitismus der Gegenwart« beschäftigt sich mit drei Themenkomplexen: 1. mit dem Zusammenhang von Religion und Judenhaß; 2. mit dem Antisemitismus als Gegenstand politischer Programmatiken; und 3. mit der Untersuchung antijüdischer Vorurteile in sechs verschiedenen Ländern.

1. Daß in derlei Sammelbänden die Qualität der Texte in der Regel recht unterschiedlich ist, zeigt sich bereits bei jenen vier Beiträgen, die sich mit der katholischen Kirche, dem Protestantismus, dem christlichen und dem islamischen Fundamentalismus befassen. Zwar betonen sie alle die Tatsache, daß religiöse Überzeugungen entscheidend verantwortlich sind für das Ausmaß an Haß, mit dem die Juden im Lauf der Geschichte verfolgt wurden, aber nur drei von ihnen bemühen sich, die Persistenz des religiösen Antijudaismus durch Interpretation seiner aktuellen Erscheinungsformen auch im Detail nachzuweisen.

Der eher kursorische Bericht über den Siegeszug des islamischen Fundamentalismus zwischen 1967 und 1985 und den Zusammenhang seines Triumphs mit den militärischen Erfolgen Israels bleibt oberflächlich. Das ist möglicherweise darauf zurückzuführen, daß sein Verfasser ein wesentliches Problem seines Gegenstandes nicht reflektiert: die Tatsache nämlich, daß erst die Übernahme christlich geprägter judenfeindlicher Vorstellungen vor allem während des 19. Jahrhunderts dem traditionell eher von Gleichgültigkeit und Verachtung bestimmten Judenbild des Islam jenen Haß einimpfte, der sich heute im unbedingten Willen islamischer Fundamentalisten äußert, den jüdischen Staat auszulöschen (vgl. dazu die Untersuchung des Londoner Orientalisten Bernard Lewis: »Treibt sie ins Meer!« Die Geschichte des Antisemitismus, Frankfurt/M. 1987). Die Gründung eines eigenen Staates und seine militärische Behauptung durch das verachtete Volk mag zwar für die Anhänger des Islam ein Grund kriegerischer Auseinandersetzungen geworden sein, kann aber wohl kaum jene aus dem europäischen Mittelalter nur allzu bekannten Wahnbilder von Brunnenvergiftungen und Ritualmorden evoziert haben, in die auch der arabische Judenhaß sich längst gekleidet hat und die beispielsweise im heutigen Ägypten sich häufig in der Vorstellung äußern, daß jüdische Ärzte versuchen könnten, weltweit die Gynäkologie zu übernehmen, »um alle nicht-jüdischen Kinder durch Abtreibung umzubringen« (wie es an anderer Stelle des Buches heißt).

Interessant dagegen sind die beiden Beiträge zum Katholizismus und Protestantismus - aus zwei Gründen: Zum einen stehen die Ergebnisse der Autoren, die sich beide auf eine Untersuchung kirchlicher Äußerungen und Maßnahmen in der Bundesrepublik beschränken, in frappierendem Kontrast zum pfäffischen Gestus, mit dem sie jeweils am Ende durch die Beschwörung der Lernfähigkeit auch der Christen relativiert werden sollen; zum anderen aber sind gerade diese Ergebnisse geeignet, auch im vermeintlich ‘aufgeklärten’ Christentum ein wichtiges Transportmittel antisemitischer Vorurteile zu erkennen. Georg Weiß beispielsweise, der u.a. zeigt, daß noch im neuen »Katholischen Erwachsenen-Katechismus« von 1985 »tradierte Negativurteile über Juden und Judentum unhinterfragt übernommen worden sind«, kommt zu dem Schluß: »Heute besteht die Gefahr, daß durch die immer noch in der katholischen Theologie und Kirche weiterverbreiteten antijüdischen Vorurteile auch im 3. Jahrtausend p.Ch.n. christlicher Antijudaismus in einer höchst gefährlichen Weise tradiert wird« (und man denke an die dominierende Rolle, die der Katholizismus in Polen spielt).

Analoges konstatiert der Theologe Ekkehard Stegemann für den Protestantismus: »Daß auch in der Bundesrepublik und in Westberlin der Protestantismus ein wesentliches Medium für die Vermittlung ... einer judenfeindlichen Grundeinstellung ist«, ist jedoch nur die eine Hälfte seines Fazits. Die zweite besteht aus der Feststellung, »daß Protestanten sich offenbar besonders anfällig für eine antijüdische Einstellung erweisen«, und Stegemann zitiert amerikanische Untersuchungen, nach denen gerade mal 20 Prozent der gläubigen Protestanten als »nichtantisemitisch« bezeichnet werden können (er führt das auf die gesteigerte Bibelgläubigkeit und auf die damit gegebene größere Nähe zur jüdischen Tradition zurück, die die Protestanten veranlasse, sich besondern rigide vom Judentum abzugrenzen). Diesem Befund vermag - außer der Beschreibung einiger spezifischer Wahninhalte, die sich etwa in der Hoffnung ausdrücken, daß die Juden möglichst bald und vollständig umgebracht werden mögen, weil dann der ‘Tag des Herrn’ nahe sei - auch die Analyse antisemitischer

Tendenzen im christlichen Fundamentalismus der Vereinigten Staaten nichts Wesentliches mehr hinzuzufügen. Das ist auch kein Wunder: Christen sind per se fundamentalistisch.

2. Die Auswahl der Beiträge zur Anfälligkeit politischer Parteien und Bewegungen für antisemitische Klischees ist enttäuschend. Nur zwei Texte beschäftigen sich überhaupt mit diesem nicht nur für die deutsche Nachkriegsgeschichte durchaus zentralen Thema, und sie tun das auf eine Weise, die den Gedanken nahelegt, hier solle ein Problem verharmlost werden. Denn während der eine - zur Programmatik des internationalen Rechtsradikalismus - den Antisemitismus am äußersten rechten Rand des europäischen politischen Spektrums verortet, bemüht sich der andere, durch eine tendenziöse Darstellung des Meinungsbildungsprozesses innerhalb der Grünen Partei nicht nur die Alternativbewegung, sondern gleich die gesamte staatstragende Linke der BRD vom Vorwurf antisemitischer Tendenzen freizusprechen.

Zwar fördert der Streifzug durch die rechtsradikale Szene Europas immerhin ein auch für antiimperialistische und propalästinensische Gruppen interessantes Detail zutage: die bedeutende Rolle nämlich, die die Existenz Israels bei der Herausbildung eines ‘Antisemitismus ohne Juden’ nach 1945 auch unter Neonazis gespielt hat - »Für die rechtsradikale Szene bietet die Kritik an Israel einen willkommenen Anlaß für eine relativ unbehelligte und offene Äußerung antisemitischer Statements« (in den Worten der britischen National Front: »Ausrottung des Zionismus durch die Befreiung Palästinas«) , der krampfhafte Versuch des wissenschaftlichen Mitarbeiters der Otto Benecke Stiftung aber, den »israelpolitischen Wandlungsprozeß der Grünen« vom Antizionismus hin zu »Nachdenklichkeit und Sensibilität gegenüber jüdischer Geschichte und Gegenwart« als »Musterbeispiel« eines »kathartischen Prozesses« zu beschreiben, der der Ökopartei zudem »angesichts der jüngsten bemerkenswert realistischen Entwicklungen innerhalb der PLO und des unverändert kompromißlosen israelischen ‘Autismus’« keineswegs leicht gefallen sei, war schon blamiert, ehe er noch in Druck ging.

Daß weitere politische Organisationen - also diejenigen Parteien, die bspw. im vereinten Deutschland von 90 Prozent der Bevölkerung gewählt werden - in diesem Band gar nicht erst vorkommen, ist natürlich kein Zufall, sondern macht Sinn: So verfestigt sich der Eindruck, Antisemitismus sei nur mehr ein gesellschaftlich marginales Problem.

3. Dieser Eindruck politischer Voreingenommenheit, die u.a. aus der extremen Reduzierung dessen spricht, was einige Autoren allenfalls noch als ‘antisemitisch’ gelten lassen, verstärkt sich bei der Lektüre jener Beiträge, die die Verbreitung judenfeindlicher Vorurteile in der Bundesrepublik, in Frankreich, in Polen, in der UdSSR, in den USA und in Ägypten untersuchen. Auf drei dieser Texte möchte ich kurz eingehen (Werner Bergmanns Überlegungen zum »sekundären Antisemitismus« in der Bundesrepublik werden im nächsten Heft behandelt).

Glaubt man bspw. dem kanadischen Historiker Michael R. Marrus von der Universität Toronto, dann gibt es in Frankreich überhaupt keine nennenswerte »einheimische Judenfeindschaft«, und dann ist die Stellungnahme des Premierministers Raymond Barre nach dem Anschlag auf eine Pariser Synagoge im Oktober 1980, bei dem vier Menschen starben und 19 verletzt wurden - »Dieser abscheuliche Angriff galt Juden beim Synagogenbesuch und traf unschuldige Franzosen« - ebenso bloß eine individuelle Entgleisung gewesen wie Mitterands Gleichsetzung israelischer Angriffe auf Zivilisten mit dem nazistischen Blutbad in Oradour-sur-Glane. Marrus verschweigt dabei keineswegs die zahlreichen Attentate auf Juden und jüdische Einrichtungen in den 80er Jahren, er behauptet lediglich, »daß diese antisemitischen Attacken nicht auf innerfranzösische Probleme zurückgehen«, sondern allesamt von »Terroristen aus dem Nahen Osten« durchgeführt wurden, daß also ein erheblicher Teil des insgesamt unerheblichen französischen Antisemitismus »aus dem Ausland importiert« sei.

Die »deutliche Verminderung der antisemitischen Gesinnung« - auf 5 Prozent, schreibt Marrus und unterbietet damit noch die 8 Prozent, die das Vorwort den Deutschen attestiert - hänge im übrigen mit der Tatsache zusammen, »daß sich Vorurteile in Frankreich ... während der letzten zehn Jahre eher auf andere Gruppen als die Juden gerichtet haben«, auf die größte und ärmste Minderheit der nordafrikanischen Moslems nämlich, weil die ein »stärker sichtbares Ziel« für »Feindseligkeit gegenüber Außenseitern« abgäben. Daß Fremdenfeindlichkeit und Rassenhaß antijüdische Ressentiments *ersetzen* können, ist eine These, über die zu diskutieren sich lohnte, die Marrus aber erst gar nicht begründet. Er hätte sich zu diesem Zweck mit der plausiblen Annahme auseinandersetzen müssen, daß eben der Antisemitismus *kein* ‘Rassismus’ ist und deswegen gerade auch dort gedeiht, wo Juden ‘unsichtbar’ sind, beispielsweise weil es keine mehr gibt.

Auch in Polen leben heute nur noch ein paar tausend von ihnen, und dennoch gehört »das jüdische Thema« zu den wenigen Konstanten der polnischen Innenpolitik. Lukasz Hirszowicz, Herausgeber der Zeitschrift »Soviet Jewish Affairs«, hat die verschiedenen Versuche nachgezeichnet, die die regierende Polnische VereinigteArbeiterpartei (PVAP) unternahm, um den in der Bevölkerung auch nach der Ermordung von drei Millionen polnischer Juden durch die Deutschen ungebrochenen Antisemitismus politisch für sich zu instrumentalisieren - von den innerparteilichen Auseinandersetzungen der 50er Jahre, in deren Verlauf es mal von Vorteil und mal von Nachteil sein konnte, Jude zu sein, über die Verfolgung der intellektuellen Opposition 1968 als Handlanger des »internationalen Zionismus« und des »Weltjudentums«, bis zur Behauptung des vermeintlich »jüdischen Charakters« der Solidarnosc-Gewerkschaftsbewegung 1980/81.

Daraus hätte ein wichtiger Beitrag sowohl über den Opportunismus stalinistischer Parteien gegenüber bestimmten ‘Bedürfnissen des Volkes’ als auch über die Argumentationsstrategien werden können, derer sich der Partei- und Staatsapparat bediente, um ein zentrales Element der nazistischen Weltanschauung zu einem Bestandteil seines politischen Programms zu modeln (auch hier diente die Kritik der israelischen Politik der Aufrechterhaltung und Kaschierung eines durchaus traditionellen Judenhasses). Doch Hirszowicz’ ideologisch festgezurrtes Erkenntnisinteresse hindert ihn daran, die tatsächliche Bedeutung der Funktionalisierung judenfeindlicher Stereotypen für die Stabilisierung der politischen Herrschaft in Polen zu erkennen, die darin besteht, daß ausgerechnet die Fortführung traditioneller antisemitischer Kampagnen und Verfolgungspraxen das womöglich einzige demokratische (plebiszitäre) Moment im politischen System der stalinistischen Gesellschaften gewesen ist - was selbstverständlich nichts entschuldigt, im Gegenteil , präziser noch und in den Worten des Antisemitismusforschers Detlev Claussen: »Antizionistische Kampagnen gehörten seit Ende der vierziger Jahre zur Tradition der Kommunistischen Parteien in Osteuropa.« Sie »appellierte(n) recht unverhüllt an den traditionellen Antisemitismus der ost- und mitteleuropäischen Nationen, zu deren wahren Vertretern die isolierten Kommunisten sich aufschwingen wollten. Der Appell an den Chauvinismus blieb ihre einzige Chance, überhaupt eine Massenbasis zu erlangen. Das, was man im Osten jetzt fälschlich zur ‘Revolution’ erklärt, zieht seine Kräfte auch aus der Kontinuität der Gesellschaften, an deren Veränderung die Kommunistischen Parteien gescheitert sind.«

Zwar erinnert auch Hirszowicz daran, daß in den ersten Nachkriegsjahren zunächst die Regimegegner die kommunistischen Kader als »Juden« beschimpft und deren Politik als »unpolnisch« abgelehnt hatten, aber sein erklärter Vorsatz, »die Kontinuität antijüdischer Vorurteile im öffentlichen Bewußtsein nur am Rande erwähnen« zu wollen (um sie desto effektvoller der kommunistischen Propaganda anlasten zu können), führt ihn auf einen Holzweg, an dessen Ende er nicht nur die »erklärte Opposition der katholischen Kirche zum Antisemitismus« lobt und Hinweise auf die judenfeindliche Haltung des Klerus als »Aufwärmen eines alten Themas« abtut, sondern sich auch über den Wahlkampf 1989, in dessen Verlauf»die Kandidaten der Solidarnosc oft als jüdisch dargestellt oder ihnen jüdische Verbindungen unterstellt wurden«, in einer Weise erregt, als habe er bereits geahnt, daß nur ein Jahr später ein antisemitisch auftrumpfender Solidarnosc-Führer mit der Mutter Gottes anstelle eines Parteiabzeichens am Revers zum neuen Staatspräsidenten gewählt werden würde.

Wie Hirszowicz den polnischen Antisemitismus vorrangig als Funktion der stalinistischen Herrschaftssicherung vorstellt, so beschreibt der amerikanische Historiker William Korey »das Pamjat-Phänomen« in der UdSSR als Ausfluß »der offiziellen kommunistischen Parteipropaganda gegen den Zionismus«. Er referiert zustimmend die Vermutung sowjetischer Oppositioneller, Pamjat sei ein »integraler Bestandteil« der jüngsten KP-Politik, woran immerhin soviel richtig zu sein scheint, als daß diese kryptofaschistische Bewegung von Funktionären verschiedenster Ebenen des Parteiapparats protegiert wird und sich aus dem reichhaltigen Arsenal antisemitischer Parolen bedienen kann, das die politische Führung im Zuge ihrer Kampagne gegen den »Zionismus« 1967ff angelegt hat. Damals wurde eine Vorstellung von »Zionismus« etabliert, die »jede erdenkliche physische Bedrohung und jedes moralische Übel« umfaßte: Imperialismus, Kriminalität, Subversion. Daß auch Hitler nur mit Hilfe »zionistischer Kreise« an die Macht gekommen und von diesen selbst noch bei der Vernichtung der Juden unterstützt worden sei, gehörte ebenso zum Repertoire der offiziellen, nach außen gegen Israel, im Innern gegen oppositionelle Kräfte gerichteten Propaganda wie die Charakterisierung Adolf Eichmanns als »zionistischer Agent«.

»Offensichtlich weicht Pamjat nicht vom etablierten ideologischen Muster ab«, schlußfolgert Korey und trifft damit, weil er, wie Hirszowicz, das etablierte ideologische Muster fürs Original und nicht für eine schwache Kopie nimmt, nicht mal die halbe Wahrheit. Denn auch in der Sowjetunion hat sich die Staats- und Parteibürokratie des längst etablierten Judenhasses ‘nur’ bedient, um sich endlich selbst etablieren und ihre politische Paranoia ideologisch in Form bringen zu können. Muß daher nicht, wer ein realistisches Bild vom Ausmaß der Wut gewinnen will, die den sowjetischen Juden zur Zeit entgegenschlägt, Koreys Ausgangsfrage - »Bis zu welchem Grad folgt (der Antisemitismus von Pamjat) den Propagandarichtlinien des Kreml?« - abwandeln in: Bis zu welchem Grad folg(t)en sowjetische Propaganda und Politik einer judenfeindlichen Einstellung, der das Volk bereits seit Generationen anhing? Besteht anderenfalls nicht die Gefahr, daß die Aufdeckung des ‘Antisemitismus von oben’, der durch seine Rationalisierungsangebote dem antijüdischen Wahn zweifellos einen zusätzlichen ‘Sinn’ und eine gewisse Reputation verschafft, ihn aber gleichzeitig auch gesteuert hat, jenen ‘Antisemitismus von unten’ vernachlässigt, der nun, nicht länger mehr domestiziert, die sowjetischen Juden in einem Ausmaß bedroht, wie es selbst während Stalins Kampagne gegen den »Kosmopolitismus« zwischen 1948 und 1953 nicht der Fall war?

»Die Kommunisten haben sich des Antisemitismus bedient, wenn es ihnen in den Kram paßte«, meinte jedenfalls der Europa-Direktor des Simon Wiesenthal Centers in Los Angeles im Dezember ‘89, »aber Antisemitismus kann unkontrollierbar werden, wenn er nicht mehr durch offizielle Kanäle gelenkt wird.« Daß es »im Zeitalter der Perestroika (...) den Juden in der Sowjetunion noch schlechter (geht) als vorher«, erklärte im März vergangenen Jahres auch Arthur Hertzberg, Historiker und Vizepräsident des World Jewish Congress. Mit dem regierungsamtlichen Antisemitismus sei es seit Gorbatschow zwar vorbei, »aber was in der sowjetischen Wirklichkeit unter dem Vorzeichen der Pamjat-Bewegung passiert, ist noch schlimmer«. Moshe Rosen, der Oberrabbiner Rumäniens, zog daraus einen einfachen Schluß:

»Demokratie wirkt sich nicht immer zu Gunsten des jüdischen Volkes aus.«

H.A. Strauss u.a. (Hg.): Der Antisemitismus der Gegenwart, Campus Verlag, Frankfurt/New York 1990, 275 S., 29 Mark

Im nächsten Heft: Philosemitismus und Judenhaß in Deutschland nach 1945

Wolfgang Schneider schrieb in KONKRET 12/90 über Raul Hilberg: »Die Vernichtung der europäischen Juden«

Konkret 01/91, S. 26

Michi Dietiker; Ali Jansen; Bernhard Rosenkötter

Enttabuisiert

Die Schändung jüdischer Friedhöfe hat in Deutschland nicht einmal mehr die verlogenen Betroffenheitsrituale zur Folge. Der Antisemitismus ist nach der Wiedervereinigung kein Tabu mehr

Die Verwüstung der Friedhöfe ist keine Ausschreitung des Antisemitismus, sie ist er selbst. Die Vertriebenen erwecken zwanghaft die Lust zu vertreiben. Am Zeichen, das Gewalt an ihnen hinterlassen hat, entzündet endlos sich Gewalt.
Max Horkheimer/Theodor W. Adorno

Die vielen Schändungen jüdischer Friedhöfe, die in den vergangenen Monaten verübt wurden, sind bis-lang weitgehend ohne Reaktion geblieben - sowohl in der sogenannten »Öffentlichkeit«, in der nur vereinzelte Stimmen fassungslos vor dem Wiedererstarken des Antisemitismus gewarnt haben, um die Schändungen gleichzeitig begriffslos als Handlungen vereinzelter »Skinheads« und »Ewiggestriger« zu qualifizieren, als auch in antifaschistischen und antirassistischen Kreisen, die ihre Energie vorwiegend auf den Kampf gegen Ausländerfeindlichkeit und Asylantenhetze konzentrieren.

Der »Antisemitismus nicht trotz, sondern wegen Auschwitz«, der ein wesentliches Merkmal der gesellschaftlichen Dynamik des Antisemitismus seit 1945 benennt, ist sicherlich ein für die Erklärung des Antisemitismus in einer Gesellschaft, in der fast keine Jüdinnen und Juden mehr leben, wichtiger Gedanke. Er erklärt aber nicht, warum es ausgerechnet *jetzt* zu einer solchen Häufung von Friedhofsschändungen kommt. Offensichtlich steht dieses Anwachsen des Antisemitismus in Verbindung mit der Eskalation rassistischer Aggressionen, die sich gegen Sinti und Roma, gegen Asylbewerberinnen und -bewerber und allgemein gegen südländische, osteuropäische und asiatische Ausländer und Ausländerinnen richten.

Die Vielschichtigkeit dieser Entwicklung allerdings macht deutlich, daß sie nicht sinnvoll mit dem Einheitsbegriff »Rassismus« zu fassen ist. »Rassismus« entpuppt sich bei näherem Hinsehen als ein Bündel unterschiedlicher Verfolgungs- und Rechtfertigungspraktiken, deren Wurzel tiefer liegt als in je individuellen »Einstellungen« und »Verhaltensweisen« (siehe Jan Philipp Reemtsma: »Die Falle des Antirassismus«, in KONKRET 11/90). Ihnen ist gemeinsam, daß sie der Abwehr einer empfundenen Bedrohung dienen, indem sie der Angst vor eigener Ausgrenzung durch die Ausgrenzung anderer begegnen und die dadurch vermittelte Identifikation mit den (eigentlich bedrohlichen) Herrschaftsverhältnissen zu festigen suchen. Die verschiedenen rassistischen Artikulationen müssen so als Reaktionen auf unterschiedliche Momente der gesellschaftlichen Gewaltverhältnisse verstanden werden. Gleichwohl nimmt der Antisemitismus eine Sonderrolle ein, und zwar nicht allein aufgrund seiner Geschichte, sondern auch wegen seiner spezifischen inneren Struktur.

»Der bürgerliche Antisemitismus hat einen spezifischen ökonomischen Grund: die Verkleidung der Herrschaft in Produktion«, schreiben Horkheimer und Adorno zur Frage nach dem Hintergrund des im 19. Jahrhundert anwachsenden Antisemitismus. Dieser »moderne« oder »bürgerliche« Antisemitismus war vom Bild des mit dem Kommunismus verschworenen internationalen »Finanzjuden« beherrscht. »Die produktive Arbeit des Kapitalisten, ob er seinen Profit mit dem Unternehmerlohn wie im Liberalismus oder dem Direktorengehalt wie heute rechtfertigte, war die Ideologie, die das Wesen des Arbeitsvertrags und die raffende Natur des Wirtschaftssystems überhaupt zudeckte. Darum schreit man: Haltet den Dieb! und zeigt auf den Juden.« Da die Juden jahrhundertelang aus den gesellschaftlichen Strukturen und der Produktion ausgeschlossen waren, waren sie bei der Entstehung der neuen Institutionen der bürgerlichen Gesellschaft auch nicht durch die Einbindung in überkommene Bindungen wie Zünfte etc. behindert und konnten so in die neu entstehenden Bereiche besonders schnell vordringen. »Die Juden waren Kolonisatoren des Fortschritts. Seit sie als Kaufleute römische Zivilisation im gentilen Europa verbreiten halfen, waren sie im Einklang mit ihrer patriarchalen Religion die Vertreter städtischer, bürgerlicher, schließlich industrieller Verhältnisse. Sie trugen kapitalistische Existenzformen in die Lande und zogen den Haß derer auf sich, die unter jenen zu leiden hatten.«

Selbstverständlich bildeten sie auch in den fortgeschrittenen kapitalistischen Bereichen von Handel und Wissenschaft nur eine Minderheit. »Die Juden hatten die Zirkulationssphäre nicht allein besetzt. Aber sie waren allzu lange in sie eingesperrt, als daß sie nicht den Haß, den sie seit je ertrugen, durch ihr Wesen zurückspiegelten.« Und hier ergeben sich Hinweise auf den Hintergrund des veränderten antisemitischen Feindbildes. »Der Liberalismus hatte den Juden Besitz gewährt, aber ohne Befehlsgewalt. Es war der Sinn der Menschenrechte, Glück auch dort zu versprechen, wo keine Macht ist. Weil die betrogenen Massen ahnen, daß dies Versprechen, als allgemeines, Lüge bleibt, solange es Klassen gibt, erregt es ihre Wut; sie fühlen sich verhöhnt... Das Hirngespinst von der Verschwörung lüsterner jüdischer Bankiers, die den Bolschewismus finanzieren, steht als Zeichen eingeborener Ohnmacht, das gute Leben als Zeichen von Glück. Dazu gesellt sich das Bild des Intellektuellen; er scheint zu denken, was die anderen sich nicht gönnen, und vergießt nicht den Schweiß von Mühsal und Körperkraft. Der Bankier wie der Intellektuelle, Geld und Geist, die Exponenten der Zirkulation, sind das verleugnete Wunschbild der durch Herrschaft Verstümmelten, dessen die Herrschaft sich zu ihrer eigenen Verewigung bedient.«

Das Feindbild des modernen bürgerlichen Antisemitismus war eine Reaktion auf die Bedrohung, die von den fortschrittlichsten Kräften der gesellschaftlichen Entwicklung ausging. Ihre abstrakte Seite, nämlich die durch die rasche Entfaltung des industriellen Kapitalismus entstandene Krisenhaftigkeit der Gesellschaft in wirtschaftlicher wie in sozialer Hinsicht, wurde von der konkreten Erscheinung getrennt, von den entstehenden Fabrikanlagen und dem industriellen Fortschritt. Geld und Geist, das Finanzkapital sowohl wie auch der Kommunismus bzw. überhaupt die seit Mitte des 19. Jahrhunderts anwachsende Linke waren die Kräfte, die für Bürgertum und Kleinbürgertum als dominierende gesellschaftliche Klassen eine Existenzbedrohung darstellten.

Können diese Hinweise nun zur Erklärung des bürgerlichen Antisemitismus beitragen, so deuten sie doch gleichzeitig darauf hin, daß dieser gesellschaftliche Hintergrund nicht mehr besteht. Eine Überlegung, der auch Horkheimer und Adorno in dem angefügten letzten Abschnitt der »Dialektik der Aufklärung« über die »Elemente des Antisemitismus« nachgingen: »Der jüdische Mittelsmann wird erst ganz zum Bild des Teufels, nachdem es ihn ökonomisch eigentlich nicht mehr gibt; das macht den Triumph leicht und noch den antisemitischen Familienvater zum verantwortungsfreien Zuschauer der unaufhaltsamen geschichtlichen Tendenz, der nur zugreift, wo es seine Rolle als Angestellter der Partei oder der Zyklonfabriken erfordert.«

In der nachfaschistischen Gesellschaft aber gibt es den jüdischen Mittelsmann nicht nur ökonomisch nicht, er existiert auch gesellschaftlich nicht mehr. Die Nazis haben sich mittels der Rassengesetze die Verkörperung des antisemitischen Feindbilds geschaffen, um ihren Triumph der Vernichtung vollziehen zu können. Die wenigen Überlebenden sind zum großen Teil emigriert - so daß es nun tatsächlich keine dem vorfaschistischen Deutschland entsprechende jüdische Bevölkerung mehr gibt. »Die Ausgrenzung bestimmter Menschengruppen erfolgt - wie sich am Beispiel der Juden im Faschismus zeigt - nicht primär aufgrund ihrer ‘Fremdartigkeit’, sondern die ‘Fremdartigkeit’ wird vielmehr konstituiert, um die eigenen Chancen der Beteiligung an den knapper werdenden Arbeits- und Lebensmöglichkeiten zu sichern« (Ute Osterkamp). Um diesen Mechanismus aber wirksam werden zu lassen, muß auch die Ausgrenzung einer sichtbar gemachten Gruppe erfolgen, da der Zweck dieser Konstruktion ja gerade darin liegt, eine an sich abstrakte Bedrohung der eigenen Lebensbedingungen einer konkret angreifbaren Gruppe zuzuschreiben, gegen die dann die (herrschaftsstabilisierende) Aggression gelenkt werden kann.

Das massive Anwachsen offener rassistischer Aggression ist unschwer als Reaktion auf Existenzängste zu verstehen, auf die Bedrohung, die von der gesellschaftlichen Entwicklung ausgeht. Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit, Technisierung, Umweltzerstörung seien hier nur als Stichworte genannt für die innerhalb weniger Jahre plötzlich als sehr beängstigend und bedrohlich wahrgenommenen Zukunftsaussichten, mit denen sich nicht mehr nur eine sogenannte »unterprivilegierte Minderheit« konfrontiert sieht. Es sind diese Ängste, die in der ansteigenden rassistischen Aggression gegen Asylanten, gegen Sinti und Roma, gegen osteuropäische und südländische Ausländer und Ausländerinnen abreagiert werden.

Daß dennoch nun gleichzeitig mit dem Anwachsen dieser Tendenzen ein solch massiver Antisemitismus zutage tritt, wie er sich in der Welle der Friedhofsschändungen zeigt, kann nur so verstanden werden, daß die genannten Formen rassistischer Aggression das aus der Bedrohung resultierende Stabilisierungsbedürfnis nicht vollständig abdecken. Offenbar bleibt noch eine Leerstelle, die nur der Antisemitismus füllen kann.

Was aber sind die spezifischen Elemente der Bedrohung, die sich der These zufolge nun in wachsendem Antisemitismus niederschlagen?

Die rassistische Sublimierung der Angst vor Arbeitslosigkeit konzentrierte sich bislang auf die Behauptung, »die Ausländer« nähmen »den Deutschen« die Arbeitsplätze weg. Die reale Entwicklung aber erweist dieses »Argument« immer unübersehbarer als falsch. Es wird immer deutlicher, daß Arbeitsplätze nicht von Ausländern und Ausländerinnen weggenommen, sondern durch neue Technologien wegrationalisiert werden. Hinzu kommt, daß die rassistische Haltung gegen ausländische Arbeiter und Arbeiterinnen wesentlich von dem Gegensatzpaar Zivilisation - Unterentwicklung bestimmt ist. Ausländer und Ausländerinnen werden als unterentwickelt, dumm, arm etc. gesehen, um so die eigene Zugehörigkeit und Teilhabe am hier herrschenden Wohlstand durch Abgrenzung zu sichern. Die technologische Entwicklung, die nun immer unübersehbarer als eigentliche Existenzbedrohung zutage tritt, ist aber das genaue Gegenteil und kann deshalb nicht den als »unterentwickelt« Gehaßten zugeschrieben werden.

Der allgemeine Verarmungsprozeß, der sich etwa in der Wohnungsnot oder im Sozialabbau zeigt, wird in der rassistischen Sublimierung den Asylanten und »Wirtschaftsflüchtlingen« zugeschrieben, die es nur auf »unseren« Wohlstand abgesehen hätten. Auch dieses »Argument« verliert zunehmend an Wirksamkeit: Die so begründete Abwehr von Ausländern und Ausländerinnen ist über veränderte Zuzugsregelungen, verschärfte Ausweisungspraxis, die Aufhebung des Asylrechts etc. bereits von der Regierungspolitik aufgegriffen worden. Trotzdem aber nimmt der Verarmungsprozeß nicht ab.

Hinzu kommt noch eine weitere Entwicklung in der ehemaligen DDR, die einen ganz anderen Problemkreis berührt. Dort besteht ein immenses Bedürfnis nach einem Sündenbock, dem die Schuld an der nun offensichtlichen und sich von Tag zu Tag verschlimmernden Misere zugeschrieben werden kann. Dieses Bedürfnis steht in einem besonderen Dilemma: Mit der

Einführung der »Marktwirtschaft« haben sich die Lebensbedingungen ganz erheblich weiter verschlechtert. Der lange als »Erlöser« herbeigesehnte Kapitalismus kommt - weil nicht sein kann, was nicht sein darf - als Ursache nicht in Frage. Aber die Schuld kann auch nicht dauerhaft in einem der Vergangenheit angehörenden System gesehen werden. Wegen der ansteigenden Verarmung muß vielmehr ein Sündenbock gefunden werden, der auch noch weiterhin wirksam ist. Die ominösen »alten Seilschaften« stellen nur das Zwischenglied dar in der Ausrichtung des Hasses auf den zunächst abstrakten und von seinen konkreten historischen Erscheinungen abgelösten Feind: den Kommunismus bzw. die Linke allgemein und »die Intellektuellen«, die aus diesem Blickwinkel mit »der Linken« identisch sind, weil Kritik ganz allgemein den Vollzug des Verdrängungsprozesses gefährdet.

Es entsteht also das Bedürfnis nach einem Feindbild sowohl für die aus der technischen Entwicklung resultierende Bedrohung als auch für eine zunächst abstrakte Kraft der Linken und Intellektuellen, die sich in den Repräsentanten der ehemaligen DDR nicht erschöpfend manifestieren kann und die sogar eine handlungsmächtigere Kraft darstellen muß als die paar realen Linken der DDR und der BRD.

Der Kombination eben dieser Bedürfnisse entspricht die Struktur des Antisemitismus. In seiner einzigartigen Verbindung der Zirkulationselemente, der fortschrittlichsten Bewegungen sowohl des Kapitals wie des »Geistes« erfüllt der Jude die Anforderungen an das gesuchte Feindbild wie kein anderer. Der Antisemitismus kann ungeachtet der fehlenden gesellschaftlichen Grundlage ohne großen Aufwand reaktiviert werden, weil die antisemitischen Strukturen seit dem Nazifaschismus in verschiedenen Formen der Verdrängung konserviert wurden.

Der verdrängte Antisemitismus also wird nun enttabuisiert und tritt um so aggressiver zutage. Das hängt wiederum auch damit zusammen, daß mit der Entstehung des neuen Großdeutschland allgemein das »Ende der Nachkriegszeit« gefeiert wird, womit zwangsläufig die Frage nach den Ursachen der Teilung, nach der Schuld und nach der Verantwortung für die Shoa sich stellt - was nach 40 Jahren Verdrängung natürlich nicht in Aufarbeitung münden kann, sondern nur in zwanghafte, »endgültige« Wiederholung.

Das Bedürfnis, das seine Erfüllung im Antisemitismus sucht, ist also ein immens starkes. Es trifft nun auf das Problem, daß es keine den Bedürfnissen entsprechend große Zahl von Juden gibt, an denen es sich ausleben könnte. So bleibt zunächst nur der Rückgriff auf die Friedhöfe - zumal diese auch in besonderer Weise an die verübten Verbrechen erinnern und schon deshalb die Zerstörungswut herausfordern. Daß selbst an den Friedhöfen die Konstituierung des Feindbildes entsprechend den beschriebenen Strukturen vollzogen wird, wurde besonders deutlich bei einer Grabschändung vor mehreren Monaten auf einem Ostberliner Friedhof, bei der auch das Grab von Bertolt Brecht verwüstet und mit der Aufschrift »Jude« beschmiert wurde. Als Linker und Intellektueller fällt Brecht unter die Kriterien des Feindbildes und wird folglich kurzerhand zum Juden erklärt.

Bisher war hier immer von gesellschaftlichen Mechanismen oder zumindest von breiteren gesellschaftlichen Strömungen die Rede. Die Schändungen der Friedhöfe aber waren zunächst Taten von Einzelnen, sicher auch in gewisser Weise von gesellschaftlichen Außenseitern. In den Pressemeldungen wurden sie sofort, je nach angesprochenem Publikum, als »Neonazis«, als »Skinheads« oder als »Modernisierungsverlierer« etikettiert. Vermutlich wird das im Einzelnen sogar zutreffen - nicht aber die Schlußfolgerung, die damit suggeriert werden soll, wo sie nicht offen ausgesprochen wird: daß es sich nämlich um »verrückte« Taten von »Einzelgängern«, um nicht ernstzunehmende »Dumme-Jungen-Streiche« oder um Taten weniger unverbesserlicher »Ewiggestriger« handele. Die individuelle Situation der Täter kann lediglich einen Hinweis liefern, warum bei ihnen die Hemmschwelle zu solchen Aktionen niedriger angesetzt ist als bei anderen, warum sie sich so und nicht etwa in einem Springer-Artikel oder einer »Spiegel«-Kolumne zu Wort melden.

Das Anwachsen des Antisemitismus ist ein gesamtgesellschaftliches Phänomen - wie sich drastisch am Vergleich mit der Situation in Frankreich zeigt. In Frankreich ist ähnlich wie in der BRD eine allgemeine Ausbreitung rassistischer Aggression zu verzeichnen. Gleichwohl hat die Friedhofsschändung von Carpentras einen Sturm öffentlicher Empörung hervorgerufen, es gab große Protestdemonstrationen, an denen sich die führenden Politiker aller großen Parteien beteiligt haben. Auch wenn diese Reaktion ebenso schnell, wie sie aufkam, dem europäisch-vereinheitlichten rassistischen Alltag zwischen staatlicher Asylrechtsaushöhlung und nächtlichen Überfällen gewichen ist, so ist dies doch ein frappierender Gegensatz zu den Reaktionen hierzulande: Es gab nämlich gar keine. Bis auf vereinzelte lokale Leserbriefe war die Reaktion gleich null, nicht einmal die vor einigen Jahren noch als unvermeidlich angesehenen rhetorischen Pflichtübungen politischer Besinnlichkeitsdarsteller wurden absolviert.

Gleichzeitig mit dieser fast schon gewalttätigen Ignoranz aber werden antisemitische Tendenzen hofiert und vorangetrieben, von Medien wie von führenden Politikern. Die Palette reicht von offenem Antisemitismus etwa im »Spiegel« (»Gysi, der Drahtzieher« - die jüngsten Sprengstoffanschläge auf PDS-Büros und -veranstaltungen, die Störaktionen mit »Juden Raus«-Rufen setzen den Trend fort) bis hin zu der arroganten Weigerung der Bundesregierung, auch nur Stellung zu beziehen zu der Forderung, eine an die Shoa erinnernde Präambel in den Einigungsvertrag bzw. in eine gesamtdeutsche Verfassung aufzunehmen. Nicht die geringste Reaktion wird für nötig befunden, selbst die verlogenen Betroffenheitsrituale der vergangenen Jahre sind dem dummdreist zur Schau getragenen »nationalen Selbstbewußtsein«

gewichen. Vor diesem Hintergrund ist überdeutlich: Die Schändungen der Friedhöfe sind kein Höhepunkt, sondern müssen als erster Ausdruck eines Gewaltpotentials verstanden werden, das der großdeutsche Staat hervorbringt.

Michi Dietiker, Ali Jansen, Bernhard Rosenkötter sind Gefangene aus dem antiimperialistischen Widerstand

Konkret 01/91, S. 30

Oliver Tolmein

Buch des Monats: Stalins Sieg

Wassilij Grossman, Leben und Schicksal, 924 Seiten, 19,80 Mark, Ullstein Verlag

Die Auseinandersetzung über Stalins Politik und ihre Folgen ist in der BRD, in dem Moment, in dem sie erneut begonnen worden ist, erstarrt: Die einen brauchen, was sie bedenkenlos als »Stalinismus« bezeichnen, als wohlfeile Phrase, um diejenigen zu denunzieren, die sich der Kapitulation vor dem kapitalistischen System verweigern; den nächsten ist der Verweis auf die Verbrechen zu Zeiten Stalins die vorerst beste Gelegenheit, die einzigartige Vernichtungspolitik des nazistischen Deutschland relativieren zu können; andere freuen sich an der Möglichkeit, durch vermeintlich nüchternes Räsonieren über das, was den »Stalinismus« besser macht als das, was uns bevorstehen könnte, effektvoll zu provozieren.

Die Nutzbarmachung der angeblichen und tatsächlichen Verbrechen des Stalinismus für die aktuelle Propaganda durch geläuterte Linke und standfeste Rechte in der BRD ist zwar dumm und unmoralisch, aber politisch verständlich. Die Weigerung linker Feinde des real existierenden Kapitalismus, sich einen Begriff von den tatsächlichen Ereignissen zur Regierungszeit Stalins, ihren Ursachen und Folgen zu machen, ist aber in mehrfacher Hinsicht falsch: Sie entzieht den Zusammenbruch des real existiert habenden Sozialismus unserem Verständnis und führt so zur Niederlage auch der revolutionären kommunistischen Idee.

»Fünf Jahre Glasnost und Perestroika haben in erster Linie zu Verhältnissen geführt, unter denen die stalinistische Diktatur samt ihres Terrors über kurz oder lang vielleicht das einzige, freilich kaum wieder verfügbare Mittel ist, ein Minimum an Humanität zu sichern«, schreibt beispielsweise Wolfgang Pohrt in KONKRET 12/90. Er verdrängt damit nicht nur, daß »fünf Jahre Glasnost und Perestroika« nicht in einem historischen Vakuum entwickelt wurden, sondern in einer Sowjetunion, die sich von den Folgen und Wirkungen der »stalinistischen Diktatur samt ihres Terrors« nie befreit hat. Er suggeriert auch, indem er den Stalinismus dem jetzt auflodernden Nationalismus und Antisemitismus entgegensetzt, diese Periode sei zwar eine besonders brutale Form von Herrschaftsausübung gewesen, aber nichts mehr.

Der in den fünfziger Jahren geschriebene, lange verschollene, 1984 in der BRD und 1988 endlich in der UdSSR erschienene Roman »Leben und Schicksal« des sowjetischen Autors Wassilij Grossman, zeichnet dagegen ein ganz anderes, für den polemischen Gebrauch allerdings weniger ergiebiges Portrait des Stalinismus: Grossman zeigt, wie der gegen Stalins ehemalige Genossinnen und Genossen gerichtete Terror, die Mobilisierung des russischen Nationalismus und der während des bewußt als »großer vaterländischer« bezeichneten Krieges erstmals seit der Revolution vom Staat nicht mehr bekämpfte, sondern im Gegenteil geschürte und instrumentalisierte Antisemitismus zusammenhängen.

Ihre Schärfe gewinnt Grossmans Geschichte, indem sie das, was bisher als der entscheidende Sieg der von Stalin regierten Sowjetunion über Deutschland wahrgenommen wurde, auch als tragische Niederlage interpretiert: die Schlacht bei Stalingrad. »Die Stalingrader Offensive förderte das neue Selbstbewußtsein der Armee und der Bevölkerung. Die russischen Menschen begannen, sich selbst neu zu verstehen... Die Geschichte Rußlands wurde nun als Geschichte des russischen Ruhms und nicht als die Leiden und Unterdrückung russischer Arbeiter und Bauern empfunden. Das Nationale wurde aus einem Element der Form zu einem Element des Inhalts, zur Basis eines neuen Weltverständnisses... Das Resultat der Entwicklung war, daß der Volkskrieg, der jetzt seinen Höhepunkt erreicht hatte, während dieser Stalingrader Periode Stalin die Möglichkeit gab, die Ideologie des Staatsnationalismus offen zu deklarieren.«

Grossman verknüpft in dem 900 Seiten dicken, in der Tradition des realistischen Romans geschriebenen Buch die Schicksale und Erlebnisse mehrerer Dutzend Menschen miteinander: In deutschen Konzentrationslagern treffen der religiöse Antikommunist Ikonnikow, der Menschewik Tschernezow und der Bolschewik Mostowskoj, die im zaristischen Rußland miteinander und in der Zeit der Revolution gegeneinander gekämpft hatten, aufeinander; im Gefängnis des sowjetischen Geheimdienstes sind der ehemalige Komintern-Mitarbeiter und Kriegs-Kommissar in Stalingrad, Krymow, und der Lyriker Bogoljew zusammengesperrt; in der Armee stehen ehemalige politische Gefangene, Denunzianten und ihre Verhöroffiziere unter einem Kommando; auf der Flucht vor den Deutschen wird Jewgenija Schaposchnikowa bei einer alten Deutschen einquartiert, die zu Zeiten des Zarismus als Gouvernante bei ihren Großeltern gearbeitet hat. Grossman beschreibt die Bestialität von SS-Offizieren, die heftigen Auseinandersetzungen ihrer Gefangenen untereinander, die Situation in den jüdischen Ghettos in den von Deutschen besetzten Gebieten, die antisemitischen Ausbrüche der dortigen sowjetischen Bevölkerung und den Beginn der stalinschen Kampagne gegen den »Kosmopolitismus«.

Die wohl facettenreichste Figur in Grossmans Roman ist der Atom-Physiker Viktor Pawlowitsch Strum, dem in diesem Krieg bewußt wird und bewußt gemacht wird, daß er Jude ist: Seine Mutter wird in einem deutschen Konzentrationslager ermordet; in seinem Institut werden Mitarbeiterinnen mit jüdisch klingenden Namen ausgesondert; seine eigene Forschungsarbeit, erst belobigt und für den Stalinpreis vorgesehen, wird am Tag nach dem Durchbruch der Roten Armee bei Stalingrad als »volksfremde Wissenschaft« diffamiert. Strum ist von einem Tag auf den anderen isoliert, verliert seine Privilegien, befürchtet Tag für Tag verhaftet zu werden, weigert sich aber, dem Druck der Bürokratie, der Kolleginnen und

Kollegen und auch seiner Familie nachzugeben, »realistisch« zu sein und seine wissenschaftlichen Erkenntnisse zu widerrufen.

Genauso plötzlich, wie er fallengelassen wurde, kommt Strum wieder zu Ehren: Stalin persönlich erkundigt sich nach den Fortschritten seiner Arbeit. Am Tag darauf kann Strum wieder in seinem Institut arbeiten, seine Lebensmittelrationen sind erhöht, er erhält Einladungen, seine bis dahin suspendierten jüdischen Mitarbeiterinnen sind wieder im Dienst. Wenig später wird Strum von seinem Institutsleiter gebeten, eine fürs Ausland bestimmte Resolution gegen »Verräter der Fünften Kolonne«, gegen »Volksfeinde« und gegen die Ärzte Lewin und Pletnew, die angeblich Maxim Gorkij ermordet hatten, zu unterzeichnen.

»Drei Menschen schauten Strum an. Ihre Augen waren freundlich, wohlmeinend, überzeugt. Er war unter seinesgleichen. Schischakow hatte auf brüderliche Weise die enorme Bedeutung von Strums Arbeit anerkannt. Kowtschenko sah jetzt zu ihm auf. Die Augen von Badijin drückten aus: `Ja, was du getan hast, war mir fremd. Aber ich habe mich geirrt. Die Partei hat meinen Fehler korrigiert.'... Am verwunderlichsten war, daß diese Männer ihn noch vor kurzem verachtet und verdächtigt hatten, ihm jetzt aber ganz selbstverständlich ihre Freundschaft entgegenbrachten, und daß er, obwohl er sich ihrer Brutalität erinnerte, ganz selbstverständlich ihre freundschaftlichen Gefühle hinnahm.« Strum, der, um seine Arbeit nicht zu verraten, alles auf sich genommen hat, unterzeichnet schließlich die Resolution, er weiß jetzt, was andernfalls auf ihn zukäme und er hat die Kraft nicht mehr, ein zweites Mal den Weg in die Isolation zu gehen.

Grossman, der Kriegsberichterstatter für die Armeezeitung »Roter Stern« und selbst jüdischer Herkunft war, hat schon in seiner ersten, 1934 veröffentlichten Erzählung »In der Stadt Berditschew«, die die Vorlage für den lange Zeit verbotenen, erst vor zwei Jahren in die Kinos gekommenen Film »Die Kommissarin« war, Antisemitismus zum Thema gemacht. 1944 hat er, dessen Mutter in einem ukrainischen Ghetto von den Deutschen ermordet wurde, mit »Hölle von Treblinka« einen der ersten detaillierten Berichte über die Verbrechen in deutschen Konzentrationslagern geschrieben, gemeinsam mit Ilja Ehrenburg hat er ein Schwarzbuch über die Ausrottung der osteuropäischen Juden zusammengestellt, das in der UdSSR nicht mehr veröffentlicht werden konnte.

In diesem Zusammenhang ist auch »Leben und Schicksal« zu lesen. Daß während des Krieges gegen das nationalsozialistische Deutschland, dessen schlimmstes Verbrechen die Vernichtung von Millionen Juden war, das sowjetische Regime antisemitisches Ressentiment geschürt hat, daß der Kampf jüdischer Sowjetbürgerinnen und Sowjetbürger gegen den Nationalsozialismus sie zwar vor der Ausmerzung gerettet, sie aber nicht der Befreiung näher gebracht, sondern nur ihre weitere Diskriminierung und Verfolgung vorbereitet hat, ist die eigentliche Tragödie, die Grossman ins Bewußtsein rückt. Beunruhigend ist, wie schnell und ohne jeden Widerstand auch in der sowjetischen Gesellschaft, zweieinhalb Jahrzehnte nach der Revolution, antisemitische Stimmung wieder allgegenwärtig wurde: in der Armee werden antisemitische Witze gerissen, in Gesprächen unter Wissenschaftlern spielt plötzlich die nationale Herkunft eine herausragende Rolle, Menschen mit jüdisch klingenden Namen werden angepöbelt und von Versetzungslisten gestrichen. Beunruhigend ist aber auch, daß weder von Kommunistinnen und Kommunisten noch von bürgerlichen Stalinismus-Kritikern Nationalismus und Antisemitismus als Wesensmerkmale stalinistischer Politik erkannt wurden.

»Doch wenn es gilt, zwischen einer UdSSR zu wählen, die die Geschichte `hinters Licht' führt, ihre Existenz behauptet und die Deutschen aufhält, und einer UdSSR, die ihrer proletarischen Linie treu bleibt und im Krieg untergeht, späteren Generationen ein heroisches Beispiel hinterlassend und fünfzig oder mehr Jahre Nazismus, ist es dann politische Feigheit, wenn man ersterer den Vorzug gibt?«, fragte Maurice Merleau-Ponty in seinem 1946 geschriebenen Essay »Humanismus und Terror«. Das Argument gehört seitdem so oder unwesentlich variiert zum Repertoire von Linken, um die bürgerliche Stalinismus-Kritik, die sich stets gegen den Marxismus insgesamt wendet, abzuwehren.

Heute, gerade auch nach der Lektüre eines Romans wie »Leben und Schicksal«, scheint diese Perspektive aufs äußerste verzerrend. Die Alternative hieß nicht: Brutale Formierung und Mobilisierung der sowjetischen Gesellschaft, um die Wehrmacht zurückzuschlagen, oder eine idealistische »proletarische Linie«, um den Preis des Untergangs. Die zunehmend terroristische Stalinsche Politik war auch Anfang der Vierziger Jahre keine »realpolitische Option« zur Verteidigung gegen den deutschen Überfall, sondern der Versuch, eine russische Volksgemeinschaft zu formieren - ein Versuch, der die vollständige Liquidierung kommunistischer Politik (durch die Ermordung und Deportation von Kommunistinnen und Kommunisten) und die Entwicklung eines russischen Rassismus zur Folge hatte, der sowohl gegen nationale Minderheiten in der UdSSR gerichtet war, als auch den bis dahin niedergehaltenen Judenhaß erneut aufleben ließ. Statt den Nationalsozialismus umfassend politisch zu bekämpfen, agierte Stalin, nach anfänglicher Kollaboration mit dessen Machthabern, gegen ihn ausschließlich propagandistisch und militärisch.

Mit Erscheinen von Wassilij Grossmans »Leben und Schicksal« 1988 in der UdSSR, schreibt die Slawistin Karla Hielscher in der »Neuen Gesellschaft«, »ist ein letztes Tabu öffentlich gebrochen worden, das Tabu der Gleichsetzung von Stalinismus und Faschismus«. Der sowjetische Autor Jewgenij Jewtuschenko hat vor kurzem, ebenfalls bezugnehmend auf »Leben und Schicksal«, in einer Rede, die die »Frankfurter Rundschau« dokumentiert hat, vorgeführt, zu welchen »Erkenntnissen« dieser TabuBruch führt: »Hitler veranstaltete in Europa ein Gas-Hiroshima noch vor Hiroshima. Stalin

veranstaltete in der UdSSR ein Vor-Pol-Pot-Kambodscha. Hitler war der Stalin ganz Europas. Stalin war der Hitler seines Volkes.«

Um den, die Europastrategien des deutschen Kapitals realisierenden, im Wesen rassistischen deutschen Nationalsozialismus mit dem Stalinismus gleichsetzen zu können, der die russische Revolution, die die allseitige Emanzipation der Menschen zum Ziel hatte, zum nationalen »Sozialismus« vollständig deformierte, muß das einzigartige Verbrechen der Deutschen, die Juden-Vernichtung, in eine amerikanische Tat, ein »Gas-Hiroshima«, umgedichtet, müssen jegliche historischen und politischen Kategorien entwertet und Besonderheiten negiert werden. Alles wird reduziert auf den Abscheu vor offener Gewalt - und damit verknüpft ist ein erneutes Kollaborationsangebot an die deutschen Großmacht-Strategen, weil man hofft, selber von der Unterwerfung unter die verdeckte, aber nicht weniger brachiale Gewalt profitieren zu können: »In Deutschland war es immer eng, und es wird immer eng bleiben, denn das den Deutschen angeborene Talent braucht Lebensraum ... Ihre große Möglichkeit besteht nun auch darin, daß sich die UdSSR aus dem eisernen Schraubstock des Totalitarismus losgerissen hat... und vor Ihnen diesen Lebensraum öffnet, ihn anbietet... Wozu Lebensraum erobern, wenn er sich freiwillig selbst auf sie zu bewegt?« (Jewtuschenko).

Tatsächlich gibt es in Grossmans Werk Abschnitte und Passagen, die den »Tabu-Bruch« nahelegen, wie er von Jewtuschenko oder auch seinem Kollegen Ales Adamowitsch betrieben wird. In einer von mehreren räsonierenden Passagen, die in den Roman einmontiert sind, schreibt Grossman beispielsweise, daß »die erste Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts in die Geschichte der Menschheit eingehen (wird) als Epoche der verbrecherischen Ausrottung riesiger europäischer Bevölkerungsschichten, basierend auf Gesellschafts- und Rassentheorien.«

Als Ganzes gelesen läßt »Leben und Schicksal« diesen Kurzschluß allerdings nicht zu. Indem er unerbittlich genau die Geschichte von Sofja Ossipnowas Transport in die Gaskammern der Deutschen erzählt und mit dem Abschiedsbrief der im Vernichtungslager auf ihren Tod wartenden Mutter Strums an ihren Sohn wohl eine der eindringlichsten literarischen Erinnerungen an den Holocaust geschrieben hat, beharrt Grossman auf der Unvergleichlichkeit der Verbrechen der Nationalsozialisten. Auch das stets als Beleg für die Verwandtschaft von Stalinismus und Nationalsozialismus zitierte Gespräch zwischen dem SS-Offizier Liss und dem gefangenen Kommunisten Mostowskoj dokumentiert, im Zusammenhang gelesen, mehr die Unterschiede zwischen den beiden, als Gemeinsamkeiten, denn Liss, der Mostoswkoj zum Verhör ruft, ist stolz auf das, was dem Kommunisten Mostowskoj, der zweifelsohne Stalin-treu ist, als entsetzliche Vision erscheint:

»Liss sagte: `Denken Sie doch mal: Wer sitzt denn in unseren Lagern, wenn kein Krieg ist - die Feinde der Partei, des Volkes. Diese Leute sind Ihnen nicht unbekannt - es sind dieselben, die auch Ihre Lager bevölkern. Und wenn unser Reichssicherheitshauptamt nach dem Krieg Ihre Gefangenen in das deutsche System einbezieht, dann werden auch wir sie nicht freilassen.' Er mußte lachen ...` Es gibt keinen Abgrund zwischen uns und euch. Man hat ihn erfunden. Wir sind verschiedene Erscheinungsformen ein und derselben Sache - des Einparteienstaates ... Auch ihr sagt doch: Der Nationalismus ist der Geist unserer Epoche. Sozialismus in einem einzigen Land - das ist doch die höchste Form des Nationalismus'.«

Das Gespräch, das Mostowskoj in eine Krise stürzt, erfahren wir später, war von Liss als unterhaltsame Provokation gedacht, als interessantes, aber belangloses Experiment. Es ist allerdings auch aufschlußreich, verweist es doch darauf, daß die Einebnung der Unterschiede von Nationalsozialismus und Stalinismus nur im Interesse derer sein kann, die sich aus ihrer jeweiligen besonderen Verantwortung stehlen wollen.

Oliver Tolmein schrieb in KONKRET 12/90 über die»breite Linke«

Konkret 01/91, S. 33

Jan Philipp Reemtsma

Zeitzeichen

Ich teile nicht des KONKRET-Herausgebers besondere Abneigung gegen die »taz«, jedoch frage ich mich und andere, ob das Folgende in irgendeiner anderen Zeitung oder -schrift hätte geschehen können, oder wirklich nur dort, wo auch... - aber lassen wir das. Am 3.12. schreibt in der Kommentar-Spalte Max Thomas Mehr ganz richtig, daß die Berliner SPD »die juristische Aufarbeitung der DDR-Geschichte in den letzten Wochen zu Wahlkampfzwecken mißbraucht habe«. Da war zwar der Kommentator der »Süddeutschen« ein paar Tage vorher durchaus entschiedener, er sprach, glaube ich, von Rechtsbeugung, aber immerhin. Max Thomas Mehr kommt dann auf den Haftbefehl gegen Erich Honecker zu sprechen - der gehe über »die häßliche Verquickung von Justiz und Wahlkampf hinaus«, sicherlich. Gleichwohl bezweifelt Mehr, ob dieser Haftbefehl gerechtfertigt sei. Das mag nun ein Thema sein, über das sich mit vielen Argumenten trefflich streiten läßt. Warum schreibt Mehr das eine Argument auf, das hier nie hätte genannt werden dürfen?:

...muß man fragen, ob das Abzeichnen des Dokuments (des sog. »Schießbefehls«, jpr) tatsächlich Ausdruck einer individuellen Entscheidung oder Ergebnis eines kollektiven Prozesses war und somit alle Mitglieder dieses Gremiums juristisch belangt werden müßten.

Nun ist man bekanntlich als Mitträger einer kollektiven Entscheidung genauso individuell verantwortlich für das, was da entschieden worden ist, wie als individuell Entscheidender. Beziehungsweise: eben nicht mehr »bekanntlich«. Und es scheint auch nicht mehr bekannt zu sein, daß man auch dann einen Einzelnen zur Verantwortung ziehen kann, wenn man das mit seinen Mittätern nicht kann (aus welchen Gründen auch immer).

Es war zu befürchten gewesen, daß man sich »von rechts« der nationalsozialistischen Vorgeschichte der Bundesrepublik Deutschland endgültig zu entledigen versuchen würde, indem man alle DDR-Institutionen und SED-Taten mit Nazi-Vokabular belegen würde, doch kam(s wie immer anders und war doch eigentlich vorauszusehen. Es wurde diese Arbeit von »liberal« bis »links« getan. Wenn man doch, hieß es, die Nazi-Verbrecher nicht zureichend verfolgt habe, dürfe man doch *also* auch die für den stalinistischen Terror Verantwortlichen nicht verfolgen. Und Max Thomas Mehr übernimmt in seine Kritik des Haftbefehls gegen Honecker den Topos der Nazi-Verteidiger von der Nicht-mehr-Verantwortlichkeit in kollektiven Entscheidungsprozessen.

Nun tut er das interessanterweise nicht ungestraft. War nämlich dies erste Argument zwar schändlich, aber doch durchaus üblich, so fragt man sich beim zweiten - übrigens gar nicht hämisch, sondern sehr wohl besorgt - was das in seinem Verstand angerichtet hat. So geht es nämlich weiter:

Der Schießbefehl gehörte doch über Jahrzehnte zum totalitären System sowjetischer Prägung, galt nicht nur an der innerdeutschen Grenze, sondern entlang des »Eisernen Vorhangs«. Allein unter diesem Gesichtspunkt müßten sich die Ermittlungsbehörden fragen lassen, warum sie nicht genauso gegen den Ex-Staatschef der CSFR, Gustav Husak, vorgehen...

Da ist einem deutschen Zeitungskommentator mal eben entfallen, daß deutsche Staatsanwälte noch nicht europaweit ehemalige Staatschefs verhaften können. Zeitzeichen.

Nein, er hat nicht gesagt: Man darf Honecker nicht verhaften, weil man doch auch Husak nicht verhaften darf, weil beide als Oberhäupter souveräner Staaten gehandelt haben, und man mit der Verhaftung Honeckers der DDR nachträglich die Souveränität absprechen würde. Zwar wäre auch das ein durchaus bestreitbares Argument, denn die jetzige BRD ist - juristisch gesehen - wohl ebenso Rechtsnachfolgerin der DDR wie sie Rechtsnachfolgerin des »Deutschen Reiches« gewesen ist, aber das ist ein anderes Thema. Mehr jedenfalls argumentiert so nicht, und darum lautet der letzte Satz seines Kommentars:

All dies zeigt die Absurdität, die sich dann ergibt, wenn man die Verantwortung einer ganzen Gesellschaft für ihre Geschichte und ihre Politik auf die Verantwortung eines Einzelnen abzuwälzen versucht.

Mit *dem* Argument kann man in der Tat nur noch die kleinen Diebe hängen. Denn jeder »führende Politiker« steht für Entscheidungen, die von größeren Kollektiven (und manchmal fast einer ganzen Gesellschaft) mitgetragen werden. Nach Mehr bedeutet der Versuch, ihn für seine Taten zur Verantwortung zu ziehen, alle anderen zu entlasten, und da man dies nicht dürfe, müsse man ihn laufen lassen.

Es ist absurd. Die einen dürfen endlich ihren Antikommunismus ausleben und die nicht-geführten Prozesse gegen Nazi-Verbrecher vergessen machen, indem sie sich als Wahrer der Menschenrechte aufspielen, und die andern kritisieren das, indem sie die Verteidigerargumente aus den wenigen geführten Nazi-Prozessen nachsprechen. Again: Zeitzeichen.

Jan Philipp Reemtsma schrieb in KONKRET 12/90 über das Verschwinden der antikapitalistischen Opposition

Konkret 01/91, S. 35

Wolfgang Pohrt

Der Weg zur inneren Einheit VII

In Anlehnung an die Arbeit »The Authoritarian Personality« (AP), in der Theodor W. Adorno und andere die Zusammenhänge zwischen Charakterstudien und der Empfänglichkeit für faschistische Propaganda untersucht hatten, erstellt Wolfgang Pohrt für die »Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur« eine Studie über den »autoritätsgebundenen Charakter BRD 1990«, die KONKRET als work in progress dokumentiert. Nach dem Einleitungsessay, Überlegungen zur empirischen Methode und den Ergebnissen eines ersten Fragebogendurchlaufs (s. KONKRET 5-7/90) sowie drei Interviews mit rechtsradikalen Aktivisten, durch die ermittelt werden sollte, »wohin das gängige Alltagsbewußtsein kraft eigener Immanenz fortschreiten kann« (s. KONKRET 8-9+11/90), folgt nun der Abdruck des veränderten Fragebogens und eine Auswahl jener empirischen Daten, die Pohrt mit ihm erhoben hat

Kasten »Begriffserläuterung«

Skala: Eine Menge von Sätzen, welche das Versuchskaninchen bewerten muß. Die Bewertung fällt dann auf das Versuchskaninchen zurück. Es meinte, ein Urteil über die Sätze zu fällen. Tatsächlich hat es sich selber eine Note ausgestellt, die Menge der Sätze funktioniert als Meßinstrument, deshalb: Skala.

Sub-Skala: Teilmenge von Sätzen einer Skala

Item: Nur das amerikanische Wort für Skalensatz

Korrelation: Maß für den Zusammenhang zwischen zwei Sätzen, Maximum = 1, Minimum = 0. Beide Grenzwerte werden nie erreicht. Beantwortet die Frage, wie wahrscheinlich es ist, daß einer, der A sagt, auch B sagen wird. Ermittelt also, welche Sätze sich gut vertragen.

Mittlere Inter-Item-Korrelation: Jeder Satz wird mit jedem anderen korreliert. Für die Korrelationskoeffizienten wird dann der Mittelwert errechnet.

Item-Total-Korrelation: Man addiert die Noten aller Sätze zu einem Gesamtpunktwert und ermittelt dann die Korrelation zwischen diesem Gesamtpunktwert und einem Skalensatz.

Highscorer: Einer, der einen hohen Gesamtpunktwert erreicht.

Lowscorer: Einer, der einen niedrigen Gesamtpunktwert erreicht.

Die M-Skala

Gemäß ihrem Zweck, den deutschen Sozialcharakter so abzubilden, wie er im Kapitel Michel-Syndrom skizziert worden war (s. KONKRET 7/90), sollte die neue Skala M-Skala heißen, und der Name war Programm, Programm für die Kritik an der Testversion. Was immer nämlich es sonst noch im einzelnen an der alten Skala auszusetzen gab, war nebensächlich im Vergleich zum Haupteinwand: einfach nicht *michel* genug, in dem Sinne etwa, wie es unerheblich ist, daß ein Hühnchen obendrein auch noch angebrannt und überwürzt ist, wenn es erst gar nicht nach Huhn, sondern eher nach Fisch schmeckt. Nach der Devise ‘mehr Michel’, und unter Berücksichtigung der restlichen Überlegungen selbstverständlich, wurde also die folgende Skalenversion produziert:

1. Echte Freiheit verlangt, daß man sich in die Gemeinschaft einfügt.

2. Im Wohlstand verkümmern die inneren Werte, weil jeder nur auf den eigenen Vorteil bedacht ist.

3. Wichtige Lehren muß man stets mit Leiden bezahlen.

4. Unseren Politikern fehlt das Format, sich zugunsten des Gemeinwohls gegen Interessengruppen wie Gewerkschaften oder Unternehmer durchzusetzen.

5. Die Arbeitslosigkeit ist ein Problem. Ein Problem sind aber auch die Drückeberger, die auf unser aller Kosten leben.

6. Jeder Mensch braucht im Leben einen Halt, einen festen Glauben, an dem er niemals zweifelt.

7. Das Leben war früher härter als heute, aber dafür war es auch natürlicher und gesünder.

8. Wenn man ehrlich und anständig bleibt, wird man leicht übervorteilt oder ausgenützt.

9. Die Drogenwelle beweist es wieder, daß ungezügelte Freiheit oft ins Elend führt.

10. Die Deutschen sind steifer als Italiener oder Franzosen, aber dafür sind sie auch nicht so oberflächlich.

11. Wer ein Europa ohne Grenzen will, muß damit rechnen, daß dann auch das organisierte Verbrechen seinen Weg nach Deutschland findet.

12. Wenn der Vernichtung der tropischen Regenwälder und der Zerstörung der Ozonschicht nicht Einhalt geboten wird, ist der Untergang der Menschheit nur noch eine Frage der Zeit.

13. Wertvolle Menschen zeichnen sich durch die Fähigkeit aus, sich für das große gemeinsame Ziel aufopfern zu können.

14. Heute, wo Leute aus allen Erdteilen in die Bundesrepublik strömen, muß man sich besonders sorgfältig gegen Infektionen wie zum Beispiel AIDS schützen.

15. Freundlichkeit und Nachsicht werden von den meisten Menschen doch nur als Schwäche ausgelegt.

16. Junge Menschen haben manchmal Flausen im Kopf, aber wenn sie dann im harten Berufsleben stehen, werden sie schnell vernünftig.

17. Oft erntet am wenigsten Dankbarkeit und Anerkennung, wer sich aufopfert und am meisten leistet.

18. Die Probleme, vor denen unser Land heute steht, verlangen nach einer starken, zukunftsweisenden politischen Führung.

19. Die Ausländer hier machen sich manchmal unbeliebt, weil sie sich gegen die Deutschen abkapseln und nur mit ihren eigenen Landsleuten verkehren.

20. Sittlichkeitsverbrecher verdienen härtere Strafen als nur ein paar Jahre Gefängnis.

21. Die Menschen kann man in zwei Klassen einteilen: die Schwachen und die Starken.

22. Es gibt kaum etwas Gemeineres als einen Menschen, der nicht Liebe, Dankbarkeit und Achtung für seine Eltern empfindet.

23. Wenn Gastarbeiter in deutsche Familien einheiraten, bringt das nur Probleme für beide Seiten.

24. Wir Deutsche haben vielleicht manche Bewunderer, aber nur wenige Freunde in der Welt.

25. Eine der Hauptaufgaben für die nächsten Jahre wird es sein, die Bevölkerungslawine einzudämmen.

26. Homosexualität wird zwar nicht mehr bestraft, trotzdem bleibt sie widernatürlich.

27. Den Ausländern hier mangelt es oft am guten Willen, sich den Sitten des Gastlandes anzupassen.

28. Kein normaler Mensch könnte jemals einen guten Freund oder nahen Verwandten kränken wollen.

29. Obwohl es vielleicht übertrieben klingt: Manchmal sind Tiere die besseren Menschen.

30. Wer aus der Reihe tanzt, will sich meistens nur wichtig machen.

31. Das Anwachsen der Kriminalität, besonders im Drogenhandel, erfordert strengere Gesetze und ein härteres Durchgreifen der Polizei.

32. Was den Deutschen neben einer echten Zukunftsvision fehlt, ist ein großes, machtvolles Gefühl von Zusammengehörigkeit und Gemeinsamkeit.

33. Gerade im Interesse der wirklich Bedürftigen sollte man die Erschleichung von Arbeitslosengeld oder Sozialhilfe konsequenter verfolgen und strenger bestrafen.

34. Die Prunksucht arabischer Ölscheichs zeigt, daß plötzlicher Reichtum kulturlose Völker überfordert.

35. Einer der Hauptfehler der Deutschen war, daß sie die nur auf den schnellen Dollar abzielende Lebensweise der Amerikaner übernommen haben.

36. Bevor man Asylbewerber und Aussiedler unterstützt, sind die Deutschen hier besser mit Wohnraum und Arbeitsplätzen zu versorgen.

37. Wenn jemand an UFOs, an die Seelenwanderung oder die Wiedergeburt glaubt, darf man ihn deshalb nicht verspotten.

38. Was dem Einzelnen Kraft gibt, ist seine Geborgenheit in der Familie und seine Verankerung in der Gemeinschaft.

39. Presse und Fernsehen neigen dazu, mit ihrer verantwortungslosen Kritiksucht alles Gute und Schöne in den Schmutz zu ziehen.

40. Auch wenn dies immer mehr aus der Mode kommt: Weihnachten sollte ein Fest bleiben, welches man daheim im Familienkreis feiert.

41. Die armen Völker mit ihren riesigen Menschenmassen könnten sich eines Tages zu einem gnadenlosen Vernichtungskrieg gegen die reichen Länder verbünden.

42. In den vielen Ländern, die von der Bundesrepublik Finanzhilfe verlangen, vergißt man oft, daß wir uns den Wohlstand hart erarbeitet haben.

43. Im Leben gewinnt nicht der Bessere, sondern Erfolg hat, wer besonders rücksichtslos, raffiniert und gerissen ist.

44. Tierquälerei sollte man besonders streng bestrafen, weil das Verbrechen an unschuldigen und wehrlosen Wesen begangen wurde.

45. Der Arme ist oft glücklicher als der Reiche, weil er sich über die einfachen Dinge des Lebens noch richtig freuen kann.

46. Wer Karriere machen will, muß vor allem Beziehungen haben und die richtigen Leute kennen.

47. Wer kein Herz für Kinder hat, verdient, daß man ihn verachtet.

48. Die steigende Zahl der Krebstoten beweist, daß uns die vielen chemischen Schadstoffe in Nahrung, Wasser und Luft allmählich vergiften.

49. Wenn die Deutschen im Ausland manchmal unbeliebt sind, kommt das daher, daß der Tüchtige immer viel Neid auf sich zieht.

50. Wer nicht buckelt, sondern ehrlich zu seiner eigenen Überzeugung steht, muß im Leben mit Nachteilen rechnen.

51. Die Öffentlichkeit erfährt oft wenig davon, was die wirklichen Drahtzieher hinter verschlossenen Türen planen.

52. Wenn der Zuwandererstrom nicht aufhört, der über uns hereingebrochen ist, muß die Entwicklung im Chaos enden.

53. Äußere Schönheit ist bei einem Menschen oft nur das Zeichen für Eitelkeit, für innere Kälte und Leere.

54. Als wiedervereinigtes Volk sollten die Deutschen mehr Selbstbewußtsein und Stärke zeigen.

55. Jeder unverklemmte Mensch hat das Bedürfnis, manchmal alle Fesseln der Zivilisation abzustreifen und sich richtig auszuleben.

Gliederungsschema

Zwar wurde vorausgesetzt, daß sämtliche Sätze dem Faschistoiden gefallen müßten, und daß mit der Höhe des Gesamtpunktwerts einer Person deren Eignung zum Gefolgschaftsanhänger wuchs. Doch ebenso klar war, daß es zwischen manchen Behauptungen große Ähnlichkeiten, zwischen anderen Behauptungen aber deutliche Unterschiede gab. Es wurden also Gruppen gebildet, es wurden auch alle Sätze auf die Kästchen des Klassifikationsschemas verteilt. Hier freilich werden bloß die stichwortartigen sachlichen Begründungen für die Gliederungspunkte genannt, der Verteilungsplan selber nicht, denn er sollte nur ein vorläufiger, durch die Zahlen zu verifizierender oder zu falsifizierender sein - eine Arbeitshypothese oder eine Krücke.

I. Unterwerfungswünsche

Die Frage ‘wer wen’ stellt sich für den Autoritären erst in zweiter Linie, es kommt ihm gar nicht so sehr darauf an, ob er der Unterwerfende oder der Unterworfene ist, Hauptsache es wird geknechtet. Die Lieblosigkeit, mit der er die eigene Person behandelt, ist der Preis der Feigheit. Er will zwar herrschen, aber er kann es nur, indem er sich einem Mächtigeren unterwirft. Jede Selbstherrlichkeit muß ihm daher unerreichbar und als Unerreichbare ein Dorn im Auge bleiben. Besonders verhaßt dürften ihm Leute sein, von denen er annehmen muß, daß sie sich nicht abstrampeln und hochstrampeln wollen. Die Schikanen und Demütigungen, die ein Vorgesetzter ihm zufügt, betrachtet er fast als Liebesbeweise, zur Weißglut aber kann ihn der Penner auf der Parkbank bringen, der ihn einfach ignoriert. So einen würde er als arrogant oder eingebildet bezeichnen.

Große Zustimmung zu Items aus dieser Gruppe deutet auf nur mühsam gebändigte rebellische Impulse hin, der Unterwerfungswunsch ist echt und zugleich doch einer, den man sich dauernd einreden muß. Glücklich ist eigentlich keiner, wenn er kriegt, was er will, weil der Sklave durch noch so viel Macht kein Freier wird.

II. Triebhafte Aversionen gegen Fremdes

Gemeint ist eine instinktiv gewordene Abneigung, die nicht nach dem Sündenbock-Schema erklärt werden kann, also etwa dergestalt, daß ein Arbeitsloser lieber die Einwanderer verflucht, weil er sich mangels Einsicht oder Mut mit den wirklichen Verursachern seiner deprimierenden Situation nicht anlegen mag. Keiner der Sätze lautet daher: »Die Ausländer nehmen uns die Arbeitsplätze weg«, sondern alle Sätze sagen den Ausländern irgendwelche an den Haaren herbeigezogenen Dinge nach, die dem Normalbürger nur herzlich gleichgültig sein können.

III. Lustfeindschaft

Zum Nationalcharakter gehört auch die altjüngferlich-bigotte, zickige Art, für bedenklich und verwerflich zu halten, was jeden reizt - Reichtum, Freiheit, Schönheit, Sensationen, Promiskuität beispielsweise. Diese Komponente ist eng mit der vorigen - triebhafte Aversion gegen Fremdes - verwandt. Deshalb tauchen verschiedene Sätze in beiden Gruppen auf, nur ist der Akzent bei der Interpretation leicht verschoben. AIDS (14) und Eheprobleme (23) sollten unter II. instinktiv gewordene Abneigung gegen Fremderationalisieren, jetzt sind sie ein Trost für Personen, die sich den Flirt mit der oder dem schönen Fremden bitter verkneifen mußten.

IV. Futterneid

In der AP hieß das Phänomen ‘No pity for the poor’, hier ist es weiter gefaßt: Statt Mitleid Futterneid; der liebe Nächste als unnützer Esser; die Neugeborenen als Eindringlinge oder ungebetene Gäste; der Mensch als Wesen, welches durch seine bloße Existenz schon zur Bedrohung wird nach dem Motto ‘Das Boot ist voll’; die Eigengruppe als Gemeinschaft von Schiffbrüchigen, die im Interesse aller hart bleiben müssen, wenn sie die Katastrophe überstehen wollen.

Die Unfähigkeit zur Identifikation mit Menschen, die eigentlich Mitleid erregen müßten, führt in Deutschland selten bloß zu dem Entschluß, ihnen nichts abgeben zu wollen, nach der Devise etwa: Was geht mich das an, sollen sie doch sehen, wie sie durchkommen; wer arm ist, ist selber schuld, und ich bin nicht der liebe Gott. Vielmehr gehen Egoismus, Härte und Geiz einerseits, andererseits Verantwortungsbewußtsein für das Große Ganze hier eine merkwürdige Verbindung ein, und das Resultat ist ein ungeschriebenes Gesetz, wie es durch folgenden in der Nazi-Zeit kursierenden Witz auf die Formel gebracht wurde: »Keiner darf hungern und frieren, wer’s trotzdem tut, kommt ins KZ«. Analog zur eugenischen Komponente nationalsozialistischer Sozialfürsorge dürfte der hiesige Futterneid einer sein, dem auch globale bevölkerungspolitische Spekulationen nicht fremd sind. Ende Mai 1990 jedenfalls hatten nach der »Zeit« auch das Fernsehen, die lokale Tagespresse und der »Spiegel« das Thema »Bevölkerungsexplosion« wiederentdeckt, welches lange zuvor schon die Hauptsorge von Personen gewesen war, die sich für die REP, die NPD oder die FAP engagierten (Vgl. ‘Gespräche mit den Herren A., B. und C.’, in KONKRET 8-9+11/90).

V. Frustration

Gemeint ist die Reaktion nach dem Schema: Ich betrachte, was ich für meine Benachteiligung halte - und benachteiligt fühle ich mich eigentlich immer - als Beweis für meine moralische Überlegenheit. Daß ich betrogen, hintergangen und übervorteilt wurde, liegt nur an meiner Gutgläubigkeit und meiner Gutmütigkeit. So verschaffe ich mir für kommende Missetaten die Rechtfertigung: Ich habe bewiesen, daß ich ein guter Mensch sein wollte, aber die böse Welt ließ es nicht zu.

Gerade auch Linke hegen in Deutschland gern die Illusion, wirkliche oder vermeintliche berufliche Nachteile seien die Folge ihrer politischen Gesinnung oder Überzeugung, und es gäbe eine Instanz, die ihnen den Verrat ihrer Gesinnung oder Überzeugung vergolden würde. Sie übersehen dabei, daß die erwünschte politische Einstellung heute keineswegs mehr eine Karriere und ein herausragendes Einkommen garantiert, wie Millionen »Bild«-Leser beweisen.

VI. Zivilisationsfeindschaft

Es handelt sich dabei um eine Komponente, die der Lustfeindschaft ähnelt: Gelobt sei, was hart macht, verflucht sei, was den Menschen verwöhnt und verweichlicht. Aus der Regel, daß Medizin meist bitter schmeckt, wird der Schluß gezogen, daß alles Bittere heilsam sei.

Zurück zur Natur, wieder hinauf auf die Bäume, würde eigentlich die Devise heißen, aber in Deutschland führt sie selten dazu, daß Einzelne kauzig werden und irgendwo auf dem Land das Leben eines zivilisationsflüchtigen Sonderlings führen. Auch die Siedlungsbewegungen blieben hier immer kurzlebige Projekte, und begeisterte Schilderungen oder Berichte von Beteiligten gibt es nicht. Der Akzent scheint hier mehr auf dem Haß gegen die Zivilisation als auf der Liebe zum einfachen Leben zu liegen.

VII. Straf- und Verfolgungswünsche

Die Straf- und Verfolgungswünsche stellen eine Radikalisierung der Unterwerfungswünsche dar: Es reicht nicht, daß geknechtet wird, es muß auch richtig weh tun. Dabei ist es dem Autoritären ziemlich egal, warum einer bestraft und eingesperrt werden soll - irgendein Grund wird sich schon finden. Als besonders abscheulich wird daher jedes Delikt empfunden, ganz gleich, ob ein armer Schlucker das Sozialamt um einen ihm nicht zustehenden Hundertmarkschein erleichtert, oder ob Eskimos Robben und Italiener Singvögel verspeisen.

VIII. Überbetonung von Altruismus und Gemeinsinn.

Wie die Unterwerfungswünsche eine Reaktionsbildung auf kaum zu bändigende rebellische Impulse waren, so ist die Überbetonung von Altruismus und Gemeinsinn eine Reaktionsbildung auf tiefsitzende Asozialität. Die Zustimmung zur Behauptung beispielsweise, daß Weihnachten im Familienkreis gefeiert werden solle, mochte vor hundert Jahren noch plausibel sein. Heute hingegen, wo rund 50 Prozent der Haushalte in Großstädten Einpersonenhaushalte sind, und wo zur Weihnachtszeit alle Betten auf den Kanarischen Inseln belegt sind, muß die gleiche Zustimmung als Symptom begriffen werden, als Symptom für einen Bedarf im Gemütshaushalt, der mit Weihnachten selber wenig zu tun hat.

Warum geben die Leute es nicht einfach zu, daß ihnen der weihnachtliche Ergriffenheitsrummel auf die Nerven geht, daß man die familiäre Geselligkeit just um diese Zeit am allerschlechtesten erträgt? Kaum deshalb, weil speziell diese Aversion gegen Geselligkeit eine besonders verwerfliche oder zumindest noch tabuierte wäre, sondern vielleicht, weil die spezielle Aversion ein sehr viel weiter reichendes Empfinden verraten würde, welches man aus guten Gründen nicht an die große Glocke hängt, nach der Devise etwa, daß einer sich nicht beim Ladendiebstahl erwischen lassen soll, wenn eine Leiche in seinem Keller liegt.

Befragung und Sample

Zwischen Anfang April und Mitte Juli 1990 wurde die M-Skala unter die Leute gebracht, und der Mühe Lohn waren genau 690 zufriedenstellend ausgefüllte Formulare. Auch diesmal kam in die Stichprobe, wer erreichbar und willig war1, einziges Auswahlkriterium blieb ein möglichst günstiges Verhältnis von Aufwand und Ertrag. Noch immer nämlich ging es in erster Linie darum, sich ein zutreffendes Bild vom Typus des Faschistoiden und seinen diversen Varianten zu machen. Keineswegs wurde dieser Typus schon als definitiv bekannte Größe vorausgesetzt, über deren Vorkommen und Verteilung in der Bevölkerung mittels einer Repräsentativerhebung gültige Aussagen innerhalb angebbarer Fehlergrenzen zu treffen wären. Die Frage war also, ob die Vorstellungen, die vom Michel-Syndrom entwickelt worden waren, im wesentlichen irgendwelchen Tatsachen entsprachen, und ob diese Vorstellungen sich anhand des Datenmaterials würden verfeinern und präzisieren lassen. Erst nämlich muß man den Bösewicht identifiziert haben, bevor man ihn systematisch suchen kann, denn wenn kein Steckbrief existiert, hat es wenig Sinn, den ganzen Fahndungsapparat anzuwerfen. Den Bösewicht identifizieren und ihn fangen wiederum sind zwei Jobs, die verschiedene Methoden verlangen: Im einen Fall prüfen wenige Ermittler viele vage Anhaltspunkte, im anderen Fall ist die Zahl der Polizisten groß, die nach wenigen, aber deutlichen Kennzeichen, beispielsweise der Narbe über der rechten Augenbraue suchen. Analog dazu war die Skala, weil sie Ermittlungszwecken dienen mußte, noch zu umfangreich, als daß beispielsweise bei einer schriftlichen Befragung akzeptable Rücksendungsquoten zu erwarten gewesen wären. Das Formular zu kürzen aber hätte bedeutet, den Sinn und Zweck der Befragung ihrer Repräsentativität zu opfern.

So kam es bei der Auswahl der Befragten nicht auf eine exakt proportionierte, sondern auf eine möglichst bunte Mischung und darauf an, ohne allzu langwierige Vorbereitungen Material zu erhalten. Um Unterstützung waren deshalb Freunde, Bekannte und Kollegen gebeten worden, die an Schulen, Hochschulen oder in der Erwachsenenbildung tätig sind, weil die Erhebung sich im größeren Maßstab mit vertretbarem Aufwand nur durchführen ließ, wenn Gruppen befragt werden konnten, die ohnehin wenigstens eine halbe Stunde stillsitzen müssen. Das Formular wurde an die jeweils Anwesenden also mit der Bitte verteilt, es auszufüllen und gleich abzugeben. Auf die erklärte Bereitwilligkeit der Leute nämlich, das Ausfüllen daheim erledigen zu wollen, ist kein Verlaß, und Fragebögen, die man einmal ganz aus dem Auge verlor, sieht man erfahrungsgemäß auch nie wieder. Die Beurteilung der 55 Sätze erfordert offenbar mehr Anstrengung, Konzentration und Zeit, als die meisten aufbringen wollen, wenn sie unter keinerlei Druck stehen.

Eine weitere Methode des Datensammelns bestand beispielsweise darin, Mitgliedern eines Sportvereins ein kleines Erfolgshonorar zu zahlen für den Fall, daß sie Eltern, Arbeitskollegen oder Verwandte zum Ausfüllen des Fragebogens überreden würden. Jugendlichen, die sich einen kleinen Nebenverdienst verschaffen wollen, schlägt man eine kleine Gefälligkeit nicht ab, und so wurden auf diese Weise auch Leute erreicht, die sich untereinander nicht treffen. Ebenfalls gegen ein kleines Honorar waren in Freiburg und Nürnberg Studenten bereit, ihre Kommilitonen und andere Bekannte zu interviewen. Zu erwähnen ist ferner die kleine schriftliche Befragung von REP, FAP- und NPD-Kandidaten, die trotz magerer Ausbeute2 ihren Zweck insofern erfüllte, als nun eine kleine, aber interessante Vergleichsgruppe zur Verfügung stand.

Nur der Vollständigkeit halber werden in der folgenden Tabelle die diversen Erhebungsgruppen mit ihrem Umfang und ihren Skalenmittelwerten aufgelistet, im Auswertungsverfahren selber spielt diese Einteilung keine Rolle mehr, sondern es wird nach anderen Kriterien sortiert und selektiert. Für die Skala zu sprechen scheint, daß die Aktiven von REP/NPD/FAP tatsächlich den höchsten Gruppenmittelwert (5.80) besitzen, obgleich der Zusammenhang zwischen Skalenwert und Parteipräferenz keineswegs eindeutig ist. Auf den folgenden Plätzen liegen die Schwerversehrten (5.41), die Fabrikarbeiterinnen (5.39) und die Kirchendiener (5.35), die alle meist sozialdemokratisch wählen.

Tabelle 1

Gruppen, Gruppenumfang (N)
und Gruppenmittelwerte (Mean) N Mean

REP/FAP/NPD-Kandidaten für Gemeinderat 24 5.80

Berufsschüler, Elektroinstallateur 67 4.88

Berufsfachschüler 41 4.65

Fortbildung, Umschulung 12 4.51

Hauptschüler 20 4.39

Evangelische Schwerversehrte 2.4.90 29 5.41

Technisches Gymnasium 27 4.20

Studenten der Politikwissenschaft 7.5.90 56 3.28

Diverse Mai 90 71 4.91

Evangelische Bundesbahnbedienstete 7.5. 90 14 4.91

Evangelische Polizeibeamte 7.5. 90 25 4.99

Evangelische Mitarbeiter der Kirche 9 3.65

Soziologiestudenten 16.5. 90 18 3.33

Studenten Lüneburg (Philosophie) 35 3.09

Studenten Lüneburg (Soziologie) 24 3.89

Industriepfarramt Hannover (Fabrikarbeiterinnen) 22 5.39

Nürnberg, Mai-Juni, diverse, meist Studenten 99 3.43

Fanzeitungsredakteure, Düsseldorf 22 4.28

Ev. Kirchendiener 22.6. 15 5.35

Ev. Personalräte (öffentl. Dienst) 18.6. 25 4.84

Freiburg Ende Juni, diverse 18 3.68

Ev. Industriepfarramt Freiburg, ÖTV, 8.7. 17 4.68

GESAMT 690

Chancen für Korrelations-Analyse

Das Resultat vielfältigen Sammelns, wie es sich in der Tabelle widerspiegelt, war ein Datensatz mit den schon erwähnten 690 Fällen. Außer den Noten für die 55 Items enthielt er noch eine laufende Nummer und das Alter der Person, ferner kodierte Angaben zum Geschlecht, zur Parteipräferenz, zum Status, zum Beruf und zur Gruppenzugehörigkeit.

Wenn man im Datensatz bestimmte Muster oder Beziehungen zwischen den Variablen entdecken will, so sind zunächst die Chancen dafür zu prüfen, daß überhaupt solche Beziehungen vorhanden sind. Das Maß für die Beziehung zwischen zwei Variablen ist der Korrelationskoeffizient, und die Vergleichswerte für diese Größe waren weder bei der F-Skala noch bei der A-Skala (einer deutsche Adaption der F-Skala) ermutigend.

Mäßige und gleichmäßige Korrelationskoeffizienten, wie sie für ähnliche Skalen errechnet worden waren, ließen also befürchten, daß in der Homogenität kaum noch Unterschiede zu entdecken wären. Wenn jeder Satz sich mit jedem anderen nahezu gleich gut verträgt, wenn sich keine besonderen Korrelationen aufspüren lassen, dann wäre der Zweck des Unternehmens insofern verfehlt, als der unbefriedigende Befund aus der AP übernommen werden müßte, wonach sich statistisch der Zusammenhang nicht nachweisen läßt, der beispielsweise zwischen solchen Sätzen bestehen müßte, die gemeinsam eine Variable bilden: »Wenn auch die Sätze aller Cluster3 aus Form 45 miteinander korrelieren (0,11 zu 0,24), so korrelieren doch die Sätze eines jeden Clusters miteinander nicht besser als mit den zahlreichen Sätzen anderer Cluster. Diese Cluster dürfen daher nur a priori als Diskussionshilfen benutzt werden.«4

Verbesserung der Inter-Item-Korrelation durch Festlegen einer Altersgrenze.

Eine erste Auswertung der Daten zeigte, daß die mittlere und die maximale Inter-Item-Korrelation diesmal entschieden höher als bei der F- und der A-Skala lagen. Einer der Gründe dafür dürfte sein, daß in diesem Sample sowohl extreme Lowscorer (Soziologiestudenten etwa) als auch extreme Highscorer (REP-Mitglieder) vertreten sind. Die nächste Frage lautete nun, ob es vielleicht Personengruppen gab, deren Entfernung aus dem Sample zu noch besseren, d.h. besser interpretierbaren Werten führen würde. Nur gering war zwar der Effekt, wenn bestimmte Statusgruppen - Schüler oder Studenten zum Beispiel ausgeklammert blieben, mehr Erfolg aber hatten Testauswertungen, wenn das Lebensalter als Selektionskriterium genommen wurde.

Die besten Werte für mittlere und maximale Inter-Item-Korrelation wären zu erzielen gewesen, wenn in die Auswertung nur Personen einbezogen worden wären, die mindestens 22 Jahre alt sind. Die Optimierung der Werte hätte aber eine deutliche weitere Reduzierung der Fallzahl bedeutet, und ein günstiger Kompromiß schien es zu sein, das Mindestalter auf 21 Jahre festzusetzen.

Nur spekuliert werden kann an dieser Stelle, warum die Jüngeren die Korrelationen verpatzen, ganz unabhängig davon, ob sie Schüler, Lehrlinge oder Studenten sind, und obgleich sie keine auffallenden oder abweichenden Gruppenmittelwerte besitzen. Vielleicht kommt dies daher, daß sich bei den Jüngeren verschiedene Einflüsse - progressiver Lehrer, reaktionäre Eltern - überlagern, oder die Ansichten eines Menschen verfestigen sich erst mit steigendem Alter zur berechenbaren Struktur. Statt nämlich, wie dies denkbar wäre, einfach nur andere Zusammenhänge zwischen Variablen aufzuweisen, ist das Meinungsbild der Jüngeren undeutlicher als bei den Älteren strukturiert.

Extremes Mißverhältnis zwischen Studenten und Erwerbstätigen durch Gewichtung korrigiert

Nachdem die wankelmütige Jugend und kleinere Ungereimtheiten aussortiert worden waren, blieb eine 499 Fälle umfassende Stichprobe übrig, die leider grob über den Daumen gepeilt annähernd so viele Studenten wie Erwerbstätige enthielt, während das Verhältnis zwischen den beiden Gruppen ungefähr den Wert 18,6 besitzt, wenn man die Zahlen für das Jahr 1988 aus dem *Statistischen Jahrbuch 1989 für die Bundesrepublik Deutschland* heranzieht.

Obgleich es, wie schon erwähnt, nicht der Ehrgeiz dieser empirischen Studie war, repräsentative Ergebnisse im strengen Sinn zu liefern, so konnte doch eine solche Verzerrung nicht hingenommen werden, weil sie zwar weniger die Korrelationen, dafür aber ganz entscheidend alle Mittelwerte grob verfälscht hätte, zumalunter den Studenten wiederum solche aus der linken Szene und aus den sozial- oder geisteswissenschaftlichen Fächern überrepräsentiert waren. Skalen-Mittelwert und Item-Mittelwerte hätten also nicht einfach nur die Genauigkeit vermissen lassen, die man von Repräsentativumfragen erwartet, sondern sie hätten ein vollkommen falsches Bild von der Stimmungs- und Gesinnungslage der Bevölkerung gezeichnet.

Wenn die Proportion zwischen zwei Gruppen in der Grundgesamtheit bekannt ist, läßt sich das Mißverhältnis in der Stichprobe dergestalt korrigieren, daß die unterrepräsentierte Gruppe durch einen Faktor höher als die andere gewichtet wird. In diesem Fall wurde die Maschine angewiesen, alle Gruppen außer den Studenten mit dem Faktor 18 zu gewichten, und wie durch ein Wunder war die real nur 499 Fälle umfassende Stichprobe auf mehr als das Zehnfache ihres ursprünglichen Umfangs angeschwollen. Die folgende Tabelle zeigt Umfang und Proportionen des durch Gewichtung vergrößerten, gleichsam fiktiven Datensatzes, welcher die Basis für alle weiteren Auswertungen und Berechnungen sein wird:

Tabelle 2

bereinigt und gewichtet N %

Studium 191 3.3

Berufstätig 4158 72.5

Rentner 918 16.0

Hausfrau 468 8.2

Zusammen 5735 100.0

Weiterhin unterrepräsentiert sind in diesem Datensatz die Rentner, von denen es, wenn man ehemalige Angestellte, Arbeiter und Beamte zusammenzählt, in der BRD ungefähr halb so viele wie Erwerbstätige gibt. Leider ließ dies Mißverhältnis sich nicht korrigieren, weil das Statistik-Programm Gewichtungs-Befehle nicht sequentiell und kumulativ verarbeitet, sondern ein neuer Befehl den vorangegangenen überschreibt und aufhebt.

Kennziffern für den manipulierten Datensatz

Weil durch die Gewichtung der Einfluß extremer Lowscorer nun reduziert worden war, mußte mit einer Verringerung der mittleren und der maximalen Inter-Item-Korrelation gerechnet werden, und das Erwartete trat ein. Die folgende Tabelle enthält die Werte für den ‘unbehandelten’ und für den gewichteten Datensatz, außerdem werden die entsprechenden Zahlen für dieF-Skala und die A-Skala genannt, soweit sie bekannt sind.

Tabelle 3

INTER-ITEM CORRELATIONS

N Mean Minimum Maximum Variance Alpha

M-Skala 511 .3195 .0415 .7578 .0236 .9648

gewichtet 5.735. 2586. 0825 .7052 .0186 .9523

F-Skala 513 .1300 .0500 .4400

A-Skala .3003

Zum Vergleich mit den Werten der Test-Skala: Die Half-Split-Reliability betrug diesmal 0.9233**, die Kenndaten für die Summenvariable F lauten:

Tabelle 4

Variable Mean Std Dev Minimum Maximum N

F 264.75 57.23 69.00 378.00 5735

Trennschärfe und Mittelwerte der Items

Nach dem gleichen Schema wie bei der Test-Skala wird auch hier wieder die Trennschärfe der einzelnen Items ermittelt. Die Spalten von links nach rechts: Item-Nummer, Gesamtmittelwert (M), Mittelwert für das obere Quartil (Mh), Mittelwert für das untere Quartil (Mn), Differenz zwischen beiden oder Trennschärfeindex (T), Korrelation zwischen Item und Total-Score (r).

Tabelle 5

M Mh Mn T r

V1 5,09 6,17 4,15 2,02 0,3684**

V2 5,21 6,05 4,84 1,21 0,2704**

V3 4,54 5,49 3,48 2,01 0,4247**

V4 5,17 5,94 4,74 1,20 0,2529**

V5 5,35 6,61 3,15 3,46 0,6526**

V6 5,82 6,64 4,53 2,11 0,5291**

V7 5,46 6,44 4,20 2,24 0,5243**

V8 5,37 6,40 4,11 2,29 0,5150**

V9 4,58 6,33 2,36 3,97 0,6806**

V10 4,39 5,85 2,61 3,24 0,6181**

V11 4,94 6,40 2,79 3,61 0,6516**

V12 6,41 6,74 6,16 0,58 0,1933**

V13 5,10 6,05 3,94 2,11 0,4748**

V14 4,89 6,66 2,53 4,13 0,7016**

V15 4,19 5,41 3,03 2,38 0,4559**

V16 4,76 6,05 3,37 2,68 0,5804**

V17 5,22 6,22 3,99 2,23 0,5195**

V18 5,48 6,65 3,67 2,98 0,6545**

V19 4,26 5,75 2,53 3,22 0,5907**
V20 5,75 6,86 3,95 2,91 0,6095**
V21 3,56 5,20 1,98 3,22 0,5583**
V22 4,53 6,02 2,42 3,60 0,6675**
V23 4,00 5,71 2,20 3,51 0,6256**
V24 4,32 5,58 3,29 2,29 0,4226**
V25 5,14 5,97 4,03 1,94 0,3764**
V26 4,31 5,69 2,25 3,44 0,5737**
V27 4,52 6,17 2,46 3,71 0,6559**
V28 4,43 5,90 2,83 3,07 0,5324**
V29 4,77 6,12 3,08 3,04 0,5061**
V30 3,96 5,80 2,20 3,60 0,6141**
V31 5,70 6,94 3,18 3,76 0,7313**
V32 4,12 5,87 1,83 4,04 0,7006**
V33 5,60 6,80 3,39 3,41 0,7191**
V34 4,27 6,17 2,26 3,91 0,6704**
V35 4,24 5,78 3,27 2,51 0,4381**
V36 4,82 6,28 2,71 3,57 0,6600**
V37 5,36 5,82 5,41 0,41 0,0843**
V38 5,86 6,60 4,89 1,71 0,4936**
V39 4,28 5,52 2,59 2,93 0,5628**
V40 5,56 6,65 3,83 2,82 0,5972**
V41 3,74 5,37 2,72 2,65 0,4537**
V42 5,03 6,54 2,58 3,96 0,7202**
V43 4,77 5,84 4,03 1,81 0,3358**
V44 5,96 6,63 5,08 1,55 0,4568**
V45 5,34 6,53 4,01 2,52 0,5370**
V46 5,79 6,21 5,10 1,11 0,2773**
V47 4,97 6,27 3,61 2,66 0,5269**
V48 6,04 6,72 5,46 1,26 0,3397**
V49 3,75 5,76 1,84 3,92 0,6691**
V50 5,26 6,31 4,28 2,03 0,4560**
V51 6,22 6,76 5,89 0,87 0,2630**
V52 4,85 6,46 2,74 3,72 0,6621**
V53 3,40 4,99 1,93 3,06 0,5423**
V54 4,46 6,19 2,14 4,05 0,7130**
V55 5,14 5,75 4,79 0,96 0,2348**
Mittel: 4,91 6,14 3,46 2,68 0,5208

Skalenmittelwerte nach Parteipräferenz und Alter

Aus den folgenden beiden Tabellen, welche eine Übersicht über die Parteipräferenzen und die zugehörigen Mittelwerte geben, geht zunächst hervor, daß die Stichprobe weit entfernt davon ist, repräsentativ zu sein. CDU-Wähler sind extrem unterrepräsentiert, SPD-Wähler sind deutlich überrepräsentiert. Der Grund dafür dürfte die Tatsache sein, daß hauptsächlich Gruppen befragt wurden, die in einem zumindest lockeren Zusammenhang mit der evangelischen Kirche

oder der Gewerkschaftsbewegung stehen. Die Mittelwerte für die Summenvariable (in der Spalte Mean) passen fast ein wenig zu gut ins Rechts-Links-Klischee, obgleich die Differenz zwischen den CDU-Wählern und den SPD-Wählern mit den FDP-Wählern in der Mitte sehr gering ist und nur die Grünen und die Rechtsradikalen deutliche Abweichungen zeigen.

Tabelle 6

Parteipräferenz N % Mean

CDU 675 11.8% 4.93

SPD 2039 35.6% 4.82

FDP 170 3.0% 4.88

GRÜNE 451 7.9% 3.76

REP/NPD/FAP 432 7.5% 5.57

keine 1968 34.3% 4.83

GESAMT 5735 100.0%

Tabelle 7

ohne Unentschlossene N % Mean

CDU 675 17.9% 4.93

SPD 2039 54.1% 4.82

FDP 170 4.5% 4.88

GRÜNE 451 12.0% 3.76

REP/NPD/FAP 432 11.5% 5.57

GESAMT 3767 100.0%

Die nächste Tabelle wäre ein gutes Argument gegen den Glauben, man würde in der Gesellschaft, wie sie ist, mit steigendem Alter immer weiser und klüger. Das Gegenteil scheint der Fall zu sein, doch könnten die Werte auch daher kommen, daß in den verschiedenen Altersgruppen jeweils verschiedene Statusgruppen überrepräsentiert sind, bei den Jüngeren beispielsweise die Studenten. Keine deutlichen Unterschiede waren zwischen Frauen und Männern festzustellen.

Tabelle 8

Altersgruppen N % Mean

21 bis 29 1413 24.6% 4.27

30 bis 39 1182 20.6% 4.51

40 bis 49 1045 18.2% 5.08

50 bis 59 886 15.4% 4.90

60 bis 69 849 14.8% 5.42

70 und älter 360 6.3% 5.57

GESAMT 5735 100.0%

Klassifikationsverfahren

Das Gliederungsschema oder die Kommode mit den vielen beschrifteten Schubladen hatte man schon, nun hieß die Frage: Welcher Satz in welches Kästchen? Aus Gründen, die hier zu entwickeln zu umständlich wäre, schied ein standardisiertes Häufchenbildungsverfahren wie die Faktoranalyse aus, und es wurde eine Methode ausgeknobelt, die sich dreier Schritte bedient:

1. Zu jedem Gliederungspunkt wurde ein Skalensatz gesucht, der a) mit diesem Gliederungspunkt möglichst breite inhaltliche Übereinstimmung und b) eine annehmbare Item-Total-Korrelation aufwies - dieser Skalensatz wird als Schlüsselvariable bezeichnet. Als Schlüsselvariable für Gliederungspunkt Nr.1 *Unterwerfungswünsche* wurde

beispielsweise der Skalensatz Nr.6 mit einer Item-Total-Korrelation von 0.5291 gewählt: »Jeder Mensch braucht im Leben einen Halt, einen festen Glauben, an dem er niemals zweifelt.«

2. In der Korrelationsmatrix (hier nicht abgedruckt) wurden die Koeffizienten für die Schlüsselvariable nachgeschlagen, denn es galt nun, einen Grenzwert festzulegen. Dieser Grenzwert sollte a) so klein sein, daß er wichtige thematisch verwandte Sätze nicht ausschloß, und b) so groß, daß die Zahl einzubeziehender Sätze überschaubar blieb.

3. War der Grenzwert einmal festgelegt, so wurde nun ausnahmlos jeder Skalensatz, der höher mit der Schlüsselvariablen korrelierte, in die Sub-Skala übernommen, ohne Rücksicht darauf, ob ein sachlicher oder thematischer Zusammenhang evident war.

Das Resultat des Verfahrens sind Sub-Skalen, die deutlich höhere mittlere Inter-Item-Korrelationen besitzen als die Gesamtskala (0.2586). Beim Durchsehen und Vergleichen der Sub-Skalen fällt allerdings auf, daß man immer wieder auf die gleichen guten alten Bekannten trifft - Sätze, die in mehreren Gruppen vorkommen, obgleich diese Gruppen verschiedene Schlüsselvariablen besitzen und verschiedene Phänomene messen sollten.

Einerseits also produziert das Verfahren eine Kollektion von Sub-Skalen, welche sich den Vorwurf ‘Etikettenschwindel’ gefallen lassen muß: Unter immer neuem Markennamen werden leicht ergänzte oder leicht reduzierte Arrangements immer der gleichen Skalensätze angeboten. Was aber zunächst nur ein Nachteil zu sein scheint, erweist sich bei näherer Betrachtung auch als ein Vorteil: Man lernt dabei, die Skalensätze besser zu verstehen, weil sie je nach Kontext, d.h. je nach der Sub-Skala, in welcher sie enthalten sind, eine andere Bedeutung bekommen. Einer der Hits beispielsweise ist Satz Nr.9: »Die Drogenwelle beweist es wieder, daß ungezügelte Freiheit oft ins Elend führt«, und es scheint sich bei diesem Item um ein wahres Allround-Talent zu handeln. Es rationalisiert oder drückt aus

1. direkt die Aversion gegen Genuß, wenn der Akzent auf *Droge* und *ungezügelt* liegt

2. direkt die Aversion gegen Freiheit in jeder Form, wenn der Akzent auf der Kausalbeziehung zwischen Freiheit und Elend liegt

3. indirekt die Sehnsucht nach einer starken Macht, welche das lockere Treiben beendet

4. indirekt einen Vorwand, jemanden zwingen und bestrafen zu dürfen

5. indirekt den Wunsch, es möge jeder ins Elend stürzen, der sein Leben genießt

6. indirekt das Gefühl, man sei selber bei der Jagd nach Glück zu kurz gekommen

Teilskala ‘Stimmungsbarometer’

Wie die Subskalen im einzelnen aussehen, wird später gezeigt, wenn sie interpretiert werden. An dieser Stelle interessiert zunächst nur, daß von 55 Sätzen der Gesamtskala sich 39 auch auf den Sub-Skalen wiederfanden - immer noch zu viele für ein handliches Meßinstrument, für ein Formular, welches die Geduld der Befragten nicht überfordert. Also wurde weiter gesiebt, und die Regel hieß: Nur Sätze, die in mindestens 5 Sub-Skalen vorkommen, werden aus der Forschungs-Skala in die Fahndungs-Skala, in die Teilskala ‘Stimmungsbarometer’ übernommen.

Die Teilskala ‘Stimmungsbarometer’ stellt eine Ansammlung gewissermaßen idiotensicherer Sätze dar: Wer ihnen zustimmt, ist nicht mehr unterwegs, sondern er ist schon angekommen. Nicht mehr von der Dynamik seiner psychischen Entwicklung hängt es ab, ob er sich für ein faschistoides Regime entscheidet, sondern von den politischen Möglichkeiten. Die Sätze lauten:

5. Die Arbeitslosigkeit ist ein Problem. Ein Problem sind aber auch die Drückeberger, die auf unser aller Kosten leben.

9. Die Drogenwelle beweist es wieder, daß ungezügelte Freiheit oft ins Elend führt.

10. Die Deutschen sind steifer als Italiener oder Franzosen, aber dafür sind sie auch nicht so oberflächlich.

14. Heute, wo Leute aus allen Erdteilen in die Bundesrepublik strömen, muß man sich besonders sorgfältig gegen Infektionen wie zum Beispiel AIDS schützen.

27. Den Ausländern hier mangelt es oft am guten Willen, sich den Sitten des Gastlandes anzupassen.

30. Wer aus der Reihe tanzt, will sich meistens nur wichtig machen.

31. Das Anwachsen der Kriminalität, besonders im Drogenhandel, erfordert strengere Gesetze und ein härteres Durchgreifen der Polizei.

32. - Was den Deutschen neben einer echten Zukunftsvision fehlt, ist ein großes, machtvolles Gefühl von Zusammengehörigkeit und Gemeinsamkeit.

33. Gerade im Interesse der wirklich Bedürftigen sollte man die Erschleichung von Arbeitslosengeld oder Sozialhilfe konsequenter verfolgen und strenger bestrafen.

34. Die Prunksucht arabischer Ölscheichs zeigt, daß plötzlicher Reichtum kulturlose Völker überfordert.

36. Bevor man Asylbewerber und Aussiedler unterstützt, sind die Deutschen hier besser mit Wohnraum und Arbeitsplätzen zu versorgen.

42. In den vielen Ländern, die von der Bundesrepublik Finanzhilfe verlangen, vergißt man oft, daß wir uns den Wohlstand hart erarbeitet haben.

49. Wenn die Deutschen im Ausland manchmal unbeliebt sind, kommt das daher, daß der Tüchtige immer viel Neid auf sich zieht.

52. Wenn der Zuwandererstrom nicht aufhört, der über uns hereingebrochen ist, muß die Entwicklung im Chaos enden.

54. Als wiedervereinigtes Volk sollten die Deutschen mehr Selbstbewußtsein und Stärke zeigen.

Auf einer Repräsentativbefragung im strengen Sinn basieren die Zahlen im vorliegenden Datensatz zwar nicht, und sinnlos wäre es deshalb zum Beispiel, sie innerhalb einer Zeitreihenanalyse zum Vergleich heranziehen zu wollen, also dann, wenn ermittelt werden soll, wie sich die Werte von Monat zu Monat um geringe Beträge verändern.

Ganz unrepräsentativ aber dürften die Zahlen im gewichteten Datensatz andererseits auch nicht sein, die Größenordnungen werden sie, zumindest grob über den Daumen gepeilt, einigermaßen zuverlässig wiedergeben, mit der Einschränkung allenfalls, daß alle Skalenwerte etwas zu niedrig sind, weil in der Stichprobe zu wenig Rentner und zu wenig CDU-Wähler waren und überhaupt zu wenig ‘schweigende Mehrheit’.

Nichts also spricht dagegen, daß man den Stimmungsbarometer-Teil der Skala wie eine Repräsentativumfrage behandelt - nichts außer der Tatsache, daß die Ergebnisse geeignet sind, einem die Laune zu verderben. Das Verfahren: Aus den Noten für alle Sätze dieser Skala wird der Mittelwert, die Variable ‘Stimmung’ gebildet, und diese errechnete Variable gilt dann als Gradmesser für faschistoides Potential.

Die Inter-Item-Korrelation für diese Skala beträgt 0.4880, Alpha 0.9340, und die üblichen Kennzahlen lauten:

Variable Mean StdDev Minimum Maximum N

STIMMUNG 4.69 1.56 1.00 7.00 5735

Weil der Wert 4 der neutrale Punkt der Skala ist, besagt ein Mittelwert von 4.69, daß die Skala insgesamt auf schwache Zustimmung stößt. Die Erleichterung darüber vergeht freilich schnell, wenn man statt des Durchschnittswerts die Mehrheitsverhältnisse betrachtet. Der errechneten Variablen ‘Stimmung’ wird dabei das gleiche Beurteilungsschema wie den ursprünglichen Variablen zugewiesen, nach folgender Bedingung:

STIMMUNG kleiner 2: starke Ablehnung

STIMMUNG kleiner 3 und größer/gleich 2: mittlere Ablehnung

STIMMUNG kleiner 4 und größer/gleich 3: schwache Ablehnung

STIMMUNG kleiner 5 und größer/gleich 4: schwache Zustimmung

STIMMUNG kleiner 6 und größer/gleich 5: mittlere Zustimmung

STIMMUNG größer/gleich 6: große Zustimmung.

Tabelle 9

Teilskala

STIMMUNGSBAROMETER absolut in Prozent

Reaktion

starke Ablehnung 492 8.6%

mittlere Ablehnung 435 7.6%

schwache Ablehnung 680 11.9%

schwache Zustimmung 1062 18.5%

mittlere Zustimmung 1787 31.2%

große Zustimmung 1279 22.3%

ZUSAMMEN 5735 100.0%

Mit anderen Worten: Nur 28,1% der Befragten lehnen die Skala ab, fast 70% der Befragten stimmen mehr oder minder stark zu. Betrachtet man die schwachen Ablehner und die schwachen Zustimmer als neutral, so stehen 16,2% entschiedene Ablehner 53,5% entschiedenen Befürwortern gegenüber. Fast möchte man angesichts solcher Mehrheitsverhältnisse am Sinn der ganzen Studie zweifeln, weil die Dinge offenbar einfacher sind als gedacht: Wenn das faschistoide Bewußtsein einmal voll entwickelt ist, ist auch die psychische Dynamik, die seine Entwicklung ermöglicht hatte, nur noch von akademischem oder zweitrangigem Interesse, und wenn die Leute den plattesten Ressentiments zustimmen, wie sie im Meinungsbarometer-Teil der Skala versammelt sind, dann sind die raffinierten Überlegungen und die sublimeren Skalensätze überflüssig.

Die Konsens-Skala

Die eben geäußerte Skepsis muß sich besonders gegen die 16 Items richten, die wegen zu geringer Korrelation mit der Schlüsselvaribalen in keine Sub-Skala kamen. Bedauerlicherweise sind einige der Sätze darunter, von denen erwartet worden war, daß sie besonders aufschlußreich sein würden.

Betrachtet man auch diese Variablengruppe als Skala, so stellt man fest: Der Zuverlässigkeitskoeffizient Alpha (0.7423) ist schlechter als üblich, und ganz miserabel ist die mittlere Inter-Item-Korrelation (0.1580). Entschieden höher als bei der Gesamtskala und beim Meinungsbarometer-Teil fällt dafür der Skalenmittelwert (5.25) aus, woraus man schließen darf, daß es sich hier um eine Sammlung von wenig umstrittenen Sätzen handelt, gewissermaßen um den durchgängig konsensfähigen Teil der öffentlichen Meinung.

Nichts lag nun näher, als den beobachteten Effekt noch ein wenig zuzuspitzen. Aus der Gruppe der 16 Mauerblümchen-Sätze wurden deshalb die 6 Items entfernt, deren Mittelwert (M) kleiner als 5 und deren Trennschärfeindex (T) größer als 2 war (in Tabelle 5). Das Resultat ist die folgende kleine Skala, in Klammern hinter jedem Satz der Mittelwert:

2. Im Wohlstand verkümmern die inneren Werte, weil jeder nur auf den eigenen Vorteil bedacht ist. (5.21)

4. Unseren Politikern fehlt das Format, sich zugunsten des Gemeinwohls gegen Interessengruppen wie Gewerkschaften oder Unternehmer durchzusetzen. (5.17)

12. Wenn der Vernichtung der tropischen Regenwälder und der Zerstörung der Ozonschicht nicht Einhalt geboten wird, ist der Untergang der Menschheit nur noch eine Frage der Zeit. (6.41)

25. Eine der Hauptaufgaben für die nächsten Jahre wird es sein, die Bevölkerungslawine einzudämmen. (5.14)

37. Wenn jemand an UFOs, an die Seelenwanderung oder die Wiedergeburt glaubt, darf man ihn deshalb nicht verspotten. (5.36)

44. Tierquälerei sollte man besonders streng bestrafen, weil das Verbrechen an unschuldigen und wehrlosen Wesen begangen wurde. (5.96)

46. Wer Karriere machen will, muß vor allem Beziehungen haben und die richtigen Leute kennen. (5.79)

48. Die steigende Zahl der Krebstoten beweist, daß uns die vielen chemischen Schadstoffe in Nahrung, Wasser und Luft allmählich vergiften. (6.04)

51. Die Öffentlichkeit erfährt oft wenig davon, was die wirklichen Drahtzieher hinter verschlossenen Türen planen. (6.22)

55. Jeder unverklemmte Mensch hat das Bedürfnis, manchmal alle Fesseln der Zivilisation abzustreifen und sich richtig auszuleben. (5.14)

Der Mittelwert für diese Konsens-Skala hat sich auf den Wert 5.64 erhöht, die mittlere Inter-Item-Korrelation ist abermals gesunken auf 0.1447 (Alpha 0.5969). Die Korrelation zwischen dem Mittelwert dieser Skala und der Summenvaribale F aus der Gesamtskala beträgt 0.5822, der gleiche Wert fürs Meinungsbarometer ist 0.9387. Auch zwischen Meinungsbarometer und Konsens-Skala besteht eine schwache bis mittlere Korrelation (0.3973).

Im einem der folgenden Kapitel wird zu diskutieren sein, was es bedeutet, wenn einerseits die Mehrheit unter Futterneid leidet, und andererseits alle der Meinung sind, im Wohlstand würden die inneren Werte verkümmern; was es heißt, wenn

einerseits den Gastarbeitern mangelnde Anpassungsbereitschaft vorgeworfen wird, wenn die Ansicht vorherrscht, daß ungezügelte Feigheit nur ins Elend führt, und wenn andererseits alle sich zugleich danach sehnen, einmal alle Fesseln der Zivilisation abzustreifen.

Anmerkungen

1) Nicht anders dürften seinerzeit die Mitarbeiter an der AP vorgegangen sein. Zwar werden diverse Auswahlkriterien genannt (Studien, S. 30 f), aber die Liste der Gruppen (S. 27 f) zeigt eigentlich mehr Buntheit als System.

Die Vergleichszahlen für den Umfang der Datenbasis: Im Rahmen der AP wurden insgesamt 2.099 Fragebögen ausgewertet, davon 1.518 Exemplare der Skalenversionen 40 und 45.

2) 105 Personen waren angeschrieben worden, 23 Fragebögen kamen zurück, die Antwortquote betrug also nur 21,9 Prozent. Auf fast exakt denselben Wert kam eine schriftliche Befragung, die im Rahmen der AP unternommen wurde (Studien, S. 34).

3) Mit dem Begriff Cluster ist hier gemeint, was man heute einen Faktor nennen würde. Faktoren sind nach heutiger Terminologie Variablengruppen, Cluster sind Gruppen von Versuchspersonen.

Ein weiterer Hinweis zur Terminologie bei dieser Gelegenheit: Wenn in der AP von Variablen gesprochen wird, sind damit, in Abweichung von der heutigen Terminologie, Satzgruppen, also Faktoren gemeint, die man auch als Dimensionen bezeichnet. Als Variablen bezeichnet man heute die einzelnen Items oder Sätze.

4) Studien, S. 91

Im nächsten Heft: Interpretation der Sub-Skalen

Konkret 01/91, S. 44

Eva Groepler

»Zertrampelt die Judenkapitalisten!«

Ihre Fixierung auf nationale Interessen und die Sache des Volkes hinderte die organisierte deutsche Arbeiterbewegung vor 1933 nicht nur daran, die Konsequenzen antisemitischer Aktivitäten zu begreifen - sie versuchte auch ihrerseits, antijüdische Ressentiments für die eigenen politischen Ziele zu nutzen

Selbstredend lehnte die frühe deutsche sozialistische Arbeiterbewegung Antisemitismus ab. Genauso selbstverständlich war für sie, daß allein der Sozialismus die sogenannte Judenfrage lösen könne und werde, wie all die vielen anderen Fragen auch. Antisemitismus schien ihr ein irregeleiteter Antikapitalismus zu sein. Zwischen dem »Sozialismus der dummen Kerle«, wie Bebel das gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts wütende völkische Phänomen nannte, und der gesellschaftlichen Position einiger weniger Juden in Deutschland bestand für die Sozialdemokratie ein ganz direkter Zusammenhang. Im Gegensatz zu den schlauen würden die dummen Sozialisten die eigentliche Ursache des Übels, das kapitalistische Wirtschaftssystem insgesamt, verkennen und nur das jüdische Ausbeutertum, selektiv sozusagen, wahrnehmen. Aber: Alles wird gut, da diese »gegen die natürliche Entwicklung der Gesellschaft gerichtete Bewegung ... trotz ihres reaktionären Charakters und wider ihren Willen schließlich revolutionär wirkt, weil die von dem Antisemitismus gegen die jüdischen Kapitalisten aufgehetzten kleinbürgerlichen und kleinbäuerlichen Schichten zu der Erkenntnis kommen müssen, daß nicht bloß der jüdische Kapitalist, sondern die Kapitalistenklasse überhaupt ihr Feind ist und daß nur die Verwirklichung des Sozialismus sie aus ihrem Elende befreien kann« (Beschluß des Kölner Parteitages, 1893). Als deutscher Sozialdemokrat war man nicht allzu schlechten Mutes, kein Wunder bei diesem Potential künftiger Genossen.

»Was uns als der unübersehbare Rassengegensatz zwischen dem ‘Arier’ und dem ‘Semiten’ erscheint«, interpretierte der Chefideologe Kautsky als den »in Wahrheit nur durch besondere Verhältnisse ins Extrem getriebenen Gegensatz zwischen dem Bauern und dem Städter«. »Erst durch das einseitige städtische Leben hat der Typus des semitischen Bergvolkes seine spezifischen sogenannten jüdischen Züge erhalten«1: die spezifische Nervosität, die Redegewandtheit, den unübersehbaren schwächlichen Körperbau. Sowas mag der Bauer nicht.

Die zwischen 1881 und 1903 in Rußland wütenden Pogrome zwangen die deutschen Sozialdemokraten zu einer Korrektur ihrer Auffassungen: Angesichts der gesellschaftlichen Situation der Betroffenen - kleine Handwerker, Proletarier und Lädchenbesitzer - konnte schlecht von Antikapitalismus, sei es auch in degenerierter Form, die Rede sein. Als wesentliche Ursache des russischen Antisemitismus bezeichnete Kautsky die Absonderung der Juden von ihrer Umgebung; ihre Religion, Sitten, Kleidung und Sprache erzeugten Fremdenfeindlichkeit. Die Aufhebung ihrer Absonderung, die Assimilation, schien demzufolge die Lösung. Sie war es nicht nur für Kautsky, sondern auch für zahlreiche jüdische Sozialisten. Keine Differenz mehr, kein Antisemitismus mehr, so hofften sie, freilich ohne die Gegnerschaft der Antisemiten gegen eine Gleichstellung der Juden völlig zu übersehen.

Je älter sie wurde, desto patriotischer wurde die SPD. Emphatisch bekannte Bebel: »Wenn wir wirklich einmal das Vaterland verteidigen müssen, so verteidigen wir es, weil es unser Vaterland ist, als den Boden, auf dem wir leben, dessen Sprache wir sprechen, dessen Sitten wir besitzen, weil wir dieses unser Vaterland zu einem Land machen wollen, wie es nirgends in der Welt in ähnlicher Vollkommenheit und Schönheit besteht« (Essener Parteitag 1907). Für die Vaterlandsliebe wurde die SPD bei der letzten Reichstagswahl vor dem 1. Weltkrieg mit der Verdreifachung ihrer Mandate belohnt. Bekanntlich billigte sie nahezu einstimmig die Kriegskredite, um nach der Niederlage die Empörung über den Versailler Vertrag zu teilen. Noch 1932 legte sie bei der Wahl des Reichspräsidenten Wert auf die Feststellung, die NSDAP lehne derzeit die Verteidigung der deutschen Grenzen ab, während doch Bebel bereits im März 1903 die Wehrbereitschaft der SPD erklärt habe.

Je älter sie wurde, desto seltener befaßte sich auch die SPD-Presse mit dem deutschen Antisemitismus. Zwischen 1903 und 1908 erschien ein einziger Artikel in der »Neuen Zeit«: »Nun mag man den Antisemitismus noch so hart verurteilen, ein Verdienst hat er sich dennoch erworben: Er hat es verstanden, Schichten unserer Bevölkerung politisch zu interessieren, die in Bewegung zu setzen zuvor keiner anderen Partei gelungen war...« Zwei weitere Male tauchte das Thema in den nächsten fünf Jahren auf - wieder ging es um Pogrome in Rußland. Wie die meisten europäischen Sozialisten stimmten die deutschen Sozialdemokraten mit Engels überein, der 1890 geschrieben hatte: »Der Antisemitismus ist das Markenzeichen einer zurückgebliebenen Kultur und findet sich deshalb auch nur in Preußen und Österreich, respektive Rußland.« So eine »mittelalterliche Reaktion« sei in einem »Kulturland« nicht möglich. Engels selbst zählte in seinem Brief Amerika, England und Frankreich auf. Bebel meinte Deutschland, so daß sich Grass und Lafontaine mit ihrer Propaganda für die ‘Kulturnation’ auf ihn berufen können: »Tröstlich ist, daß er in Deutschland nie Aussicht hat, irgendeinen maßgebenden Einfluß auf das staatliche und soziale Leben auszuüben« (Parteitag in Köln, 1906).

Als offizielle Richtschnur der Haltung zum Zionismus galt Kautskys Broschüre »Rasse und Judentum«. Von ihm stammt die Definition des Judentums als Kaste, die zur Grundlage der sozialistischen Assimilationstheorie wurde. Der Zionismus

sei ein Literatenprojekt und eine rückwärtsgewandte Utopie. Nichtsdestoweniger arbeiteten nach 1918 verschiedene prominente Sozialdemokraten wie Eduard Bernstein in Hilfsorganisationen für die Ansiedlung der Juden in Palästina mit.

Bei der KPD sind die Ausgangspunkte zunächst dieselben: Sozialismus der dummen Kerle, jüdische Bankiers und jüdische Eigenheit verursachen Antisemitismus - ohne Differenz kein Antisemitismus - dagegen hilft nur Assimilation. Weiter agitierte die KPD gegen den Antisemitismus, weil er die Arbeiterklasse spalte. In diesem bis heute wiederkehrenden einfachen Muster ist eine Menge impliziert: Es gab Antisemitismus in der Arbeiterklasse und nicht nur unter Kleinbürgern; die Einheit mit diesen Arbeitern war der KPD wichtiger als die Bekämpfung ihres antijüdischen Ressentiments, das heißt, es war wichtiger, um die irregeleiteten Proletarier zu werben, als sich mit denjenigen zusammenzuschließen, denen der Haß galt.

Mindestens in drei Schüben nahm sich die KPD die nationale Sache zu Herzen: in der nationalbolschewistischen Phase 1919, während des Schlageter-Kurses 1923 und bei der Ausrufung der Volksrevolution von 1930 bis 1932 (vgl. dazu den Beitrag von Heiner Möller in KONKRET 12/90).

Da Nationalismus schlecht auf Rassismus und Antisemitismus verzichten kann, paßte sich die KPD auch den antisemitischen Tendenzen an. Die Judenfrage sei zwischen Nationalisten und Kommunisten kein Trennungsgrund: Beide bekämpften sie das jüdische Kapital, allerdings wirke die KPD umfassender, indem sie konsequent das christliche Kapital mit einbeziehe. In diesem Sinne äußerte sich das ZK-Mitglied Ruth Fischer (Berliner Rede 1923): »Wer gegen das Judenkapital aufruft ..., ist schon Klassenkämpfer, auch wenn er es nicht weiß... Tretet die Judenkapitalisten nieder, hängt sie an die Laterne, zertrampelt sie! Der französische Imperialismus ist jetzt die größte Gefahr der Welt, Frankreich ist das Land der Reaktion ... Nur im Bunde mit Rußland kann das deutsche Volk den französischen Kapitalismus aus dem Ruhrgebiet hinausjagen...«2.

Mit der »Programmerklärung zur nationalen und sozialen Befreiung des deutschen Volkes« begann im August 1930 die dritte Nationalismus-Welle der KPD. Die Begriffe Klasse und proletarische Revolution wurden durch Volk und Volksrevolution ersetzt: »Wir werden den räuberischen Versailler Friedensvertrag und den Young Plan, der Deutschland knechtet, wir werden alle internationalen Schulden und Reparationszahlungen annullieren«3. Messerscharf griff die KPD Hitler an: Seine Agitation gegen Versailles sei unehrlich, und die unterdrückten Bauern von Südtirol habe er an Mussolini verkauft. Bedeutendster Erfolg dieser Kampagne war 1931 der Übertritt des ehemaligen Reichswehrleutnants Richard Scheringer von der NSDAP zur KPD. In einer für seine vormaligen Volksgenossen gedachten Broschüre schrieb er, es sei »immerhin interessant, wenn auch nicht von grundsätzlicher Bedeutung, daß im Zentralkomitee der KPD kein einziger Jude sitzt«.

Als in Berlin die SA gegen ihre Führer rebellierte, appellierte die KPD in der »Roten Fahne« (8.3.1931): »Folgt dem Beispiel Eures früheren Kameraden Scheringer und werdet Soldaten der Volksrevolution unter Führung der KPD.« Scheringer selbst, ebenfalls in der »Roten Fahne« (22.4.1931), versicherte: »Die Volksrevolution wird mit den jüdischen Ausbeutern ebenso Schluß machen wie mit den christlichen.« Diese Linie traf allerdings auf Protest innerhalb und außerhalb der Partei. So schrieb Carl von Ossietzky in der »Weltbühne«, »das nicht ganz wetterfeste Schlagwort der Volksrevolution scheint mehr im Geiste Otto Strassers als dem Lenins empfangen worden zu sein«. Flankiert wurde die Kampagne der volksbewußten Kommunisten von der berüchtigten Sozialfaschismustheorie. So bekräftige Thälmann noch 1932, wie richtig Stalin schon 1924 gelegen habe, als er Faschismus und Sozialdemokratie als Zwillinge ausmachte; »gegenwärtig« sei die SPD der »gemäßigte« Flügel des Faschismus, meinte Thälmann im Jahr vor der Wahl Hitlers und setzte gemäßigt in Anführungszeichen.

Im selben Jahr erschien die einzige offizielle Stellungnahme der KPD zur ‘Judenfrage’: der Aufsatz »Kommunismus und Judenfrage«, der auf einem Buch des österreichischen jüdischen Kommunisten Otto Heller gründet. Es erschien ebenfalls 1932 unter dem tragischen Titel »Der Untergang des Judentums«. In der KPD-Stellungnahme werden nochmals die kommunistischen Grundsätze zusammengefaßt: Der Kommunist kenne keine Juden, sondern nur jüdische Ausbeuter und jüdische Ausgebeutete. Die Judenfrage in Deutschland sei eine soziale Frage, ein Teil der Gesamtproblematik der werktätigen Massen. Die, gemessen an ihrer Gesamtzahl, »überproportionale« Anwesenheit von Juden in bestimmten Bereichen löse die Konflikte zwischen Juden und Nichtjuden aus. Allerdings habe die kapitalistische Entwicklung in Deutschland die vormalige jüdische Kaste aufgehoben; so habe die Emanzipation des Bürgertums zur Emanzipation, sprich Assimilation, der Juden geführt. Mit dem Antisemitismus wolle dieBourgeoisie die Werktätigen verwirren, um sie vom Klassenkampf abzuhalten. »Die Kommunisten«, heißt es schließlich, »treten mit allen Mitteln der proletarischen Massenaktion jedem Versuch der offenen Pogromhetze entgegen... Pogromhetze ist der Versuch der untergehenden Klasse, von sich auf wehrlose Proletarier abzulenken, die unter ihrem Los, Proletarier zu sein, doppelt seufzen, weil sie Proletarier und Juden sind«4. Ihnen allein werde der Antisemitismus gefährlich, während das jüdische Kapital mit dem nichtjüdischen »untrennbar versippt und verquickt« sei.

Der Verfasser skizziert auch die kommunistischen Positionen zum Zionismus: Stalin zufolge kennen Kommunisten keine Nation ohne gemeinsame Sprache, Nationalcharakter und Territorium. Der jüdische Nationalismus sei eine reaktionäre,

ausschließlich imperialistische Bewegung. Wie der Faschismus spalte auch der Zionismus, der als Instrument des britischen, amerikanischen, französischen und auch des deutschen Imperialismus ausgemacht wurde, die Arbeiterklasse. Nur die proletarische Revolution könne die Judenfrage lösen, was durch den Anschluß an die Massenorganisationen des deutschen Proletariats, sprich die KPD, erheblich beschleunigt werden könne.

Indessen engagierte sich besonders die Rote Hilfe, die 1931 über 300.000 Mitglieder zählte, zu denen Tucholsky, Buber und Einstein gehörten, gegen Rassismus und Antisemitismus. Zum Ende der Weimarer Republik baute die KPD eine Anti-Nazi-Kommission auf und arbeitete mit einzelnen jüdischen Organisationen wie dem Kultur- und Bildungsverein polnischer Arbeiter in Deutschland und dem jüdischen Kulturverein zusammen. Nach Hitlers Machtübernahme betonte die KPD immer wieder, wie volksfremd die Verfolgung der Juden sei; das Novemberpogrom 1938 wurde als »Fiasko« für die Nazis bezeichnet. Kurz danach veröffentlichte die KPD eine Erklärung »Gegen die Schmach der Judenpogrome«; hierin ist nur noch von braunen Bonzen einerseits und allen anständigen Deutschen sowie allen Juden andererseits die Rede. Namens der deutschen Dichter und Denker verteidigte die KPD die Ehre Deutschlands, die unter Hitlers Judenpogromen Schaden genommen habe, »alle anständigen Deutschen« würden solche Bestialitäten verabscheuen - »das deutsche Volk hat mit den Brandstiftern der Synagogen nichts gemein«.

Die KPD rief dazu auf, den jüdischen Mitbürgern bzw. den jüdischen Volksgenossen, wie es an anderer Stelle heißt, mit allen Mitteln zu helfen. »Isoliert mit einem Wall der eisigen Verachtung das Pogromgesindel von unserem Volke!« In einem anderen Aufruf, ebenfalls vom November 1938, heißt es: »Erinnert euch daran, daß der große deutsche Arbeiterführer Bebel den Antisemitismus als den Sozialismus der dummen Kerle bezeichnet hat ... Der Antisemitismus ist die Waffe, derer sich die Nationalsozialisten gegen die Interessen aller anständigen Deutschen bedienen. Duldet nicht, daß der deutsche Name in den Schmutz gezogen wird.« Anfang 1939 behauptete die Berner Konferenz der KPD, immer breitere Massen versagten der Rassenhetze die Gefolgschaft.

Da fing es erst richtig an mit dem Beschmutzen des geschätzten Namens, und die Beschmutzer profitierten auch noch davon. War nun das Volk nicht so, wie es sich die KPD zurecht gelegt hatte, oder hatte die Partei eine alles in allem zutreffende Meinung von ihren Landsleuten, so daß sie so zu ihnen reden zu müssen glaubte? Im Ernstfall wird die Unterscheidung von Volk und Nation, auf die man in ruhigeren Zeiten so peinlich bedacht ist, immer überflüssig, und man weiß gar nicht mehr, warum man früher mit solchen Spitzfindigkeiten die Zeit vergeudet hat. Der Nationalsozialismus war schlecht zu bekämpfen, nachdem man die Sache des Volkes - wie reaktionär es auch sein möchte - zur eigenen gemacht hatte, anstatt die Sache der Juden zur Sache der Kommunisten zu machen. Wer die deutsche Ehre braucht, um sich für den Schutz von Verfolgten zu motivieren, dem ist die Nation allerdings schon ins Rückenmark übergegangen, ein Gehirn braucht man dafür bekanntlich nicht.

Hellers Buch »Der Untergang des Judentums«, das auch ins Französische und ins Polnische übersetzt wurde, besteht aus drei Teilen: Der erste - Anfang und Ende - behandelt die Geschichte der Juden und deren vorausgesagten Untergang. Der zweite - das große Werk - beschreibt die Errungenschaften der Bolschewiki auf dem Gebiet der Produktivierung der Juden. Der dritte - Protokoll einer Reise - schildert die jüdischen landwirtschaftlichen Siedlungen in der Sowjetunion. Nach der Oktoberrevolution wurden in der SU ein Judenkommissariat gebildet und in der Ukraine und an der Krim teilweise autonome jüdische Siedlungen errichtet. 1928 wurde beschlossen, ein weiteres Gebiet, Birobidschan, zu besiedeln. Bis 1937 sollten dort 150.000 Juden leben. Kalinin, Präsident der SU, prophezeite, binnen zehn Jahren würde Birobidschan das kulturelle und geistige Zentrum der jüdischen Massen werden. Hellers Buch muß in diesem Zusammenhang verstanden werden. Die Politik der SU rief bei vielen jüdischen Kommunisten größte Begeisterung hervor. Hellers Darstellung gründet auf der Behauptung, die Juden seien seit den Anfängen der Geschichte ein Handelsvolk gewesen. Die Besonderheit des Judentums sei, daß dieses letzte Handelsvolk der Antike als Kaste die Geschichte überdauert habe, zunächst als Geldmonopolisten, dann als Geldverleiher seit dem dreißigjährigen Krieg, »die tragischste Periode«, schließlich als durch den Kapitalismus emanzipierte, assimilierte Bürger. Nur dort, wo noch halb-feudale Barbarei herrsche, bestehe die Unterdrückung fort. Die bürgerliche Assimilation im Westen einerseits und die Lösung der Judenfrage durch die proletarische Revolution im Osten andererseits würden jedoch beide die sozialen Voraussetzungen des Antisemitismus wie auch des Zionismus beseitigen.

Otto Heller starb in Mauthausen.

Anmerkungen

1)Paul W. Massing, Geschichte des politischen Antisemitismus

2)H.-H. Knütter, Die Juden und die deutsche Linke in der Weimarer Republik

3)Ossip K. Flechtheim, Die KPD in der Weimarer Republik

4)Edmund Silberner, Kommunisten zur Judenfrage

Eva Groepler schrieb in KONKRET 9/90 über den chauvinistischen Schriftsteller Louis-Ferdinand Céline

Konkret 01/91, S. 47

Michael Schilling

Ru land hungert

33 33 33
Kontonummer der Aktion Helft Ru land des ZDF, der Illustrierten Stern und von Care Deutschland
41 41 41
Kontonummer der Solidarit tshilfe Osteuropa des Deutschen Roten Kreuzes

Das sei die westliche Politik gewesen, erzählt der Friedenspolitiker Egon Bahr im Plauderton: Die Sowjets an die Wand zu drücken, bis sie quietschen - »und jetzt quietschen sie«. Zweiundsiebzig Jahre hat er gedauert, der mal heiße, mal kalte, mal auch lauwarme Krieg, der geführt wurde, um die Welt vom russischen Kommunismus zu befreien. Mal wurde das Land besetzt, wurden zwanzig Millionen seiner Bewohner ermordet, seine Städte und Dörfer in Schutt gelegt, mal wurden seine Städte ausgehungert, mal seine Produkte boykottiert, mal wurde ihm mit dem Abwurf von Atombomben gedroht, mal ernsthaft, mal nur zum Zweck, die Kommunisten in einen Wettlauf zu locken oder zu zwingen, der ihnen für anderes als die Anschaffung von Waffen keinen Rubel übrig ließ. Ausgehungert sollten sie werden.

Nun, im dreiundsiebzigsten Kriegswinter, ist es geschafft: Rußland quietscht, vor Hunger. Leningrad stehe, sagte der Sprecher einer norddeutschen Rundfunkanstalt, »vor dem schlimmsten Winter seit der Revolution«. Das Jahr, in dem deutsche Truppen 900.000 Bewohner Leningrads in den Hungertod getrieben haben, hat das öffentlich-rechtliche Bewußtsein gewaltig bewältigt bzw. gestrichen. Und aus den guten, aber harten Menschen, welche die Deutschen im Kampf gegen das Reich des Bösen, dessen Bewohner deshalb nichts zu beißen haben sollten und dessen gefangene Soldaten mit Sägemehl zu Tode gefüttert wurden, zweiundsiebzig Jahre lang waren, werden im dreiundsiebzigsten Jahr gute und weichherzige. Erst nichts zu fressen und dann die Moral.

»Gorbi bittet: Schickt uns Essen«, bittet die »Bild«-Zeitung, und nie, sagen die Spendensammler, habe eine solche »Welle der Hilfsbereitschaft die Deutschen erfaßt« (»Spiegel«). Alle, sagen sie, wollten Gorbatschow helfen. Wobei? Sie wollen ihm helfen, eine Politik fortzuführen, die in nur fünf Jahren aus der Sowjetunion eine Ansammlung freier, sich bis aufs Messer bekämpfen- der Völkerschaften gemacht hat, die im Winter hungern und für eine Büchse Rote Beete aus der Berliner Senatsreserve anstehen, bis sie braun werden. Sie wollen ihm helfen, die Sowjetunion so demokratisch und marktwirtschaftlich zu organisieren, wie andere Staaten vergleichbarer Größe und ökonomischer Entwicklungsstufe es mit Erfolg vorgemacht haben: Indien etwa oder Argentinien. Und weil sie das wollen, müssen sie ihm helfen, den Hunger, der jetzt herrscht, ein wenig zu lindern, damit die Hungernden aus ihm nicht heute schon ihre Zukunft lesen.

Sie wollen Gorbatschow helfen, denn wiewohl der Krieg gewonnen ist, wie der andere Krieg nach Stalingrad verloren war, ist er, wie jener damals, noch nicht aus. Wie sie Gorbatschow helfen, spricht davon. Der »Stern« - Konto 33 33 33 - schildert den »schwierigsten Teil: Den Transport in die Sowjetunion, durch Schneetreiben, über vereiste Straßen«. Probleme, die man im Winter (41 41 41 schon hatte. »Leningrad beispielsweise könnte über den Wasserweg« erreicht werden, »vor allem weil dies die schnellste und sicherste Route ist«. - »Für den Luftweg setzt die Spedition auf russische Antonows. Sie können 150 Tonnen laden, das Zehnfache der Transall-Maschinen der Bundeswehr.« Die Bodentruppen? »DieLastwagen nehmen drei Routen: Über die `Nordtour fahren sie von Hamburg via Warschau und Brest die Städte Minsk, Smolensk und Moskau an.« Das war der Weg der Heeresgruppe Mitte unter Generalfeldmarschall von Bock. »Die `Südtour zweigt in Brest ab und geht über Kiew und Charkow bis nach Wolgograd«, wie die Heeresgruppe Süd unter Generalfeldmarschall von Rundstedt. »Lemberg«, das wieder so heißt und nicht Lwow, »wird über Prag erreicht. Die Nordroute dürfte kein Problem bereiten: Von der tschechoslowakisch-sowjetischen Grenze bis nach Moskau führt eine durchgehende Schnellstraße, die einigermaßen befahrbar ist. Schwieriger ist die Südroute: Die Straßenquali-tät ist schlecht und zudem die Strecke Ausländern meist unbekannt.«

Aber das OKW, die Spedition Kühne & Nagel, »eine der größten Speditionen Deutschlands mit über 40jähriger Erfahrung in Osteuropa«, kann halt um mehr als vierzig Jahre zurückgreifen, auf Pläne, die man für die Nord-, die Mittel- und die Südroute schon einmal hatte. Das alte »Problem, daß die russischen Züge auf Breitspur fahren«, konnte schon einen Generalfeldmarschall nicht erschüttern, wieviel weniger heute »die Profis der Aktion«. Und die Lebensmittelkette Asko/Metro »stellt 24 Fahrer, die meisten von ihnen sind ehemalige Offiziere der Nationalen Volksarmee mit Russisch-Kenntnissen«.

Nur die Logistik und die Besatzungspolitik, die schon damals nicht so recht geklappt haben, machen auch jetzt wieder Sorgen. Die »Welt« schlägt sich auf die Seite, auf der damals die NS-Führungsoffiziere standen: »Selbstverständlich muß die Verteilung unter deutscher Aufsicht bleiben, damit die Lebensmittel nicht versehentlich in Gangster- oder Funktionärslagerhäuser umgeleitet werden« und am Ende noch ein Kommunist (vorm. Partisan) davon frißt. »Noch«, fährt die »Welt« fort, »läßt die Verteilung sich wohl einigermaßen diszipliniert abwickeln. Wenn aber wirklich Hunger ausbricht und die Menschen Lagerhäuser und Züge zu stürmen beginnen, wird es sehr schwierig... Lange kann man mit der Klärung der, nennen wir es ruhig so, Nachschublinien nicht warten.«

»Klärung der Nachschublinien« heißt: Schutz der (deutsche Waren enthaltenden) Lagerhäuser und Züge vor hungernden Russen. Kann man dazu Russen einsetzen, also Gangster und Funktionäre? »Da muß man«, sagt Kohls Berater Teltschik, »ganz unkonventionell arbeiten.« Wenn die Spender an der Grenze weiter an umständlichen Zollbürokraten scheitern würden, sei das »natürlich eine demotivierende Sache«.

Die Versorgung Hungernder mit ein paar Nahrungsmitteln bedarf nämlich eines Motivs, und gute deutsche Menschen motivierend wäre es, wenn die Noch-Sowjetunion ihre Staatsgewalt an die Helfer übertrüge, wie es der »Generalplan Ost« 1941 vorgesehen hatte. Darüber besteht deutsche Einigkeit. Denn, sagt dieses Gesindels Präsident v. Weizsäcker, der als Leutnant sich schon einmal nicht von umständlichen Zollbürokraten am Überschreiten der russischen Grenze hat hindern lassen, »entscheidend ist die Effektivität dieser Hilfe. Der Strom der Pakete, Sendungen und Lieferungen darf nicht in dunklen Kanälen versickern.« (Es ist aber nicht so, daß im Dunstkreis des Bundespräsidenten keine Nachdenk-lichkeit wäre: Fünf Zentimeter unter dem Weizsäcker-Aufruf »fordert Gertrud Höhler zum Jahrestag des Verbrechens dieses Nachdenken ein«, betr. »die Ermordung Alfred Herrhausens«.)

Die Schlüsselwörter heißen *effektiv* und *unkonventionell*: *Effektiv* ist ein Synonym für deutsch, *unkonventionell* steht für die »Fetzen Papier«-Doktrin, nach der die Entfaltung deutscher Effektivität nicht durch Verträge, Gesetze oder internationale Regeln behindert werden darf. »Aber Helmut«, fragte Bürgermeister Nevermann einst seinen Innensenator Schmidt, als der zur Bekämpfung der Sturmflut den Polizeistaat ausrief, »die Hamburger Verfassung gilt doch noch?« Sie galt nicht mehr. Not kennt kein Gebot außer dem, sie zur Aufhebung aller Ge- und Verbote zu nutzen. Rußland hungert? Eine günstige Gelegenheit.

Konkret 01/91, S. 48

Brigitte Mohnhaupt; Oliver Tolmein

»Hier ist Durchmarsch«

Dokumentation

Brigitte Mohnhaupt, Gefangene aus der RAF, hat sich in einem Brief mit der Vorgeschichte der Verhaftungen von Ex-RAF-Leuten in der DDR befaßt und beschreibt, wie der Verfassungsschutz versucht, die im Nahen Osten lebende Friederike Krabbe als Kronzeugin in die BRD zu locken

Jetzt soll die Nächste kassiert werden, um dem Staatsschutz zur Verfügung zu stehen. Das ist Friederike Krabbe, die sie nicht in der DDR abholen konnten, weil sie dort nicht war, sondern seit 13 Jahren in einem arabischen Land lebt.

Wir machen das jetzt öffentlich, weil es für sie selbst so vielleicht ein Schutz ist, und weil es eben auch genau in das Ganze gehört, was jetzt neu gegen uns angelaufen ist.

Ich schreibe es so auf, in der zeitlichen Reihenfolge, wie es sich für uns abgespielt hat.

Letztes Jahr im Oktober wurde ich in Aichach zum Anstaltsleiter geholt, der mir sagte, (Benz) vom VS (Verfassungsschutz) sei dagewesen und wollte unbedingt mit mir sprechen. Es ginge um Illegale im Ausland, zu denen der VS Kontakt hätte. Ich war ganz platt und wütend, daß es nun schon wieder losging (Benz war ja auch schon im HS (Hungerstreik, d. Red.) in Aichach aufgetaucht und anschließend bei meinem Anwalt mit der Botschaft: Wenn wir nicht mit ihm reden, gibt es keine Zusammenlegung) - hab gesagt, daß ich es wirklich satt hab und bin raus.

Kurz darauf stand Benz im Büro vom Anwalt, wie gehabt. Er hätte Hoffmann (ein Anwalt aus Berlin, der Anfang der 70er Jahre auch politische Verfahren gemacht und Gefangene von uns und vom 2.6. besucht hatte, u.a. auch mich) (Hoffmann ist heute Anwalt des in der DDR verhafteten aussagefreudigen Ex-RAF-Mitglieds Werner Lotze, d.Red.) angerufen und gefragt, ob er zu einer ehemaligen Mandantin von ihm, die schon lange auf der Fahndungsliste sei, für den VS einen Kontakt machen könne. Von dieser früheren Mandantin sei dann über einen alten Freund von ihr die Antwort zurückgekommen, sie möchte genaueres wissen.

Außerdem habe dieser Freund gesagt, er selbst hätte unabhängig davon auch einen Kontakt zur ‘Kommando-Ebene’ der RAF, die im Nahen Osten sitzen würde, im Eimer sei und nicht mehr weiter wisse. Sie würden sofort aufhören, wenn von den Gefangenen ein entsprechendes Signal käme, etwa ein Satz wie: Macht Ihr, was Ihr wollt, es schadet uns nicht.

So einen Satz sollte ich schreiben. Hoffmann sollte mit einer Vollmacht zu mir reinkommen und ihn mitnehmen. Und dann, so Benz, wäre auch das Problem mit uns Gefangenen vom Tisch. Keine RAF mehr - keine Gefangenen mehr nötig.

Wir haben nochmals gesagt, Benz soll zum Teufel gehen, und wenn er nochmal bei einem Anwalt aufkreuzt, sollen sie ihn rausschmeißen. Danach war auch erstmal Ruhe. Natürlich haben wir überlegt, was der VS mit so einer irren Geschichte will. Sie konnte ja logischerweise nur auf die Zehn zielen, die in der DDR waren. Und der Rest, das Drumherum mit ‘Kommando-Ebene’/Naher Osten war entweder das, was der VS glaubte, oder der Versuch, einen Stein ins Wasser fallen zu lassen und dann an unserer Reaktion etwas rauszukriegen.

Egal auch. Die ‘Fakten’ in der Benz-Story jedenfalls sehen so aus: Ein früheres Mandat konnte Hoffmann nur von Angela Luther oder Christine Dümlein gehabt haben. Von Angela wußten wir zu der Zeit, als ich noch draußen war, daß sie sich seit 72 alleine durchschlägt, und Christine war seit langem in der DDR, ihr Haftbefehl außerdem verjährt. Daß sie sich mit dem VS zusammensetzen würde und damit die Existenz von allen anderen dort gefährden würde, war schwer vorstellbar.

Schließlich der Nahe Osten, wo die RAF die ganzen 20 Jahre hingeredet wird: Die einzige, die in einem arabischen Land lebt, ist Rima. So hieß Friederike Krabbe bei uns, und den Namen hat sie auch dort, wo sie jetzt ist, behalten. Rima hat die RAF im Herbst ‘77 verlassen. Sie war zuerst bei palästinensischen Genossen und Genossinnen, die wir gut kennen, und ist dann ungefähr nach einem Jahr zu einer Familie gezogen, mit der sie befreundet war.

Also, das ist die Realität zur Benz-Geschichte.

Jetzt im Juli, nach den Verhaftungen in der DDR, geht sie weiter.

Hoffmann erscheint im Büro von meinem Anwalt, es ginge um die alte Sache, die ‘Kommando-Ebene’ wär ja noch immer im Nahen Osten, wartet auf Antwort von uns, versteht nicht, warum es so lange dauert. Der Anwalt sagt, er soll ihn endlich in Ruhe lassen damit, niemand von den Gefangenen würde sich das nochmal anhören. Hoffmann, ganz beleidigt, will mit ‘Beweisen’ wiederkommen.

Zu den DDR-Verhaftungen sagt er, er hätte keine Ahnung gehabt, daß Christine dort gewesen sei, aber sicherlich habe es der ‘Gewährsmann’ gewußt, also der, der auch den Kontakt zum Nahen Osten haben soll. Bevor er geht, richtet er noch von Benz aus, für uns gäbe es nichts, keine Zusammenlegung oder sonst eine Veränderung, absolut Null, solange wir nicht mit dem VS reden. Und der letzte Landeversuch in Zusammenhang mit Benz ist, daß Christine Dümlein jetzt bei Gila Pohl anruft (Helmuts Frau, die auch in der Angehörigengruppe ist) - sie würden sich doch von früher, aus alten Komiteezeiten,

noch kennen, und Gila müßte unbedingt zu Hoffmann kommen, wichtig, dringend usw. Gila hat ihr gesagt, was sie davon hält.

Klar ist also inzwischen, daß sie - Dümlein - mit der ‘früheren Mandantin’ gemeint war. Ob das auch heißt, daß sie, wie Benz sagt, schon ein Dreivierteljahr vor den Verhaftungen einen Kontakt zum VS hatte, und so selber die Bullen in die DDR gezogen hat, wissen wir nicht. Sicher ist aber, daß Benz jetzt bei ihr und Thomas Reuter, mit dem sie zusammenhängt, aus und ein geht. Reuter ist der berühmte ‘Gewährsmann’, der ‘alte Freund’. Und Reuter kennt auch Rima - noch aus der ersten Zeit 75/76, als die Gruppe sich neu organisiert und zusammengefunden hat. Er selbst wurde 76 in Kenia mit einem palästinensischen Kommando bei der Vorbereitung einer Aktion verhaftet, an Israel ausgeliefert, wo er 10 Jahre bekam, und später in die BRD abgeschoben wurde.

Reuter hat auch weiter Kontakt zu palästinensischen Gruppen und fährt dorthin. Ich stelle mir vor, daß er dort auch Rima gesehen und ihr erzählt hat, sie könnte zurückkommen, ohne Aussagen oder einen Striptease in den Medien machen zu müssen. Dank dem VS-Aussteigerprogramm, von dem die Zehn aus der DDR jetzt wissen, daß es heißt: Kronzeuge oder Jahre Knast.

Offenbar hat Rima ihm gesagt, er soll zu einem Anwalt von uns gehen und fragen, ob wir das für eine Möglichkeit halten. Aber Reuter ist zum VS gegangen.

Daß es vom VS dann wieder zu uns zurückgekommen ist, kann ich mir nur so erklären: Vielleicht hat sie irgendeine Sicherung eingebaut, einen Bezug zu etwas, damit sie sich darauf verlassen kann, daß die Antwort, die sie bekommt, wirklich von uns ist. Sonst, nehm ich mal an, hätten Benz und Reuter schon längst selber eine verfaßt.

Ich bin vollkommen sicher, daß Rima nichts davon weiß, daß an Reuter der VS hängt. Wenn sie das wollte, hätte sie es einfacher gehabt - sie hätte schon vor Jahren zu einer deutschen Botschaft gehen können. Und warum sind sie so hinter ihr her, warum wollen sie sie nach 13 Jahren unbedingt haben?

Rima soll eine Lücke in den Aussagen füllen, wo die in der DDR Verhafteten sich auch bei größter Anstrengung nichts rausquetschen können, weil sie erst viel später zur RAF kamen. Und sie soll über die Genossen reden, über ihre Freunde, das Land, alles. Es ist der gleiche Grund, aus dem bei den anderen 10 Jahre Rückzug ins Privatleben und die entsprechende Entpolitisierung nicht genügt haben - weil sie jetzt den Kahlschlag wollen, ‘Endsieg’. (Für Rosenkranz in der »taz«: Endsieg ist ein Wort der Nazis. Wie »Endlösung«).

Und das ist es, was in Spanien passiert, was sich hier zu den Gefangenen abbildet. Nach 20 Jahren ist das nicht ‘wie 77’. Alle Äußerungen von Zachert (Präsident des Bundeskriminalamts) sagen das, von der BAW (Bundesanwaltschaft), was Benz abdreht, das gestorbene Kommunikationsprojekt, unsere Realität in den Knästen.

Aber bei Dir wart’ ich drauf, daß Du uns nach dem nächsten Kaffee bei Lochte zurufst: ‘Feiglinge! Quatscht doch!’, uns altmodischen Gefangenen, die noch nicht mitgekriegt haben, daß Verrat toll ist, der letzte wahre Kick für den Metropolenkretin. Das ist das Elend hier, das im Hirn und im Herz.)

Rima hat einen Haftbefehl wegen Schleyer. Es geht aber nur um eine Wohnung in Köln, die sie gemietet hat - also etwas, was so gut wie alle in der Gruppe x-mal gemacht haben. Logistik eben. In der 129a-Sprache fällt das unter ‘Teil der mitgliedschaftlichen Betätigung’, d.h. es ist verjährt.

Schleyer, die Drohung mit lebenslänglich ist nur das Druckmittel - wie bei Sigrid Sternebeck, die keine Kronzeugin werden will.* Es würde für Rima das gleiche bedeuten: Hetze, Druck und Knast.

Noch etwas wollen wir sagen: Rima ist bei uns weggegangen, weil Guerilla nicht ihre Sache war. Natürlich hat sie das, was sie hier nicht wollte, auch nicht woanders gemacht. Die Staatsschutzparole, die jetzt wieder überall zu lesen war - ‘wer zu den Palästinensern geht, muß weiterkämpfen’ - ist der bescheuertste Dreck überhaupt. Niemals war das so. Etwas wie die ‘Übernahme’ von einer Organisation in die andere gab es nicht, gibt es nicht.

Aber sie haben uns immer geholfen, wenn jemand eine Zeit brauchte, Raum brauchte, um sich klarzuwerden, wie er oder sie weiterwill - großzügig geholfen, mit viel Verständnis und Freundschaft, aus dem Begriff, daß es das gibt, und daß, wer hier kämpft, sich sicher sein muß. Rima lebt da, einfach nur das. Aber rankommen können die Bullen nicht an sie. Sie muß freiwillig zurückgehen.

Lauf ihnen nicht in die Hände, Rima. Du hast Freunde dort, Menschen, mit denen Du verbunden bist durch die Jahre zusammen. So vieles, was Dir Kraft und Freude am Leben geben kann.

Hier wartet nur der Knast, wie bei den anderen. Es wäre nach all den Jahren weit weg ein harter Kampf, die totale Konfrontation wieder. Vielleicht sieht es anders aus, wenn sie das erste Mal mit ihrem Stiefel steckengeblieben sind. Aber nicht jetzt. Jetzt ist hier der Durchmarsch, und der hat erst angefangen.

Paß auf.

*)Ende September, als das geschrieben wurde, war es noch so.

Konkret 01/91, S. 49

Oliver Tolmein

Während des Hungerstreiks der politischen Gefangenen für ihre Zusammenlegung ist viel über die notwen-dige Diskussion zwischen drinnen und draußen geredet und geschrieben worden. Die Wochen und Monate danach wurde darüber lamentiert, daß sich in diese Richtung nichts entwickelt, weil offensichtlich spektakuläre Ergebnisse erwartet wurden, statt, was nach der Niederlage im Hungerstreik realistisch gewesen wäre, einen mühseligen Anfang. Tatsächlich ist mittlerweile einiges in Bewegung gekommen: Die Aussagen, in denen Eva Haule im Verfahren gegen Luitgard Hornstein, die Konstruktionen der Bundesanwaltschaft als Phantasie-Produkte bezeichnet und die Existenz einer »legalen RAF« bestritten hat, waren ein erster Schritt, die Erklärung von Helmut Pohl zu den Verhaftungen in der DDR, die Erklärung der RAF zur Situation in der Hafenstrasse (siehe KONKRET 11/90) haben das weitergeführt. Der Brief von Brigitte Mohnhaupt ist die Fortführung dieses Versuchs, durch Transparenz und Weitergabe von Informationen, den Mythos RAF und Gefangene aus der RAF zu durchbrechen und die Basis für eine politische Auseinandersetzung verschiedener staatsfeindlicher linker Fraktionen zu verstärken: Ohne etwas voneinander zu wissen, läßt sich schwerlich miteinander argumentieren. Konspirativität, so wichtig sie in konkreten Situationen sein kann, schadet, wenn sie zum Prinzip erhoben wird. Über Jahre gab es die paradoxe Situation, daß die Kommunikation zwischen politischen Gefangenen und ihren Genossinnen und Genossen zwar von den Knastverwaltungen, den Richtern und sicher auch dem Verfassungsschutz verfolgt werden konnte - ersteinmal »draußen« angelangt aber als streng vertrauliche Geheimsache unter Eingeweihten behandelt wurde. Auch über die Kontakte, die es zwischen Gefangenen und den Geheimdiensten notgedrungen gab - notgedrungen, weil die Gefangenen sich den Besuchen der Dienste schwerlich entziehen können - konnte »draußen« nur spekuliert, nicht diskutiert, und damit auch keine Gegen-Strategien entwickelt werden. Daß es soweit gekommen ist, hat seine Ursache nicht zuletzt im Verhalten von linken Menschen und Gruppen draußen, die an Informationen von den Gefangenen deswegen interessiert waren, weil sie nach Anknüpfungspunkten und Gelegenheiten für eine Entsolidarisierung von bewaffnet kämpfenden und legal agierenden Fraktionen gesucht haben. Die »Aussteigerkampagnen« des Bundesamtes für Verfassungsschutz sind eben auch von ehemaligen Linksradikalen wie Dany Cohn-Bendit mitgetragen worden, Zeitungen wie die »taz« und ehemalige Abgeordnete wie Frau Vollmer engagieren sich an vorderster Front für die Aufgabe jeglichen militanten Kampfes gegen diesen Staat.

Die Politik der Gefangenen und der RAF selber, so offen wie möglich zu sagen, was ist, und wie es ist, welche Differenzen und Schwierigkeiten es gibt und gegeben hat, erfordert deswegen auch in den linken Gruppen »draußen« eine Neuorientierung. Die Bewohnerinnen und Bewohner der Hafenstrasse haben, z.B. bei der Besetzung des »Stern«, aber auch davor und danach, ihr Engagement für die Häuser immer mit derUnterstützung der Forderungen der Gefangenen und dem Engagement gegen die Integrationspolitik der staatstragenden Linken verknüpft: Die Selbst-Bestimmung, »wir sind nicht die RAF«, ist kein Ausdruck der Ent-Solidarisierung, sondern eine Aktion gegen falsche Solidarität gewesen, die glaubt das Fehlen einer gemeinsamen linken Strategie, sei durch die Beschwörung von Gemeinschaft und »wir sind doch alle eins« zu ersetzen.

Die Situation der Gefangenen ist bedrohlich. In den Monaten seit dem Ende des Hungerstreiks sind Stück für Stück die ohnedies nur geringen Verbesserungen der Haftbedingungen rückgängig gemacht worden. Etliche der Gefangenen wurden verlegt, bei den sich häufenden Zellen-Razzien wurde ihre geringe Habe zu erheblichen Teilen beschlagnahmt, die Kontakte zu sozialen Gefangenen wurden weitgehend unterbunden, die Postzensur wurde so verschärft, daß z.B. Brigitte Mohnhaupt fast überhaupt keine Briefe mehr erreichen. Sind wir an einer Auseinandersetzung mit den Gefangenen weiterhin interessiert, müssen wir uns dagegen im eigenen Interesse zur Wehr setzen: Dafür wäre es z.B. auch wichtig, daß die Leute, die neuerdings die Gefangenen besuchen, über ihre Erfahrungen und Diskussionen berichten, die Besuche nicht als Privatsache, sondern als Teil einer umfassenden Auseinandersetzung behandeln. Aber es geht nicht nur darum alleine. Die Bedingungen mancher der Gefangenen ähneln heute denen, die es in der Zeit der Kontaktsperre 1977 gegeben hat. Wenige Wochen bevor die Kontaktsperre verhängt worden ist, haben damals Gefangene gewarnt, daß der Staat ihnen nach dem Leben trachtet - in der Linken draußen wurde das als übertriebe Propaganda abgetan. Am 18. Oktober waren Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Jan-Carl Raspe tot, Irmgard Möller war schwer verletzt. Heute gibt es wieder Gefangene und Genossen und Genossinnen von ihnen, die Gefahren für das Leben der Gefangenen sehen. Wir müssen das heute ernster nehmen.

Konkret 01/91, S. 50

Oliver Tolmein

Jetzt rede ich (Arthur)!

KONKRET-Interview

»Arthur hält's Maul!« hieß die Kampagne, mit der autonome Gruppen dazu aufgerufen hatten, im Prozeß um die Ermordung zweier Polizisten an der Startbahn West im November 1987 keine Aussagen zu machen. Am 4. Dezember 1990 haben zwei Zeugen ihr Schweigen gebrochen: Einer lieferte dem Angeklagten Frank Hoffmann ein Alibi, einer belastete den Angeklagten Andreas Eichler. Oliver Tolmein fragte Mitglieder der autonomen L.U.P.U.S.-Gruppe und der autonomen Prozeßbeobachter-Gruppe, warum sie in diesen Fällen dafür sind, daß »Arthur« das Maul nicht mehr hält

KONKRET: Im Startbahnprozeß am 4. Dezember hat es eine überraschende Wende gegeben: Leute aus eurem Spektrum haben umfangreiche Aussagen gemacht. Ist die »Arthur hält's Maul!«-Kampagne beendet und gescheitert?

Arthur: Nein. Aussagen hat es im Startbahn-Prozeß auch schon früher gegeben. Diese hier gehen allerdings sehr viel weiter, weil sie nicht nur Frank Hoffmann entlasten, sondern auch Andreas Eichler belasten. Wir, die auch die »Arthur hält's Maul!«-Kampagne mittragen, unterstützen trotzdem, daß diese zwei Aussagen gemacht wurden.

Eike: Das ist aber nur aus der speziellen Geschichte dieses Prozesses zu erklären. Es gab in den drei Jahren seit den Schüssen am 2.11.1987 immer Bemühungen unsererseits, die Aussageverweigerung bzw. die Rücknahme von bereits gemachten Aussagen durchzusetzen. Wir haben die Tatsache, daß Eichler sich der Auseinandersetzung mit uns verweigert und seine Aussagen im Kern aufrechterhalten hat, als politischen Verrat bezeichnet, ohne deswegen aber in den Prozeß zu intervenieren. Entscheidend dafür, daß wir die jetzt gemachten Aussagen unterstützen, ist, daß Andreas Eichler nicht nur politischen Verrat begangen hat, indem er ausgesagt hat, sondern daß seine, Frank Hoffmann belastenden Aussagen auch noch falsch sind, daß er also lügt.

Alf: Andreas Eichler hat seinerseits behauptet, die am 4. Dezember gemachten Zeugenaussagen seien falsch, und er habe das Gefühl, daß er damit von der Szene für seinen Verrat bestraft wird. Das ist absoluter Quatsch. Politischen Verrat dadurch zu »bestrafen«, daß wir den Verräter in einem Prozeß belasten, ist für uns undenkbar. Die Situation ist eine ganz andere: Es besteht die große Gefahr, daß Frank Hoffmann aufgrund der Aussagen von Andreas Eichler, die ihn belasten, von denen wir aber wissen, daß sie falsch sind, lebenslänglich in den Knast wandert - und wir unterstützen jetzt, daß Leute diese Aussagen widerlegen. Es geht also nicht um die Bestrafung von Verrat, sondern um die Widerlegung belastender Lügen.

Eike: Es hat natürlich immer mal wieder Situationen gegeben, wo Leute auch für etwas, das sie nicht getan haben, in den Knast gewandert sind, weil sie eben nicht ausgesagt haben und auch keine entlastenden Zeugen aufgetreten sind. Das finde ich in der Regel korrekt, aber diesmal geht es nicht um drei, vier Jahre, sondern um lebenslänglich und es geht um eine Aktion, die niemand von uns gut findet, sondern die von allen scharf kritisiert worden ist - und deswegen gehen wir damit auch anders um.

Weil diese Tat scharf abgelehnt worden ist, hat es seitens mancher Linksradikaler sehr früh die Forderung gegeben, daß von Leuten aus der Startbahn-Bewegung selbst aufgeklärt werden muß, was tatsächlich am 2.November 1987 passiert ist. Das ist, zumindest öffentlich, nie geschehen. Stattdessen hat es Kampagnen zur Aussagenverweigerung gegeben. Jetzt sagt ihr, die neuen Zeugenaussagen seien politisch und moralisch vertretbar, weil ihr wißt, daß Eichlers Aussagen gelogen sind. Hätte dann die Wahrheit, oder die ja offensichtlich großen Teile, die ihr darüber wißt, nicht viel früher und außerhalb des Gerichtssaals öffentlich thematisiert werden müssen, statt, wie es jetzt passiert, auf alte Andeutungen, wie in den Flugblättern zu Eichler, neue Andeutungen folgen zu lassen und dann von einer linken Öffentlichkeit zu verlangen, daß sie das glaubt?

Arthur: Wir wollten bei der Auseinandersetzung um die Ereignisse vom 2.November wegkommen von dieser journalistisch-detektivischen Neugier, einen Skandal aufzuklären. Und das finde ich nach wie vor richtig. Wir wollten und wollen unsere Solidarität mit den Leuten, die im Zuge des 2. November eingefahren und vor Gericht gestellt worden sind, nicht von der Frage, wer geschossen hat, abhängig machen. Uns ging es und geht es nach wie vor mehr um die politische Auseinandersetzung über Militanz und militaristisches Denken in unseren Reihen, um Strukturen und Organisierung innerhalb der Autonomen. Deswegen mußten wir von dem Faszinosum der Schüsse wegkommen. Deshalb haben wir uns über Monate und Jahre geweigert, uns an der »Wahrheitsfindung« zu beteiligen, weil die auch auf einem Terrain erfolgt, auf dem wir die Spielregeln nicht bestimmen können. Erst als von unserer Seite, nämlich von Andreas Eichler und Baldur Opificius, eine Version der Abläufe behauptet worden ist, sahen wir uns gezwungen, unser Wissen über das, was tatsächlich gelaufen ist, ein Stück weit preiszugeben. Daß wir zumindest ungefähr wissen, was dort gelaufen ist, hängt übrigens nicht mit den Zeugenaussagen vom 4. Dezember zusammen, sondern ist Ergebnis unserer eigenen Recherchen direkt nach den Schüssen - der Ablauf, den wir kennen, entspricht allerdings dem, der jetzt durch die Zeugenaussagen bestätigt wird.

Alf: Bis zuletzt haben wir und wohl auch die beiden Zeugen noch gehofft, daß Andreas Eichler seine zwar immer wieder veränderten, aber weiterhin belastenden Aussagen zurücknimmt, so daß eine Intervention, wie die der zwei Zeugen, unnötig werden würde. Eichler selbst hat dadurch, daß er seine Verteidigungsstrategie gegen Frank aufgebaut hat, selbst zu verantworten, daß Aussagen, die Frank entlasten, ihn jetzt fast automatisch belasten. Das hätten wir auch gerne anders gehabt.

Daß ihr euch nicht auf ein Terrain begeben wolltet, auf dem ihr die Spielregeln nicht bestimmt, kann ich verstehen. Aber euer Kalkül, die allgemeine politische Auseinandersetzung um Militanz von der konkreten Aufklärung der Vorgänge am 2.November trennen zu können, ist nicht aufgegangen - und das war vorhersehbar. Statt außerhalb des Gerichtssaals und möglicherweise schwer greifbar für die Justiz eine öffentliche Aufklärung der Vorfälle in dieser Nacht zu präsentieren, werdet ihr jetzt doch am Ende des Prozesses Schritt für Schritt auf das Terrain gezwungen, auf dem die Bundesanwaltschaft und die Richter die Regeln und jetzt eben auch ein gutes Stück weit das Tempo diktieren.

Eike: Wir hätten natürlich viel lieber Frank Hoffmann und Andreas Eichler gleichermaßen rausgeholt und die Auseinandersetzung untereinander geführt. Daß Frank jetzt faktisch einen Geiselstatus in den Händen der Bundesanwaltschaft bekommen hat, ist eine Situation, die wir ohnmächtig hinnehmen müssen. Um ihn zu entlasten, das wußte die Bundesanwaltschaft, mußten wir uns auf ihr Terrain begeben, weil die Startbahn-Bewegung eben heute fast nur noch im Gerichtssaal stattfindet und längst nicht mehr als starke soziale Bewegung vor Ort. Diese faktische Schwäche der militanten Bewegung ist auch der Grund, weswegen wir uns entschieden haben, ein richtiges politisches, abstraktes Prinzip aufzugeben und stattdessen jetzt Aussagen unterstützen, um Frank, von dem wir wissen, daß er nicht geschossen hat, vor der Verurteilung zu retten.

Arthur: Das ist auch ein grundsätzliches Problem jeder Aussageverweigerungs-Kampagne, die nach bereits erfolgten Aussagen organisiert werden muß, statt, wie es sein sollte, zu einem wesentlichen Bestandteil jeder militanten Bewegung zu gehören: Das Schweigen von Frank Hoffmann und das Schweigen der Bewegung wendet sich dann gegen die Aussagenverweigerungskampagne, wenn belastende Aussagen dadurch unangreifbar werden.

Würdet ihr im Rückblick sagen, daß die Aussageverweigerungskampagne ein Fehler war?

Arthur: Nein. Wir müssen nur klar haben, daß Bewegungen ihre Defizite haben, weil sie im wesentlichen von ihren Erfolgen und Höhepunkten geprägt werden, aber spätestens dann an ihre Grenzen stoßen, wenn sie mit starker staatlicher Repression konfrontiert werden. Eine Aussageverweigerungskampagne kann dann nur den Schaden begrenzen, ihn aber nicht verhindern.

Alf: Die Aussageverweigerungs-Diskussion ist ja auch nicht weitergelaufen. Daß im Ermittlungsverfahren keine Aussagen gemacht werden, ist zwar Konsens, über das Aussageverhalten in Prozessen besteht dagegen überhaupt keine Einigkeit, das ist noch offen, muß aber dringend diskutiert werden.

»Arthur hält's Maul!« war ja eine organisierte Kampagne. Trifft das für die Zeugenaussagen jetzt auch zu? Sind die irgendwo beschlossen worden?

Eike: Wenn wir die Aussagen von den Zeugen, die sich jetzt geäußert haben, schon vor ein oder zwei Jahren gekannt hätten, dann hätten wir andere politische und praktische Konsequenzen gezogen. Diese Aussagen sind also nicht, wie das Bundesanwaltschaft oder Eichlers Verteidigung jetzt darstellen, Teil einer besonders ausgekochten Autonomen-Strategie. Das überschätzt unsere Möglichkeiten.

Alf: Wir gehen aber aufgrund der Ergebnisse unserer eigenen Recherchen schon davon aus, daß die Aussagen zutreffen. Im übrigen gibt es im Rhein-Main-Gebiet von einigen Leuten und Gruppen auch Kritik daran, daß die Aussagen gemacht worden sind: Die Vorstellung, es hätte hier auf einem Plenum eine gemeinsame Diskussion geben können, deren Ergebnis dann der Beschluß gewesen wäre, wir schicken jetzt zwei Zeugen ins Rennen, ist ziemlich wirklichkeitsfremd. Es hat aber sicher Gespräche der Zeugen mit einzelnen Leuten hier gegeben, ob ihre Entscheidung, die Aussagen als letzte Möglichkeit ins Gerichtsverfahren einzubringen, akzeptiert wird.

Was wird an den Aussagen kritisiert?

Eike: Es gibt unterschiedliche Ansätze: Manche finden es prinzipiell falsch, Aussagen zu machen, andere sagen, es hätte angesichts des deutlichen Willens des Gerichts zu verurteilen und des massiven Drucks von außen angesichts des Mordvorwurfs eh keinen Sinn; dann gibt es Leute, die befürchten, daß Eichler aufgrund der Aussagen jetzt weitere Leute mit gelo-genen Aussagen in die Pfanne zu hauen versucht; und, last not least, befürchten einige, daß damit im nachhinein die »Arthur hält's Maul!«-Kampagne gefährdet wird, weil die Tatsache, daß jetzt belastende Aussagen gemacht werden, nicht zu vermitteln sei.

Es ist ja nicht ganz ohne Ironie, daß ihr als Autonome jetzt versucht, den unfairen Prozeß der Bundesanwaltschaft zu einem fairen Prozeß zu machen. Wie sind denn die Reaktionen auf die überraschenden Aussagen? Denkt ihr, daß es tatsächlich eine Chance gibt, Frank dadurch rauszuholen?

Arthur: Also bisher läuft es außergewöhnlich gut. Die Glaubwürdigkeit der Zeugen konnte weder von Eichlers Verteidigung noch von der Bundesanwaltschaft erschüttert werden. Die Bundesanwaltschaft hat als Reaktion auf die Aussagen einfach das Plädoyer gegen Frank Hoffmann, als den angeblichen Haupttäter, vorgezogen - das lag am Tag der Aussagen getippt vor. Dabei mußte die BAW für die absurde Situation einen Ausweg finden, an der Haupttäterschaft von Frank Hofmann festzuhalten, aber gleichzeitig die Glaubwürdigkeit der Entlastungszeugen nicht in Frage stellen zu können. Die abstruse Antwort der BAW war, die Zeugen nicht mit ihren Widersprüchlichkeiten, sondern mit der »Irrtumsvermutung« zu neutralisieren. Der eine Zeuge hat z.B. sehr detailliert geschildert, wie er sich mit Frank Hoffmann zum Zeitpunkt der Schüsse auf dem Rückweg Richtung Schutzhütte befunden hat und er konnte genau begründen, woher er wußte, daß das Frank war: Er erinnerte sich an die Stimme, die Körperhaltung, Franks verletzte Hand, die Tatsache, daß er einen Scanner dabei hatte (das bestätigte auch ein anderer Zeuge) und deswegen mehrfach die Kapuze hochziehen mußte, um sich die Kopfhörer aufzusetzen (und damit für den Zeugen eindeutig zu erkennen war) - mehr Merkmale kann kaum jemand benennen, wenn er oder sie sich an jemanden erinnert. Die Bundesanwaltschaft behauptet jetzt, daß die Erinnerung des Zeugen zwar in allen Punkten zutreffend sein kann, nur in einem nicht: die Person, die neben ihm gegangen ist, soll trotz der vielen Übereinstimmungen nicht Frank Hoffmann gewesen sein - denn für die Bundesanwaltschaft hat Frank Hoffmann ja geschossen.

Eike: Und damit kann auch die Bundesanwaltschaft wahrscheinlich nicht durchkommen. Auch im Fall von Andreas Semisch hat der Senat nach langem Kampf die Demontage des linguistischen Gutachters nicht einfach vom Tisch wischen können.

Alf: Es ist ein Versuch, den Senat zu zwingen, sich mit den Lügen auseinanderzusetzen. Das kann natürlich trotzdem schiefgehen. Aber es war nötig, das zu versuchen.

Arthur: Wobei dem Erfolg entgegenstehen kann, daß die Bundesanwaltschaft nur an der Verurteilung von Frank Hoffmann interessiert ist. Andreas Eichlers Verurteilung, jetzt wo sich alle von ihm als Verräter distanziert haben, hätte überhaupt keine abschreckende Wirkung mehr, würde im Gegenteil nur nochmal deutlich machen, daß sich Verrat nicht lohnt. Frank Hoffmann dagegen hat sich weder kooperativ verhalten, noch hat er die Solidarität aufgekündigt - seine Verurteilung bleibt damit ein wichtiges politisches Ziel der Bundesanwaltschaft, und irgend jemand muß, das liegt in der Logik dieses Verfahrens, verknackt werden, der Druck von rechts ist angesichts der beiden erschossenen Bullen schließlich extrem hoch.

Berichte über den Startbahn-Prozeß standen in KONKRET 1/88, 8/89 und 2/90

Konkret 01/91, S. 52

Georg Fülberth

Der Tod des linken Trüffelschweins

Der Kommunistische Bund, KB genannt, war die - relativ - erfolgreichste kommunistischeOrganisation der BRD, seine Zeitung, der □ Arbeiterkampf□ , später nur noch □ AK□ , eine der informativsten Publikationen. Warum □ war□ ?

Seit ein paar Monaten wehre ich die Versuchung ab, eine Geschichte des Kommunistischen Bundes (KB) 1971-1990 zu schreiben. Dagegen spricht vor allem die Absicht künftiger Faulheit. Auch sehe ich nicht ein, warum bis Ende dieses Jahrtausends der Bücherberg, welcher seit Gutenberg angehäuft wurde, ausgerechnet durch meine eigenen Produkte noch zusätzlich erhöht werden muß. Vor allem aber ist das Thema zu wichtig, um von einem beamteten Geschichts-Verwerter behandelt zu werden. Besser wäre, wenn es von einer jungen radikalen Kraft, männlich oder weiblich, vielleicht einem langjährigen Mitglied dieses Bundes, übernommen würde. Deren Recherchen würden sie in einen Teil ihrer eigenen Biografie zurückführen, sie durch manche Windungen der Vereinsgeschichte lenken, und klüger geworden kämen sie von ihrer historischen Reise zurück.

Anfang der sechziger Jahre entstanden am Institut für wissenschaftliche Politik in Marburg, angeregt von Wolfgang Abendroth, mehrere Dissertationen über linke Splittergruppen der Weimarer Periode: über die Kommunistische Partei Deutschlands - Opposition (KPO), die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAPD), den Internationalen Sozialistischen Kampfbund (ISK) und die Gruppe »Neu Beginnen«. Insgesamt geben sie unverzichtbare Einblicke in die damalige Arbeiterbewegung, weit über das hinaus, was man in Monographien über die Großorganisationen KPD, SPD und ADGB zu lesen bekommt. Auf theoretischem Gebiet war die KPO den anderen überlegen, vor allem durch die Arbeiten von August Thalheimer. Im Widerstand haben diese winzigen Gruppen Großes geleistet. Zur westdeutschen Nachkriegspolitik steuerten sie - meist inzwischen rechts gewendetes - Personal bei. Von der SAP kamen Otto Brenner und Willy Brandt, aus dem ISK Willi Eichler (der literarische Hauptverursacher des »Godesberger Programms«), von »Neu Beginnen« Fritz Erler und Richard Löwenthal. Ehemalige Mitglieder der KPO hatten Einfluß vor allem im mittleren Funktionärskörper des DGB und seiner Einzelgewerkschaften. Eine Art Nachfolgeorganisation dieser Splitterpartei war ab 1947 die »Gruppe Arbeiterpolitik« mit ihrer zeitweiligen Hochburg Salzgitter. Einige ihrer Genossen finden wir nach einigen Jahren in der SPD wieder.

Unter den linksradikalen Vereinigungen der BRD kann allenfalls der Kommunistische Bund einen Vergleich mit den ziemlich effektiven Klein-Gruppen der Weimarer Periode aushalten. Von den meisten anderen westdeutschen K-Organisationen unterschied er sich dadurch, daß er niemals eine finanzielle oder ideologische Außen-Orientierung hatte. Maoistisch im regierungs-chinesischen Sinne ist er nicht gewesen. Er ist Anfang der siebziger Jahre nicht als ein Produkt der Studenten-, sondern eher der Lehrlingsbewegung entstanden. Zeitweilig hatte er ein paar tausend Mitglieder, jetzt sind es einige hundert, mit sinkender Tendenz.

Der KB hat es in seinen guten Zeiten, in den siebziger Jahren, immer wieder geschafft, die neuen Themen, welche - zunächst neutral erscheinend, auch von rechts her verwertbar, die Traditionslinke, insbesondere die DKP, abstoßend - in der westdeutschen Gesellschaft auftauchten, in seine eigene Politik aufzunehmen, mit älteren Theorie-Elementen zu amalgamieren und sie somit zumindest für sich selbst nach links hin zu sortieren. Die Auseinandersetzung mit der Atom-Industrie erhielt wesentlich durch ihn ein paar linksradikale Aspekte, einige seiner Genossinnen griffen sich von der Frauenbewegung die Anregungen ab, welche sie als Kommunistinnen gebrauchen konnten.

Da der KB kein historisches Erbe zu verwalten, keine außenpolitischen Rücksichten zu nehmen und keine sozialdemokratischen Bündnispartner zu verlieren hatte, konnte er Tabus verletzen, zum Beispiel in der Gewaltfrage. Die Frage, was Kommunistinnen und Kommunisten in einer nichtrevolutionären Situation denn tun können, ist im KB früher und ernster diskutiert worden als anderswo. Als ich Svende Merians Buch »Der Tod des Märchenprinzen« las, vermutete ich mit ärgerlichem Neid, daß der KB zumindest in der hamburgischen linken Szene sogar eine Art kulturelle Hegemonie ausübe. Dort ist er 1978 an der Gründung der Bunten Liste beteiligt gewesen und hat bei der Gelegenheit meine eigenen Genossinnen und Genossen wirksam ausgebissen.

Der Kommunistische Bund, das linke Trüffelschwein, ließ kaum ein Thema aus und war deshalb auch bei der Grünen-Gründung gleich vorn dabei, während andere - etwa die Leute von der maoistischen KPD und der KBW sowie das Sozialistische Büro - sich erst auf dieses Gefährt setzten, als es schon fuhr, und wieder andere, nämlich die DKP, abgehängt wurden. Sein Mitmachen hat vielleicht verhindert, daß sofort eine ausschließliche Chlorophyll-Partei entstand wie in Frankreich und Schweden.

Dies mag ein Vorteil für jenen Hohlraum gewesen sein, den wir in großer Übertreibung »die Linke« nennen, vielleicht war es eher schädlich durch die Illusionen, welche dabei entstanden - dem KB jedenfalls brachte es die große organisatorische Katastrophe: in einer Spaltung ab 1979 verließen ihn - Richtung Grüne Partei - einige langjährige Kader, welche bis dahin Zierden der Verfassungsschutz-Berichte gewesen waren, viele Mitglieder traten aus, die jetzt einsetzende Schrumpfung

wurde nicht wieder wettgemacht. Die Weggegangenen sind aber, soweit ich sehe, keine Renegaten des alten, miesen Typs geworden. Wenn sie in Parlamente kamen, machten sie ihrer Herkunfts-Familie keine Schande, einige von ihnen könnte man sogar die ersten kommunistischen Abgeordneten seit dem Untergang der alten KPD nennen.

Der KB allerdings wurde nach dem Aderlaß nie mehr, was er einmal war. Er verlor das, worauf seine Mitglieder immer so stolz gewesen waren: seine »Interventionsfähigkeit«. Falls überhaupt, so blieb er durch seine Zeitschrift »Arbeiterkampf« wirksam. Ein merkwürdiges Blatt: Bleiwüste, ellenlange Artikel-Riemen, konspirativ wirkende Kürzel und Pseudonyma statt Autoren-Namen. In den achtziger Jahren ging die Auflage auf ein paar Tausend zurück (irgendwann, in den Siebzigern, sollen es zwanzigtausend gewesen sein). Doch bis zuletzt blieben übers Land verstreut kleine Zirkel und Individuen, die sich durch die Zeilen quälten und mit langen, rechthaberischen Eingesandts zurückschlugen. Da die Mitglieder auch jetzt noch die Wirklichkeit und ihre eigene Stellung in dieser realistisch einschätzten, entstand die Diskussion, ob der KB letztlich nicht nur noch eine »Zeitungsorganisation« sei. Sie gestanden sich auch ein, daß ihr Bezug auf das Proletariat voluntaristisch gewesen war. Die Faust mit dem Schraubenschlüssel verschwand aus der Kopfleiste des Zentralorgans, das seinen Namen »Arbeiterkampf« auf derselben Seite jetzt unter den zwei kleingeschriebenen Buchstaben »ak« zu verstecken suchte. Die Nachbarn vom »Bund Westdeutscher Kommunisten« argwöhnten postmodernes Wegtauchen.

Das Risiko, Moden aufzusitzen, ist der KB bei seiner Empfänglichkeit für Neues immer wieder mal eingegangen, ohne tatsächlich opportunistisch zu werden. Während der achtziger Jahre wurde ein Ton verlegener Selbstironie im Blatt spürbar, und über den letzten Bundeskongreß, Anfang 1989, titelte die »Sozialistische Zeitung« der »Vereinigten Sozialistischen Partei«(VSP): »Ein Hauch von Frust«. Kurzum: dem KB ging es wie anderen linken Leuten auch. Er blieb aber ein - wenngleich schwächer werdender - anregender und organisierender Faktor in einem Spektrum, welches von den Autonomen bis zum linken Rand der Grünen reicht.

Einige werden mir vorhalten, daß dieser Bund hier zu gut wegkomme. Tatsächlich bleiben die sektenüblichen Ärgernisse unerwähnt: die wechselseitige Selbstbestätigung der Mitglieder und ebenso ihre Zänkereien, die eitle und autoritäre Linienziehung durch große Männer und die Igelstellung nach außen. Das gab es aber nicht nur im Kommunistischen Bund, sondern in allen Mini-Gruppen. Und außerdem schreibe ich hier einen Nachruf.

Inzwischen gilt der KB nämlich als kaputt. Es wird bezweifelt, ob er das erste Vierteljahr 1991 überlebt.

Seine Agonie hat ihre Ursache in der schon lange anhaltenden Stagnation und Erfolglosigkeit linker Politik, die ständig schlimmer ins Leere greift, weil sie keinen Ansatz entweder zu positiver Veränderung oder massenhafter Mobilisierung gegen die von ihr nach wie vor erkannten gesellschaftlichen Schäden findet. Hier unterscheidet sich der KB wiederum nicht von anderen sozialistischen und kommunistischen Vereinigungen.

Seine akute Krise aber wurde ausgelöst durch den Prozeß der deutschen Einheit. Dieser rief im KB zwei Reflexe hervor, deren jede für sich erklärlich ist, die aber miteinander nicht zu vereinbaren sind:

Eine Mehrheit im Leitungsgremium und vielleicht auch in der aktiven Mitgliedschaft erinnerte sich an die Binsenweisheit, daß Politik von den je vorhandenen Tatsachen auszugehen habe. Eine solche sei nun leider mal auch die deutsche Einheit.

Die Minderheit hatte ebenso recht: werden die Grundlagen unseres Handelns nach rechts verschoben, so geschieht das objektiv mit uns ja auch, und deshalb müsse man die deutsche Einheit bis fünf nach zwölf bekämpfen und dürfe sie nach Möglichkeit überhaupt nicht akzeptieren.

Das sind zwei angemessene Ausgangspositionen für eine notwendige Debatte, und es wäre eine interessante Frage gewesen, ob innerhalb des Kommunistischen Bundes eine Verbindung zwischen ihnen hätte hergestellt werden können. Dazu wird es jetzt wohl nicht mehr kommen, denn die Mehrheit hat inzwischen eine andere organisatorische Option gefunden: die Partei des Demokratischen Sozialismus (PDS).

Das ist merkwürdig. Als Herr Gysi nach Westen ging, wollte er ja zunächst die SPD und dann die »Grünen« als Partner haben. Sie streckten ihm aber die Zunge heraus, und so landete er bei einem Teil des Ex-DKP-Erneuerungs-Flügels, bei Leuten vom »Linken Forum« der Grünen und bei den »Sozialistischen Studiengruppen«. Hier wuchs zusammen, was zusammengehört. Denn diese drei Richtungen haben in den ver-gangenen Jahren, teils je für sich, teils auch schon kooperierend, eine soziale, ökologische, friedensorientierte, deutlich linkskeynesianische Konzeption entwickelt. Die bisherige programmatische Arbeit der PDS ging in dieselbe Richtung. Der Anti-Imperialismus wurde dabei von allen stillschweigend fallengelassen. Mit einer solchen Politik hatte aber der Kommunistische Bund, egal ob Minderheit oder Mehrheit, in der Vergangenheit überhaupt nichts am Hut. Er war unbezweifelbar linksradikal und anti-imperialistisch. Was geht in denjenigen seiner Mitglider vor, die sich jetzt der PDS zuwenden?

Ein Mann der Mehrheit benennt in einem der vielen Papiere, die verbandsintern zirkulieren, die Schwierigkeiten, welche auf ihn und seine Genossinnen und Genossen zukommen: »Zudem ist zu bezweifeln, ob die PDS-Spitze an einer weitertragenden Zusammenarbeit mit uns interessiert ist. Ihre Ambitionen gehen ja nach wie vor in eine total andere

Richtung, und wir kommen auf jeden Fall in Schwierigkeiten, wenn wir mit horriblen PDS-'Schachzügen' wie etwa der angekündigten Unterstützung für eine 'rot-grüne Koalition' in Westberlin identifiziert werden.« So ist es, aber weshalb läßt sich der Mann darauf ein? Offensichtlich nimmt er an, die PDS sei noch formbar, besonders dann, wenn die Neuzugänge ein eigenes Profil beibehalten und mit der DKP, der VSP und dem BWK kooperieren. Eine ähnliche Selbstüberschätzung war nun allerdings auch schon jenen KB-Leuten unterlaufen, die es früher mit den »Grünen« versucht hatte.

Gewiß wird auch ein zweiter Gesichtspunkt eine Rolle spielen: Die langjährigen Funktionärinnen und Funktionäre des Kommunistischen Bundes sind politisch hochqualifiziert, aber nach den Maßstäben der westdeutschen Gesellschaft sind sie absolut erfolglos. Irgendwann mag dann doch der Wunsch erwachen, zu zeigen, was man wirklich kann. Politik ist nicht nur Inhalt, sondern auch Technik; der Rohstoff, welcher erlangt und bearbeitet werden soll, heißt Macht, und wer ständig außen vor bleibt, gilt als politik-unfähig und fühlt sich zuschlechterletzt in seiner Handwerker-Ehre zugleich gekränkt und herausgefordert. Ein Politiker, der kaum einmal über die Grenzen seines Vereins hinaus wirken konnte, ist am Ende gar keiner. So mag in der Mehrheit des KB jetzt gedacht werden.

Die Minderheit - teilweise in der »Radikalen Linken« aktiv - hat mit der ewigen Verlierer-Position immer noch kein Problem. Für den 2. Dezember 1990 rief sie (gemeinsam mit einigen, aber nicht vielen anderen) zum Wahlboykott auf und wußte, daß es für diese Parole gegenwärtig zwar einen Absender, aber keinen Empfänger gibt. Einige Texte aus dieser Ecke argumentieren fast schon existentialistisch: wo die Züge abgefahren seien und der Sachzwang unentrinnbar scheint, gelte es die Freiheit einer tatsächlich offenen Situation und der eigenen Entscheidung herzustellen und zu beweisen - mit einer Wucht, die Lokomotiven umwirft und Deutschland wieder teilt. Die steile Gestikulation dient da nur noch der Selbstbewahrung.

Mittlerweile ist es wohl ausgeschlossen, daß die beiden Positionen, die sich im Kommunistischen Bund herausgebildet haben, wieder zu einer gemeinsamen Politik vereinheitlicht werden können. Umso schöner wäre es, sie nähmen einander noch im Medium einer linksradikalen Öffentlichkeit wahr, denn sonst wird jede von ihnen blind. Hier wäre der »Arbeiterkampf« erneut nützlich, aber es besteht nicht viel Aussicht dafür, daß es ihn in seiner jetzigen Form noch lange geben wird. Die Mehrheit möchte ihn für sich alleine haben. Daß sie nicht korporativ der PDS beitreten kann, weiß sie, denn das mag der Herr Gysi nicht leiden, und außerdem findet sie ihren alten Bund - und sei es auch nur dessen Mehrheitsflügel - für ein Mitbringsel nicht mehr hübsch genug. Schlichte Einzelmitgliedschaft in der Partei des Demokratischen Sozialismus, der sich einige offensichtlich inzwischen schon angeschlossen oder in anderer Weise (z.B. durch Kandidaturen) verbunden haben, erschwert ihre Chance, diese Organisation so wirksam zu beeinflussen, wie sie es wollen. Deshalb wollen sie wenigstens ihren Wimpel mitnehmen dürfen, den »AK«. In den Papieren der Mehrheit und auf deren Separat-Konferenzen, die längst stattgefunden haben, spielt das Blatt die zentrale Rolle. Sein Name steht zur Disposition. Es soll professionell gemacht und gesamtdeutsch vertrieben werden. Einer schreibt, der »AK« müsse sein Publikum rechts vom alten KB suchen, offensichtlich weil links davon ohnehin nichts zu holen sei. (Dieses Argument las ich um 1965 herum schon einmal bei dem Sozialdemokraten H. J. Wischnewski.) Inzwischen werden juristische und finanzielle Aspekte der Blatt-Mitnahme erörtert. Da die Mehrheit die Hand auf der Technik und dem Vereinsvermögen hat, stehen ihre Chancen gut.

Ihr Problem ist die innerverbandliche Demokratie. Im Februar 1991 ist ein Bundeskongreß fällig, und da könnte sich vielleicht herausstellen, daß die Mehrheit gar keine ist, sondern nur eine Art PDS-Sympathisantenkreis. Neben ihr und der Minderheit gibt es offensichtlich eine relevante Menge von Genossinnen und Genossen, die sich noch nicht festgelegt haben und mit einer Liquidierung des Bundes sowie einer Umwidmung der Zeitung nicht unbedingt einverstanden sein müssen. Angesichts dieses Risikos kam die Mehrheit inzwischen zu der Erkenntnis, daß der Kongreß überflüssig sei. Der KB soll stattdessen lieber klammheimlich durch den Ausguß gespült werden. Am 24. November 1990 beschloß die »Mehrheit« auf einer Versammlung, an der 70 Personen aus dem ganzen Bundesgebiet teilnahmen, daß sie sich organisatorisch und publizistisch von der »Minderheit« trennen wolle.

Schade, der KB hätte ein besseres Ende verdient gehabt. Der auf Klarheit der Aktenlage bedachte Historiker hätte sich stattdessen einen Bundeskongreß gewünscht, auf dem in einem demokratischen Verfahren festgestellt wird, ob die Mitglieder ihren Bund noch haben wollen. Dort hätte auch das Problem diskutiert werden können, ob es in Deutschland gegenwärtig und in absehbarer Zeit überhaupt eine Basis für linke Parlamentspolitik gibt. Und falls denn geschieden werden soll, dann doch wohl besser in einer Weise, die der insgesamt guten zwanzigjährigen Geschichte dieser Organisation gerecht wird. Man hätte Bilanz ziehen, sich noch einmal offen die Meinung sagen, das spärliche Familiensilber korrekt teilen und sich vielleicht sogar wechselseitig alles Gute für die nun getrennten Wege wünschen können.

Vielleicht ist es dazu auch noch nicht zu spät. Ein Vertreter der Minderheit schreibt: »Dabei ist unser reales Problem die politische Perspektivlosigkeit kommunistischer Politik, die viele bewegt, den derzeitigen Streit zum Anlaß innerlich bereits vollzogener Trennung zu nehmen.« Zumindest die Ursache des Konflikts: die Niederlage, ist doch eine gemeinsame Angelegenheit. Unmittelbar dahinter beginnt die Kontroverse: ob man sich der Situation stellt oder ob man sich in

Richtung kurzlebiger Parlamentsmandate und von Massenpartei-Funktionärsjobs (und sei es mit Auto-Telefon) davonstiehlt.

Georg Fülberth schrieb in KONKRET 12/90 über das nationale Engagement der sozialdemokratisch organisierten Arbeiterbewegung

Konkret 01/91, S. 55

Brigitte Kronauer

Literatur und »schöns Blümelein«?

»Hab ich das Licht angesehen, wenn es hell leuchtete, und den Mond, wenn er herrlich dahinzog, daß mich mein Herz heimlich betört hätte, ihnen Küsse zuzuwerfen mit meiner Hand?« Hiob, auf der Suche nach einer Schuld und damit der Ursache für sein Unglück, kann sich von solcher »Missetat« freisprechen. Bevor man aber der Neigung nachgibt, gerührt über die Skrupel des biblischen Fragestellers zu lächeln, sollte man sich rasch klarmachen, daß heiß verliebte Kußhändchen, ob Richtung kosmische oder irdische Natur, riskierte sie jemand heutzutage literarisch, durchaus als Verfehlung gelten würden, nämlich als intellektuell-künstlerische Peinlichkeit.

Das hat mindestens drei Gründe: 1. bietet eine in die Defensive gedrängte Natur, in der, wie jedes Kind weiß, tropische Urwälder und Ozonschicht sich wesentlich rapider verringern als bisher angenommen und die Menschen sich noch besessener vermehren als bisher befürchtet, keinen Anlaß zu Euphorien, deren Zeit, 2. auch gemäß der Abfolge philosophisch-ästhetischer Naturauffassungen durch die Jahrhunderte hindurch längst abgelaufen ist, und 3. haftet dem Vertrauen in unmittelbare Anschauung im Zeitalter von Simulation und primär stattfindender Sekundärerfahrung, wo sich einer vorgestylten Wahrnehmung logischerweise die passende Avantgarde-Natur darbietet, etwas schon widerlich Unmodernes an.

Vorbei also ist es endgültig mit den »viel hunderttausend Blümelein«, die, nach Auskunft eines frühen unbekannten Dichters durch die Mahd des Schnitters Tod in den »himmlischen Garten« versetzt werden, verwoben in den differenzierten Pflanzenteppich der Ewigkeit, auf dem die gemalten Madonnen in Rosenhag und Paradiesgärtlein seit mehr als 500 Jahren vogel- und blumengleich ruhen.

Vorbei ist es für »himmelfarbne Ehrenpreis, Tulipanen gelb und weiß, die silbernen Glocken, die goldenen Flocken«, egal, ob diesseits oder jenseits der definitiv zuschlagenden Sichel oder Sense. Vorbei für die glück- und tränenseligen, zugleich hochkomplizierten Naturemphasen Jean Pauls, für Eichendorffs: »Hör nur, wie der Fluß unten rauscht und die Wälder, als wollten sie auch mit uns sprechen und könnten nur nicht recht!« Weg auch mit Annette von Droste-Hülshoffs: »Süße Ruh, süßer Taumel im Gras, von des Krautes Arome umhaucht, tiefe Flut, tief tieftrunkene Flut«, mit Sapphos »...unter den Flügeln entströmt schrill der Gesang der Grille, wenn sie die dumpf über dem Feld lagernde Glut bezaubert«. Denn: Wenn die von der Natur hervorgerufenen, in Verse geformten Halluzinationen und Tröstungen nur noch taugen als wehmütig zu goutierende Historie, als Reminiszenzen und Museumsstücke, ausgeliefert der Langmut germanistischer Grabpflege, dann sind sie in Wirklichkeit selbstverständlich gestorben, dann stirbt, gerechterweise, mit der Natur auch die ihr gewidmete Literatur, denn wenn diese nicht mehr ins resonierende Leben zielen und treffen kann, hat sie das ihrige ausgehaucht.

Das sagt sich leichter, als es zu ertragen ist. Wie soll man sich denn verhärten, um noch einmal auf Mond und Sappho zurückzukommen, gegenüber solchen Zeilen: »Alle Sterne rund um den Mond, den schönen, müssen rasch die helle Gestalt verstecken, wenn er ganz vollendet am stärksten leuchtet über der Erde silbrig strahlend...« Weiter mit dem Erdtrabanten, der ja, wie man hört, durch die Fußstapfen der Astronauten auch nicht mehr der alte ist, nun aber nicht wie eben in einem Gedicht von etwa 600 v. Chr., sondern aus dem 19. Jahrhundert: »Dies war der gepriesene, der begehrenswürdige Anblick, ungesucht, dargeboten so leichthin, der mich entfaltete, Blatt um Blatt, mir trennte Lid um Lid meines Schlummers«: »Mondaufgang« von Gerard Manley Hopkins, dem leidenschaftlichen, sprachgewaltigen Dichter der einzelnen Naturerscheinungen. Und in frostigem, doch nicht geringerem Pathos: »Der Mond als Schlußstein des schief zugespitzten Himmelsgewölbes«, so Arno Schmidt in »Schwarze Spiegel«, einer Science Fiktion-Erzählung aus der Zeit nach dem 3. Weltkrieg, Mitte des 20. Jahrhunderts geschrieben. Für ihn war das Verhältnis zur Natur bekanntlich das wichtigste Kriterium bei der Beurteilung eines Autors. »Momentan«, so Ror Wolf, »steht der Mond auf dem Kopf, und die Kältetöne, das eisige Splittern hoch in der Luft, als würde der Himmel einfach zerrissen zerschlitzt und zertreten mit einem Tritt.« Wenig später die andere Seite des Mondes: »Was hat er? Zu singen angefangen, zu singen!« Aber weg und vorbei, wie gesagt, mit Mondäugigkeit und Wald- und Wiesenekstasen?

‘Die Natur’ ist ein allerdings prekär gewordener Begriff, wenn man dahinter die Auffassung vermutet, ihr normativ und in toto auf den Leib rücken, aber auch, sich pauschal von ihr distanzieren zu können. In der Konstruktion einer linearen Epochenabfolge erscheinen die philosophischen, metaphysischen, ästhetischen, wissenschaftlichen Bemächtigungen als herrische Enträtselungs-, auch Kastrationsversuche, denen sich ‘die Natur’ konstant entzieht, u.a. deshalb, weil sie die zuverlässig Nicht-Konstante ist, wenn es sein muß mit eingeplanten planetarischen Zerstörungsphasen. Gleich hier zeigt sich, daß man ihr höchstens dialektisch beikommt, selbst wenn das letztenendes auch nur eine Krücke sein sollte: Die Bemühung um Rettung von Natur, in Form von Landschaft, Tier, Wirkungszusammenhang könnte ein vorläufiger Widerstand sein gegen das kältere Naturgesetz einer vorprogrammierten Auslöschung terrestrischer Episodennatur.

Auch wenn man sich darauf beschränkt, über Natur in Form von anschaubarer Gestalt zu reden, geht es widersprüchlich genug zu. Mit ihr haben sich die Dichter seit je beschäftigt, und welcher bedeutende hätte stets in ihr eine eindeutige gesehen! Die Erkenntnis des einfachen »Blümeleins« wird immer nur eine partielle sein, weit entfernt von seiner Totalität, weit entfernt von der Gesamtheit der Aufreizungen, die es in der Summe möglicher Betrachter bewirken könnte. Und ist Erkenntnis, bezogen auf Literatur, überhaupt das richtige Wort? Viel eher handelt es sich hier wohl um Natur als Stimulans und einzigartigen Projektionsträger. Natur, die immer beides ist, geordnet und chaotisch, verschwenderisch und ökonomisch, triebhaft und rituell, zunehmend reglementiert und um so eher entgleisend, direkt und zeichenhaft, geschminkt, simulierend, erweist sich als Speicher von Kindheitserinnerung, als Trost und Zurückweisung, schiere Oberfläche und Struktur, Stimmungserzeugerin und -zerstörerin, beispielsweise durch kleine metereologische Schwenks, als sprechend und stumm, als Vorbild und Abschreckung.

Nicht um Verabschiedung, meine ich, von Perspektiven auf die Natur geht es, sondern um Zugewinn von - auch extremen - Sichten. Wie in der Literatur selbst. Ist nicht das Nebeneinander, das schnelle Hin und Her von Blicken auf die Natur das ihr eigentlich Angemessene, das, was ihrer unendlichen Facettierung, ihrer Komplexität als Mathematik und Erscheinung sowie deren Wirkung auf uns am nächsten kommt? Ja, aber müssen die Anstrengungen der Literatur angesichts der auf dem Planeten sterbenden Natur nicht andere sein als das Wuchern mit Perspektivenreichtum?

Keine Fernsehsendung über Landschaften und Tiere endet ohne Hinweis auf ihre Gefährdung und übernimmt damit, manchmal etwas zu mechanisch, einen wichtigen Part. Gerade wenn die Utopie von Natur noch etwas anderes ist als strahlungsfreies Gemüse, hormonarmes Fleisch, touristisches Freiheitssignal und Artenvielfalt, muß Literatur weiterhin und exzessiv dieses, ihre primitive Nutzbarkeit (Eichendorff: »Wald und Rehe, als wenn das alles nur so zum Einheizen und Essen wär! «) übersteigende Andere konkretisieren, nicht nur im abgeklärten Spiel der Beleuchtungen, auch mit dem Ernst des weder Entsetzen noch Überschwang scheuenden Hinsehens.

In den Schoß allerdings, was häufig vergessen wird, fallen Mond und »himmlische Schlüssel« niemandem. Auch die Betrachtung des infantilsten Gänseblümchens hat ihre Initiation, ihr heimliches Zeremoniell. Gerade für das scheinbar Natürlichste, das sogenannte Naturerlebnis gilt, wie für die Kunst, Spinozas Satz: »Alle Herrlichkeit ist ebenso schwierig wie selten.«

Konkret 01/91, S. 56

Peter Hacks

Die Schwärze der Welt im Eingang des Tunnels

»Die Frage ist nicht: Was macht die Kunst in lausigen Zeiten? Alle Kunst ist in lausigen Zeiten. Die Frage ist: Was macht die Kunst in Zeiten der Verzweiflung? Die Frage ist: Was geht, wenn nichts geht?«

Das Weltende als Zwischenergebnis

Die abendländische Menschheit beging ihre Tausendjahrfeier, indem sie sich mit dem Weltende beschäftigte; das Jahr 2000 feiert sie in der gleichen Laune des Mißvergnügens. Der Klosterprophet Adso und der Fernsehprophet G. Kunert, beide haben keinen anderen Gesprächsstoff als die Hölle. Ob wir die millenarischen Zeitpunkte als Zufälle oder als Auswirkungen des Zahlenaberglaubens erklären, mit Sicherheit ist das Weltende für die Menschen ein wiederkehrender, fast ein Normalzustand. Von der Welt wird immer wieder einmal angenommen, sie gelange zum Schluß.

Ein Blick in die Geschichte zeigt, daß sie es nicht tut; andernfalls könnte man ihn nicht werfen. Es gibt keine abschließende Lage. Es gibt keine Klemme, aus der die Leute nicht wieder herauskämen, meist beschadet, aber eben nie ausgetilgt. Es gibt kein noch so elendes Jetzt ohne Zukunft. Alles geht weiter und, wie bestimmte Überlegungen und die Erfahrung lehren, auf lange Sicht höher. Wenn man nicht mit Sprengstoff, Gift oder Pilzen der menschlichen Rasse den Garaus macht, wird sie sich fort-, und sie wird sich hinaufbequemen.

Es soll aber hier keine Erörterung der Gesetzlichkeit des Fortschritts angefangen werden. Mit dem Fortschritt kann es jeder halten, wie er will, ausgenommen die Künstler. Das Prinzip Hoffnung mag ein Weltprinzip sein oder auch keines; jedenfalls ist es ein Kunstprinzip. Hoffnung ist eine Gattungseigenschaft der Kunst. Indem einer Kunst macht, verrät er, daß er mit dem Weltende nicht rechnet. Er gibt sich nicht die ganze Mühe, um einen befristeten Stoff für einen befristeten Verbraucher herzurichten. Würde er mit dem Weltende fest rechnen, würde er die Sache lassen.

Wie unerfreulich die Rechnungen insgesamt seien, die der Künstler der Menschheit aufzumachen genötigt ist: Daß die Menschheit abstirbt, kann für die Kunst immer nur ein Zwischenergebnis sein.

Das alles ist klar, und in all dem wäre keine Schwierigkeit, wenn nicht Folgendes wäre: Ein Zustand der Verschlechterung, der keinen Umschlag zum Bessern zu enthalten scheint, kommt, was seinen niederschlagenden Einfluß auf die Künstler betrifft, einem Weltende gleich. Sei die düstere Zukunft kurz oder lang - sofern sich eine schließliche Aufhellung weder absehen noch ausdenken läßt, ist sie zu lang für die Kunst.

Ästhetik der langen Nächte

Kunst ist das Auffinden der in einer Weltlage verborgenen Hoffnung. Was, wenn die Lage taub ist? Was, wenn die Dinge jammern? Was, wenn aller erscheinende Stoff für das Absterben der Menschheit spricht?

Der Künstler weiß wohl, daß kein Niedergang ewig währt. (Es sei denn, er gehöre zu den überheblichen Narren, die glauben, der Weltverlauf habe ausgerechnet auf ihre Augenzeugenschaft gewartet, um im Nichts zu stranden. Diese übergehe ich; Geltungssucht ist nicht abendfüllend, und nichts endet in nichts). Er weiß wohl, daß die Menschheit in weniger miserablen Umständen ganz verblüffender Leistungen fähig ist.

Dennoch ist der Künstler, wenn für eine gewisse Frist kein Aufschwung sich abzeichnet, keine gute Nachricht mehr zu empfinden und in Kunstgestalt mitzuteilen fähig. Nicht nur drängt es ihn zu sagen, wie tief Menschen gelegentlich sinken können; (wir erleben es täglich: beliebig tief und ohne Untergrenze). Es drängt ihn zu behaupten, die Menschen seien elend geboren und zu unausweichlicher Miserabilität verdammt. Was er an Erfreulichem immer weiß, er muß das Unerfreuliche sagen, das er sieht. Der Augenschein, natürlich, er übertreibt. Aber kein Wissen hilft der Kunst gegen den Augenschein.

Die Herstellung von Kunst, insbesondere ihrer Großformen, bedarf vieler Kraft. Künstler sind ja kräftige Leute. Aber sie sind schlimm dran, wenn von ihnen verlangt wird, sie sollten alle die viele Kraft ausschließlich aus sich selbst hernehmen. In sich selbst haben sie eine Erkenntniswut und eine Wut, das Erkannte auszudrücken. Von außen wieder brauchen sie etwas wie einen Ruf. Sie wollen von einer Aufgabe gebeten sein.

Kunst ist die höchste Weise, sich um die Menschheit zu kümmern. Merkwürdig ist, daß das Wort kümmern, das von Kummer sich herleitet, die höchste aller Freuden bezeichnet. Wer sich von der Menschheit hat ausreden lassen, sich um sie zu kümmern, den kümmert nichts mehr.

Die Frage ist nicht: Was macht die Kunst in lausigen Zeiten? Alle Kunst ist in lausigen Zeiten. Die Frage ist: Was macht die Kunst in Zeiten der Verzweiflung? Die Frage ist: Was geht, wenn nichts geht?

Ich handle in diesem Aufsatz über die Gattungssorgen der Kunst und zumal der Literatur unter der Bedingung einer durchaus versumpften Zukunft. Wie, wenn die Menschheit zur Zeit eben nicht gerettet sein will, die Kunst retten?

Bombendrohung

Mancher Schriftsteller umgeht die Frage lieber, als daß er sie beantwortete. Er hört auf zu schreiben und wird Terrorist und tritt das Stürzende. Es ist ein sehr mitfühlbarer Entschluß und dient sicherlich der Beruhigung seiner Seele; vielleicht sogar ist es eine Antwort auf die Welt. Aber es ist keine Antwort auf die Frage. Die Frage ist an einen gerichtet, der schreiben kann, und wer schreiben kann, wird schreiben. Keine Kunst machen, das mag folgerichtig sein. Aber keine Kunst machen, das ist keine Kunst.

Es sind übrigens mehr, die diesen Weg vorschlagen, als die ihn einschlagen. Einer namens Enzensberger hat es versprochen und nicht gehalten. Ich wollte, er hätte seine Bombe geschmissen und uns von da an mit sich verschont. Jetzt sitzt er, eine greise 5-Mark-Hure des Imperialismus, und zeigt, wie wenn er welche hätte, seine Reize.

Goethe am Wannsee

Eine ebenso unliterarische Antwort wie die der Terroristen ist die der Eigenterroristen, der Selbstmörder. Ich lasse die Verbraucher von Rauschgift oder Religion der Kürze halber beiseite und komme gleich zu denen, die sich selber rasch, nicht langsam, abgeschafft haben, Schriftstellern wie Kleist und Günderode, Jessenin und Majakowski. Sie sind alle von einem Typ.

Der Typ der Chattertonianer ist in der Regel jugendlich; er umfaßt überhaupt Leute, die zwar sämtlich den vermeinten Weltuntergang zur Erklärung ihres Entschlusses vorschoben, die sich aber auch ohne den vermeinten Weltuntergang würden umgebracht haben. Ihr Kummer war in Wahrheit ein endokriner Kummer.

Kleists ungewöhnlicher Selbstmordgrund war, daß sein König sich weigerte, einen Krieg anzufangen. Auch wer Kleist sehr wohlwill, wird zugeben, daß das nur ein Selbstmordmitgrund war. Der endokrine Kummer sucht sich seinen Weltkummer, um nicht zu unbedarft subjektiv dazustehn; das Ganze nennt sich dann Romantik. Alle dichtenden Selbsttöter gehören zur romantischen Richtung. Sie gehören zu derjenigen Richtung, die von vornherein aufgegeben hat, Kunst zu wollen oder zu vermögen, und sie sind ohne Wert für unsere Untersuchung.

Können Sie sich Goethe am Wannsee vorstellen?

Goethe war von der Gesellschaft als nicht betreffend empfunden und ausgesondert, weit unerbittlicher als Kleist, der ja wenigstens literarisch zum Mehrheitsflügel zählte. Kleist ließ sich aussondern und erschoß sich. Goethe fuhr fort, sich zu verhalten, als gehöre er noch zur Gesellschaft dazu, und erschoß sich nicht. Feststeht, ein Dichter bringt sich nicht um. Es schickt sich nicht und hindert ihn beim Dichten.

(Und was in jeder Weltlage gegen den Tod spricht: Man kann dort nicht mehr rauchen). - Wenn aber der Dichter sich nicht umbringt, was dann tut oder versucht er?

Ein fahl Pferd, und der drauf saß...

Von Apokalyptik verstehe ich nichts. Aber so viel. Man kann auf alle eigentümlichen Ziele der Schriftstellerei verzichten und die Schriftstellerei selbst zu einer Form des Terrorismus machen und das Dichtwerk selbst gleichsam als einen Sprengsatz brauchen. Der Ausweg, das demnächst eintretende Weltende dichtend vorwegzunehmen, bietet, eingestanden, Gelegenheit zu schönen Bildern, und der berühmte Johannes hat, eingestanden, eine Menge Einfälle, die er mit ausgesucht sinnlichen, eben zündenden Worten zu schleudern weiß.

Freilich hat so eine Vorhersage des nahen Endes, die schon sehr, sehr weit zurückliegt, ihr Lächerliches und setzt sich dem Spott aus. Das Blamable am Chiliasmus, will ich sagen, ist, daß alle tausend oder zweitausend Jahre herauskommt, daß seine Ankündigungen Unfug waren. All diese Menschheitsdämmerungen und Totentänze sind ins Übergroße verzerrte Widerspiegelungen, entweder von lokalen Zusammenstürzen oder von längeren, aber doch befristeten Niedergängen. Von außen oder von hinterher betrachtet, bleibt nur ein jeweiliges Häuflein Asche von dem ungeheuren Rauch.

Der einzige Fall von Aussichtslosigkeit, der nicht einfach durch einen anderen örtlichen oder zeitlichen Gesichtspunkt widerlegt wäre, wäre das Verschwinden der Erde und der Menschen, der sogenannte Weltbrand. Nur nach dem setzte sich tatsächlich nichts mehr fort. Nun hat sich in der Mitte dieses Jahrhunderts ergeben, daß das Eintreten des besagten Falls nicht mehr besonders unwahrscheinlich ist. Das war nie. Das ist völlig und durchaus neu. Und viele Dichter, welche der Zorn des Lammes in unseren Tagen so entsiegelt, berufen sich, wenn sie uns ihre Endzeit-Sachen zu genießen geben, auf diese niegewesene Begründung durch diese völlige Neuerung.

Aber diese neue Begründung der Apokalyptik ist nur eine neue Rechtfertigung und nachträgliche Vernünftigmachung einer uralten Schreibunart. Der Weltbrand, wahrscheinlich oder unwahrscheinlich, kümmert die Literatur überhaupt nicht. Es ist

für die Literatur kein Unterschied zwischen der Neutronenbombe und dem Halleyschen Kometen. Beiden ist nicht zu glauben.

Der Fehler der Schlußknall-Propheten vom Presbyter Johannes bis Samuel Beckett ist der. Wer die Gesamtkatastrophe ansagt und Recht erhält, hat in dem Augenblick, worin er Recht erhält, keinen Leser mehr, der ihn kaufen und bewundern könnte; er hat sein ganzes Ansehn nur mehr unter den Skeletten. Umgekehrt, wer die Fortdauer der Welt behauptet und mit dieser Behauptung irrt, ist, sobald sich sein Irrtum herausstellt, von keinem Kritiker mehr bedroht, der auf seinem Irrtum herumzureiten noch in den Genuß käme.

Wenn erst das allesverzehrende Feuer sich aus den Wolken ergießt, nützt es keinem, hellsichtig gewesen zu sein. Er wird den Anspruch auf eine Vielzahl von Auflagen, den er jetzt hätte, schwerlich noch geltend machen. Wie man es immer dreht, ob das Gefüge der Dinge demnächst zusammenbreche oder nicht, verkaufstechnisch ist es günstiger, das Weiterbestehen des Universums für eine Gewißheit zu nehmen, oder, auch wenn man es nicht für gewiß hält, jedenfalls von ihm auszugehn.

Die Warenform der Apokalyptik

Bessere Kaufleute als die Apokalyptiker sind diejenigen, die vom Niedergang reden, ohne auf eine Zielmarke zu sprechen zu kommen. Die Dichter der Dekadenz legen sich aufs Ende der Endzeit nicht fest. Hierdurch ermöglichen sie dem Leser, noch eine Vorbestellung beim Buchhändler zu wagen, und sie behalten sich ihrerseits vor, sich in der sterbenden Welt noch ein paar gute Stunden zu machen. Das ist nur zum Teil ein Tadel. Der Satz *Die Menschen werden immer blöder* ist ja wirklich nicht leicht anzufechten. Solange die Dekadenz noch mit Stolz sich als Dekadenz bezeichnete, was sie während des gesamten neunzehnten Jahrhunderts tat, verriet sie eine Gediegenheit im Kern. Gerade die Offenheit der Selbstbezichtigung machte deren Inhalt fraglich. Lust am Untergang? - aber gern und nur immer zu, es soll doch jeder sorgen, wo er seine frohe Laune herbezieht. Lust als solche bejaht. Untergang kann in vollem Ernst nicht bejaht werden. Lust am Untergang enthält immer die heimliche Lust an einem - unbegriffenen oder unerwähnten - Aufgang. Mindestens enthält sie ein andeutendes oder ironisches Unverstandensein mit dem, was man lustvoll beschreibt.

Erst seit die Dekadenz sich ihrer selbst schämt, ist sie durchaus hinfällig und läßt sich nichts mehr für sie sagen. Sie verleugnet dann sogar ihren ehrlichen schmuddeligen Namen. Sie will sauber sein und harmlos heißen: Zeitgemäßheit etwa, oder Mitleiden oder seelische Einfühlung, eben kurz: Wahrheit, und das herabgekommene Wort für diese herabgekommene Art Wahrheit lautet: Moderne. Im zwanzigsten Jahrhundert hat sich die Untergänglerei in Mode gebracht.

Man kann mit Würde dekadent sein, aber nicht mit Würde modern. Wer im Magen gute Nerven hat, mag das Gefühl des Sinkens genießen. Aber wie finden wir solche, die, wenn zwar gegen Bezahlung, genießen, wenn ihnen übel ist? Lust am Untergang? - jeder nach seinem Geschmack und wie er es aushält. Aber Lust an der Unlust, das ist ekelhaft.

Röhrichte

Der erste Stoff, der einem Künstler, welcher Kunst nicht kurzweg verweigern will, sondern trachtet, aus der welken Jahrhundertblüte oder trockenen Zitze der Epoche Milch und Honig zu saugen, einfällt, ist die Natur. Das Schöne, denkt er, das in der Geschichte nicht ist, ist in der Natur. Das Naturschöne, denkt er, wird ihm zum Kunstschönen hinhelfen. - Ich bin aber nicht sicher, ob es das Naturschöne überhaupt gibt.

Sie betrachten einen heiteren Teich; die Wasserjungfer schwirrt in ihrem durchsichtigen Blau und Silber, der Frosch bläst bubble gums aus den Ohren, das Schlänglein sonnt sich, am Schilfrand steht kerzengerade, so als ob er selbst ein Halm wäre, der Graureiher. Es ist ein in Wahrheit erfreuliches Bild und Balsam fürs Gemüt. Das Bild hört aber sofort auf, Sie zufriedenzustellen, wenn Ihnen der Gedanke einkommt, im Röhricht könnten die Herren vom Staatsschutz sich verborgen halten. Der Teich kann die Ruhe, die Sie in Ihrer Seele haben, bestätigen; er kann Ihnen nicht die Seelenruhe, die Ihnen fehlt, beschaffen. (Der Staatsschutz muß nicht jeden Tag Dienst machen oder mit großer Wahrscheinlichkeit zugegen sein. Es reicht völlig, wenn er Ihnen einfällt. Mir, wie Sie sehen, ist er eingefallen).

Die Natur ist weder bleibend weder schön. Es ist eine irrige Annahme, die Geschichte könne sich ändern und die Natur aber stillhalten. Die Natur ändert sich mit der Geschichte: weil die, die über sie urteilen, geschichtliche Wesen sind. Es gibt keine unberührte Natur; wir berühren sie, indem wir sie zur Kenntnis nehmen. Äußerstenfalls kann man zu ihren Gunsten sagen, daß ihr Anblick unseren Sorgen keine weiteren hinzufügt. Wenn Sie nicht in der Stimmung sind, einen Teich zu sehen, geben Ihnen Wasserjungfern nichts. Wenn Sie sowieso in der Stimmung sind, brauchen Sie keine Wasserjungfern.

Und wie und woher denn sollte die Natur als solche schön sein? Ich bezweifle, daß jemand die Natur je schön fand, bevor die Kunst nicht erfunden war. Das Naturschöne, dünkt mich, ist ein von einem ästhetisch geschulten Auge in die Natur verbrachtes Kunstschöne.

Ich sage keinem was Neues, wenn ich sage, daß der Frieden, der über dem Weiher waltet, ein Mörderfrieden ist. Der erwähnte Frosch sitzt und wartet auf die Wasserjungfer, die erwähnte Ringelnatter liegt und wartet auf den Frosch, der erwähnte Reiher steht und wartet auf die Ringelnatter, alle zu allen Schandtaten geduldig. So, und schlimmer, war die Natur, wie Schopenhauer sie sah. Die Fauna bestand für ihn aus lauter Schuften. Aber Schopenhauer war nicht Pessimist, weil er in der Natur so viele Scheußlichkeiten wahrnahm. Er nahm die Scheußlichkeiten in der Natur wahr, weil er zu dem Schluß zu gelangen wünschte, daß das ganzeLeben nicht lohne.

So beliebig die Allegorien sind, welche die Poesie in die Natur hinein und dann wieder aus ihr herausliest: im wissenschaftlichen Ernst ist die Natur ein falsches Gleichnis für Stillstand. Das Tröstliche, das sie tatsächlich hat, ist, daß sie fortschreitet und daß sie das Vorhandensein von Fortschritt beweist. Wenn sie, die blind ist, immerhin den Wacholderstrauch, den Vogel Pfau und den Regenbogen hervorgebracht hat - weshalb sollte nicht der Mensch, der nur fast blind ist, auch gelegentlich was Sehenswertes zustandebringen?

Wer das in der Natur sieht, sieht es, aber selbst das nur der.

Der Tropfen am Eimer oder Die Füße der Buntfußsturmschwalbe

Kunst handelt vom Vollkommenen, indem sie vom Vorhandenen aufs Vollkommene hochrechnet. Man entnimmt dem Stoff, was an Vorwärtsweisendem in ihm ist, aber nicht mehr, als in ihm ist. Vom Nichtigen aufs Wichtige läßt sich nicht folgern.

Das spricht gegen den Versuch, den Jahrhundertschritt, dem man nicht ausweichen kann, in Richtung des Unbedeutenden hin zu unterlaufen, das spricht gegen den Eskapismus ins Detail. Im Kleinen Einzelnen sind keine Nachrichten von Wert zu gewinnen. Je gewissenhafter man die Kleinheit und Vereinzeltheit des Kleinen Einzelnen beschreibt, desto weniger beschreibt man. Die Auskünfte, die man dort erhält, sind etwa von der Beschaffenheit: »Die Buntfußsturmschwalbe (Oceanites oceanicus Kuhl) sieht auf den ersten Blick wie die Sturmschwalbe aus. Beide Arten unterscheiden sich feldornithologisch nur durch ihre Füße«. Ich weiß nicht, ob das Wissenschaft ist. Dichtung ist das nicht.

Gestirnte Himmel usw.

Außer dem Kleinen Zufälligen gibt es das ebenso überflüssige Große Ewige. Mit dem Kosmos haben Bessere als ich nichts anfangen können. Die Denkaufgabe, die der gestirnte Himmel uns stellt, ist ja eben die, mit der Tatsache zurechtzukommen, daß er uns nichts angeht.

Der für die Mathematik so nützliche mathematische Wert der Unendlichkeit läßt sich auf die wirkliche Welt nicht anwenden, und vielleicht kann man vom Ewigen sagen, daß es überhaupt der Fähigkeit ermangelt, groß zu sein. In Grabbes Niedergangsdrama »Kaiser Heinrich der Sechste« spricht ein Bauer, wie folgt, zu seinem Knecht: »Unsre Saaten wachsen immer wieder. Treibe die Schaafe aus«. Er spricht es anläßlich eines Kaiserwechsels und im fünften Akt und als ein Fazit.

Viele zeigen sich von dem ewigkeitlichen Geist, den diese Stelle atmet, hingerissen. Ich nicht.

Ich verstehe ja, daß der Text eine Umschreibung und mit den Saaten, die immer wieder wachsen, und wohl auch den *Schaafen*, die immer wieder ausgetrieben werden, das nichtbeteiligte Volk gemeint ist. Aber solange das Volk nicht beteiligt ist, was will es dann in der Literatur? Was Literatur vom Menschen auszusagen hat, ist, daß er, zumindest der Möglichkeit nach, mehr ist als ein Natur-Glied. - Natürlich stimmt, daß die Bevölkerungen sich ihren Kaisern gegenüber der Zahl nach in der Mehrheit zu befinden pflegen. Das mag von den zwei Sätzen als der Sinn durchgehn. Viel Sinn ist es nicht.

Eine Spielart der Entsagung vom Gesellschaftlichen ins Natürliche hinab ist die Entsagung ins Vaterländische hinab; (das Vaterland ist unter den politischen Gliederungen die organoideste und gleichsam das Biologische an der Politik). Gottfried Kellers Niedergangsroman »Martin Salander« trifft folgende Feststellung. Wenn alle Hoffnung, welche die Demokratie in die parlamentarische Verwaltung der Schweiz gesetzt hat, an der kapitalistischen Wirklichkeit enttäuscht und zuschanden ist, soll doch jedenfalls die Schweiz als *Körper*, als Volkskörper nämlich, auf ihr Fortbestehen achten; Besserung, jetzt nicht absehbar, mag sich dann später wohl noch finden. Der Roman ist gut, deshalb: Weil die Aussage, daß auch in heillosen Lagen vorhandene Einrichtungen um einer etwaigen künftigen Verwendung willen erhalten werden sollten, nützlich zu wissen ist, und vor allem deshalb, weil er die Forderung nach geschichtlicher Bewegung zwar mittels einer Verneinung, aber desto nachdrücklicher erhebt. Es ist schlimm, steht da, wenn es am Vaterland nichts Genaueres zu loben gibt als bloß, daß es das Vaterland ist.

Anatomie

Ich schrieb einmal, als ich noch zur Universität ging, Aldous Huxley habe einer seiner Heldinnen *solange das Gehirn seziert, bis die Eierstöcke freilagen*, und der äußerst namhafte Anglist, der meine Bahn zu bewerten und zu behüten hatte,

schrieb zu dem Satz an den Rand: Anatomie! (Mit Ausrufzeichen). - Mir begegnen solche Sachen dauernd. Ich weiß bis heute nicht: Ist es mein Fehler, mißverständlich zu schreiben, oder mein Fluch, mißverstanden zu sein?

Daß alle neuern Liebesgeschichten mißmutig und ereignisarm verlaufen, wundert keinen. Die Liebe, die mit der Seele zu tun hat, ist in die Auf- und Abstiege der Gesellschaft hineinverflochten; den Umstand erwähnt haben, heißt ihn bewiesen haben. Aber am Biologischen ist eine beinahe unbedingt angenehme Seite, das Sexuelle, und einige Künstler haben in der Gattung der Pornographie einen Ausweg gefunden und helfen sich mittels ihrer über die sonst unangenehmen Zeiten hinweg. Hiergegen scheint kein Einwand; warum nur geht es ihnen immer öfter daneben?

Warum werden die Pornos von Jahr zu Jahr schlapper? Warum gerät den Modernen selbst ein evidentes Vergnügen unvergnügt? Warum, wenn schon die neuere Liebe nicht gelingen kann, mißlingt nun auch noch die neuere Wollust?

Ich habe schon ein paar Abschnitte lang darzulegen versucht, daß der Mensch kein Naturwesen ist und daß alle Anstrengungen, vor der Geschichte in die Natur sich zurückzuziehen, scheitern müssen. Wo der Mensch immer hin weggeht, er hat die Geschichte in sich und bringt sie dorthin mit. Triebe lassen sich durch Urteile über das Weltgeschehen ermutigen oder entmutigen. Es ist keine Trennung möglich zwischen den Organen, die im Kopf angebracht sind, und denen, die zwischen den Beinen angebracht sind. Man kann sowohl Eierstöcke im Hirn finden als Hirnmasse im Hodensack.

Ich sage nicht, wo es nichts zu lachen gibt, betreibe man selbst den Beischlaf verdrossen. Aber man beschreibt ihn verdrossen. Kunst muß immer deuten.

Tote Schneider

Ich höre jetzt von den Künstlern auf, die meinen, die Welt werde erträglich, wenn man von den Menschen absieht, und fange von denen an, die meinen, die Menschen würden erträglich, wenn man von der Welt absieht. Ich verlasse die naturalen Gefilde und betrete die idealen. Man findet dort viel freien Willen und hohe Gesichtspunkte. Man begegnet dort einer Sorte von Traumgebilden und Gedankenspielen, die Utopien heißen. Ein Beispiel ist Brechts Kurzballade vom Ulmer Schneider.

Der Schneider sagt, der Mensch kann fliegen, und fliegt, und stürzt ab. Der Bischof sagt: Da, sehen Sie, es geht nicht. Der Leser soll, gibt Brecht vor, entscheiden, wer im Recht sei; ich entscheide mich also für den Bischof. Es geht doch wirklich nicht. Der Mensch kann doch wirklich nicht fliegen. - Brecht stellt sich, als ob der Bischof durch Montgolfier oder Lilienthal widerlegt sei. Aber diese Flieger flogen vermöge von Fluggeräten, an die im Mittelalter nicht zu denken war. Auch diese Flieger waren, ganz wie der Bischof aus- und voraussagte, keine Vögel, wollten, da bin ich mir sicher, auch gar keine Vögel sein. Um dann, zu ihrer Zeit und im Besitz ihrer neuen Erzeugungsweisen, ihre Apparate zu bauen, bedurften sie des zerschellten Schneiders nicht.

Die Behauptung, der Mensch könne bestimmte Dinge können, bevor die nötigen Voraussetzungen geschaffen sind, oder die, er solle die Dinge immerhin in Angriff nehmen, bevor er sie können kann, geht gewöhnlich nach hinten los, und blinder Eifer schadet nur. Es seien derartige Behauptungen, schlagen die Blochianer vor, als *trotzige Entwürfe* zu ehren. Aber Trotz, das ist für Kinder. Ein Kind durchläuft sein Trotzalter doch nicht mit vier Jahren, damit wir ganze Literaturen im Trotzalter wiederfinden. Ich halte es eher mit Friedrich Karl Kaul, der ein großer Kämpfer war und dessen Lieblingsspruch aus dem Preußischen Exerzierreglement stammte. Der Soldat, sagte Kaul immer, soll kühn sein, nicht tollkühn.

Ist nicht Tollkühnheit Feigheit vor dem Haupt-Feind, der Realität?

Ich erachte es für unverantwortlich und abstoßend, lebende Menschen in Unternehmungen zu verwickeln, von denen keine Aussicht besteht, daß sie gelingen. - Aber die Kunst hat es ja nicht mit lebenden Menschen zu tun! Sie verwickelt ja keinen, sie schlägt ja nur vor! - Wer die Kunst nicht sehr schwer beleidigen will, muß zugeben, daß sie verwickelt. Gerade die große Kunst war immer realistisch und hat es nie ernstlich mit den Utopien gehalten. Sie hat nie ein Nichtherstellbares für ein Herstellbares ausgegeben. Indem sie große Kunst war, war sie sich utopisch genug.

Tatsächlich wird heute, und das sollte mißtrauisch stimmen, vom öffentlichen Kunstgeschmack eine Art Utopiezwang ausgeübt. Vorgeschrieben ist, als wie ein Muß, zweierlei.

Erstens ein Durchmischtsein aller Kunstwerke mit vulgärutopischen Forderungen. Von den Sonnenblumen wird gefordert, daß sie blühen sollen, von der Liebe, daß sie nicht berechnend sei, von den Armen und den Negern, daß es besser wäre, sie äßen mehr. Von der Sittenlehre, sofern ich hier restlos durchsehe, wird gefordert, daß sie befolgt werde. Es sind alles liberale Parteiflausen, wie sie im neunzehnten Jahrhundert gegen den modernen Imperialismus eingesetzt waren, lauter vor hundert Jahren zerschlagene geschäftliche Hoffnungen. Eine Hauptutopie heute geht dahin, daß die freie Konkurrenz kleiner Kapitalisten gegen die Alleinherrschaft der Monopole wieder sollte durchgesetzt werden. Auch die Waffen, wird gewünscht, sollen wieder kleiner werden.

Zweitens ist vorgeschrieben, daß von den einstmals glänzenden und scharfsinnigen utopischen Aufrissen nur jener Teil überliefert werden dürfe, der das Hilflose an ihnen ausmacht: daß sie nicht vernünftig sind nämlich, und daß sie zu nichts führen. Es besteht eine Vorschrift strengster Irrationalität. Diese Seite der Angelegenheit wird staatlich überwacht. Wo sie nicht berücksichtigt ist, werden die Kunstwerke staatlich behindert, wo sie berücksichtigt ist, werden sie staatlich subventioniert.

Utopien handeln meist von der Abschaffung von Zwängen. Man will es nett haben und nicht regiert werden. Der Schneider von Ulm, auf was er als gesellschaftlicher Parabelheld immer anspiele, (auf die Bauernkriege leider), - aber was er fordert, ist die Abschaffung der Schwerkraft. Solche Spinner mag ich zum Vorläufer nicht haben. Welches Land ich im gegenwärtigen Europa immer durchstreife, überall reiht sich ein Kirchendach ans andere, und alle Kirchendächer sind voller Schneider, die stehen da am Abgrund und wackeln mit ihren Flügeln.

Man schafft Zwänge nicht ab, indem man sie ableugnet. Man beseitigt sie nicht, indem man sie wegwünscht. Was mich in der Sache so ganz unnachsichtig gemacht hat, ist die Unterstellung, daß die sozialistische Gesellschaft unter die Utopien rechne; freilich, unter denen hätte man sie gern. Utopie ist derzeit einfach ein Wort für Gegenrevolution. *Der Sozialismus von der Wissenschaft zur Utopie*, oder noch besser: von der Errungenschaft zur Utopie, was? Ich bitte Sie, es reicht doch.

Ich traf eine Dame, die, um die Utopie der Selbstverwirklichung in die Tat umzusetzen, den Winter auf einer kleinen griechischen Insel verbracht hatte und mit einer Nierenentzündung heimgekehrt war, von der sie bis heute nicht genesen ist. Die Dinge stellen Bedingungen, und sie haben ihre Weise, jeden unbedingten Anspruch zuschanden zu machen. Wie mit Zwängen umzugehen, haben eigentlich Hegel und Engels uns mit dem hinlänglichen Rat versorgt. Tote Schneider, Schmerzen beim Wasserlassen, wirklich, von Utopien kommt nichts als Peinliches.

Die böhmischen Wälder von Los Angeles

Alle Menschen lieben Philip Marlowe, den kalifornischen Sisyphos, der inmitten des Bergrutsches so rührend-tragisch sein einzelnes Kieselchen an seinen Ort zurückrollt. Kampf ist besser denn Weheklag, Bogart-faced leidet es sich schicklicher als überströmt mit Tränen, und wieviel Humor und Erkenntnis, wieviel gutes Englisch hat nicht Chandler über seine Kleinstutopie vom Selbsthelfer im Trenchcoat vermittelt. Humor und Erkenntnis und gutes Englisch sind hohe Werte. Ich zweifle aber, ob Chandler diese Worte aus dem Philip Marlowe hernimmt. Ich denke, daß er vielmehr ohnehin in ihrem Besitz war, und daß er es sich nur vermöge dieser Kunstfigur eines sich mit der Bereinigung von Sonderfällen bescheidenden Übermannes ermöglichte, sie einigermaßen an den Leser zu bringen. Chandler stand an einem politischen Ort, wo die Welt erst noch zu enden begann. Die Wege, wie sie vom Zusammenbruch abzuhalten, waren noch vielen geläufig; unter denen, bekanntlich, war Chandler; und mit Philip Marlowe gab er von seinem Wissen den Bruchteil, der in Nordamerika sich zur knappen Not noch für wahr halten ließ.

Mr. Marlowes Nachfolger heißen in der Fachsprache die Vigilanten oder die Wachsamen. Gemeint sind einsame Nimmermüde, die übernommen haben, angesichts des Schlafs der Moral auf die Menschheit ein Auge zu haben. Aber die neuern edlen Räuber und Ritter der Vergeblichkeit alle erzeugen kein gutes Englisch mehr. Ein Ansatz, der von vornherein zum Scheitern verurteilt ist, ist sinnlos, und es läßt sich kein Sinn hineinpoetisieren. Einen Humor, der keine Zukunft enthält, holt der Henker; eine Erkenntnis, die keine Zukunft enthält, steht dumm da und verdient den Namen nicht. Der zweitberühmteste Vigilant, Mike Hammer, war bereits schlecht geschrieben und ein Faschist dazu.

Baby Talk

In der Kinderliteratur fordert die Gattung vom Dichter, das Traurige für sich zu behalten, von dem er voll ist. Indem sie es von ihm fordert, erlaubt sie es ihm. Das ist die Ursache, aus welcher, je unbeschreiblicher die Zeiten sind, je mehr Kinderbücher entstehen.

Der Kinderbuchdichter darf sich stellen, als ließe die Welt sich aussagen. Er beruft sich auf seine kleinen Verbraucher, die sehr viel Entmutigendes nicht aushalten und sehr Widersprüchlichem nicht folgen können; so dichtet er lustig und dichtet leicht und hat doch ein gutes Gewissen. Das Utopische an den Kindern ist nicht, daß die Kinder besser wären als die Menschen, sondern allein das, daß sie pflegebedürftiger sind. Ganz unstatthaft also ist die Ausdehnung der utopischen Erlaubnis, *keine Schwierigkeiten zu machen*, vom kindlichen Leser auf den wirklichen Leser.

Die Kunst, wie wir sie bisher kannten, pflegte mit einem Publikum zu rechnen. Das Publikum ist eine quallige und statutenlose, aber unleugbar vorhandene Gruppe von halbwegs gebildeten oder aus sonst einem Grund anteilnehmenden Nichtsachverständigen, eine Fach-Laienschaft. In unserer sich entziehenden Wirklichkeit ist nun auch das Publikum weggeschwunden; der Autor im Niedergang wagt nicht mehr, für es zu schreiben. Er nimmt von keinem mehr an, daß der ihn wollen könne, und hofft es stattdessen von jedem. Statt für das Publikum schreibt er für die Bevölkerung.

Der Autor im Niedergang wird ängstlich, ob er verstanden werde. Er verbietet sich jeden Anspruch. Er ist immerfort einfach. Kurze Sätze, kurze Abschnitte verraten, daß der Autor nicht mit dem Bedürfnis des Lesers rechnet, seine Nachricht zu erfahren, und daß er ihm die geringste Mühe spart. Aber die leserfreundliche Sprache der Unver-standenen ist nicht die Bestform der Sprache. Das ist Kindersprache für Erwachsene und eher ein Stilfehler.

Ich selbst bin nicht frei von ihm.

Der Autor im Niedergang beschränkt seinen Wortschaft auf die paar Wörter, die der kleinste passive Wortschatz noch enthält.

Ich selber hätte vielleicht sonst für Weltbrand Ekpyrose geschrieben.

Oder vielleicht auch nicht. - Zur Kunst gehört, daß man sich weniger gelehrt gibt, als man ist; denn Kunst ist nicht gelehrt, sondern erzogen. Zum Beispiel das Fremdwort Fomentation läßt man besser nicht drucken, auch wenn man weiß, was es bedeutet. (Es bedeutet: warme Umschläge).

Aber wenn man soweit ist, für warme Umschläge »Bähung« zu sagen, hat man einen Grad der Einfachheit gefunden, dem jeder ansieht, daß er gesucht war. An dem Punkt wird die Verwandtschaft von Einfachheit und Vereinsamung deutlich. Das Tiefprimitive ist von der Sprache, in der die Menschen miteinander umgehn, nicht minder abgesondert als das Hochschwierige. Simplizität ist die Öffentlichkeit der Isolierten.

Irrenärzte stellen sich auf ihre Irren ein und sprechen eine Sprache, die kein Irrer versteht. Ich, was mich betrifft, verstehe die Sprache der Illustrierten nicht.

Die Sprache der Dichter gilt inzwischen als Fremdsprache, die Wörter der Dichter gelten als Fremdwörter. Die Theaterleute, die längst entschlossen sind, das Publikum nach Hause zu schicken und die Masse hereinzubitten, haben erkannt, daß es zwischen Bühne und Saal eine hauptsächliche Verständigungsschwierigkeit gibt, den dramatischen Text. Sie geben, was die Dichter gedichtet haben, gar nicht erst weiter. Sie tragen den dramatischen Text ganz lustlos vor und sprechen ihn weg und ersetzen ihn durch eine Körpersprache, gedankenlos und gebärdenreich. Erst hüpfen sie, auf daß man aufmerke, dann fuchteln sie, auf daß man kapiere. Natürlich erreichen sie mit dieser Anbiederei an die Aufnahmeunfähigkeit der Zuschauer, daß die Zuschauer auch das eingängigste Stück nicht mehr aufnehmen.

Diese Art Theater, die sich, weil es kein Publikum hat, Volkstheater nennt, ist nicht einmal mehr Kindertheater für Erwachsene. - Ich vermeide das Wort Affentheater, wundere mich aber, daß das Theater der Anbiederung seine Wirkung als störend oder, in Augenblicken des Hochgefühls, sogar als zerstörerisch einschätzt. Was ich immer von der Rampe eines neuern Volkstheaters herabvernehme - das Theater will immer *Ekpyrose* verstanden haben, und ich höre immer nur *Bähung*.

Der Archipelagus

Wenn kein Ding mehr schön ist, läßt sich künstlerische Schönheit natürlich noch herstellen, das ist dann eben die Schönheit von keinem Ding. Die Kunstmittel sind noch verfügbar, sie sind nur eben keine Mittel mehr. Es entstehen bei mangelndem Weltvertrauen Stile von glänzender oder subtiler, jedenfalls leerer Schönheit. Diese leere Schönheit ist wohlbekannt auch unter dem Namen Formalismus.

Die Kunstmittel sind noch verfügbar, nur eben keine Mittel mehr. Was der Formalismus nicht vermag, ist die Wiedergabe von Wichtigem oder der Aufbau einer Handlung oder gar die Befriedigung eines Gattungsanspruchs, daher in Zeiten der Décadence immer wieder die Vermutung sich breitmacht, ein Werk der Poesie bestehe aus Wörtern. Diese Vermutung ist wirklich abwegig.

Ein Werk der Poesie besteht nicht aus Wörtern. Es besteht aus Wörtern, die etwas meinen. Es sind die Meinungen der Wörter, die gegeneinander ins formale Verhältnis gesetzt sind, nicht bloß und nicht hauptsächlich das Lautliche an ihnen. Es gibt keine Sprachmelodie, die nicht zunächst Gedankenmelodie wäre. Die Musik, die in einem Gedicht ist, ist ein Musizieren mit Begriffen; wenn das nicht wäre, könnte man ja gleich Geige spielen.

Eine fast unschädliche Vorstufe des Formalismus war der den Klassikern nachdackelnde Klassizismus. An Geibel oder Wildenbruch war wenig Beunruhigendes. Sie sagten so schön sie konnten, daß sie nichts mehr zu sagen hatten. Bei Wildenbruch ist merkwürdig, wie neurasthenische Moderne und hohler hoher Schiller-Sound in einer Dichterseele sich vertragen und nebeneinanderwohnen. Die Hülsen von gewesenen Mitteln freilich fallen, ungefüllt wie sie sind, mit der Zeit in sich zusammen. Je mehr Jahrzehnte der Formalismus sich seit Geibel und Wildenbruch hinzieht, desto winziger werden die Formen, die er, anlaßlos, noch zustande bringt. Man schreibt jetzt szenische Fragmente und Dreiminutenopern, und jedem fällt auf, daß sie immer noch zu lang sind.

Die Annahme, es komme wenigstens bei der lyrischen Poesie einzig auf den Ton an wie bei einer Glocke, tut noch der Glocke Unrecht. Die meisten Glocken, wenn sie läuten, versenden Informationen. Ob ein hoher poetischer Ton hohl sei,

erkennt man untrüglich, wenn in einem Gedicht mittelmeerische Namen nicht nur nicht vermieden, sondern um des Klingens willen gesammelt und aufgezählt sind, und es ist gegen jeden Dichter, der ohne Not den vokalreichen Süden in seine Harfe spannt, ein Verdacht auf Inhaltlosigkeit berechtigt. Das Lied »Unter den Pinien von Argentinien« zeigt, worauf ich hinwill; denn in Argentinien, glaube ich, wachsen Pinien nicht. - Lieben Sie Benn?

Der Welt ein Ei legen

Der beste deutsche Epiker der zweiten Jahrhunderthälfte ist Arno Schmidt. Er hält diesen Titel, weil er in seinen vier Hauptromanen das Hauptthema der Deutschen behandelt, den Kampf der Amerikaner mit den Russen nämlich, und weil er die Sprache schreibt, die allein den Namen deutsche Sprache verdient: das *vollständige Deutsch*. Jedes deutsche Wort, das seit Luther erfunden ist, ist für ihn Gegenwartssprache. Wenn er Unterschiede macht, dann zwischen guten und schlechten Wörtern, nicht zwischen seltenen und gebräuchlichen, nicht zwischen alten und neuen.

Zwei Motoren treiben das Riesengehirn, das die Riesenmaschine für das Riesenwerk ist. Der eine ist der Porno-Motor, von dem ich oben geredet habe, und dessen unversieglicher Treibstoff in des Dichters geringer Bett-Tüchtigkeit zu vermuten ist. Phantasiereiche Drüsen geben besser aus als saftreiche. Arno Schmidt war voller Geilheit nach Frauen und alten Büchern, wobei er auch die Bücher öfter nicht besaß, als daß er sie gehabt hätte.

Der andere Motor ist Schmidts Bedürfnis, die Leserschaft bei Leselaune zu halten. Es ist aber nicht sofort deutlich, welcher Treibstoff diesen Motor speist. Denn Arno Schmidt hatte keine Leser.

Arno Schmidt war davon überzeugt, daß die Welt von Anfang an geschaffen sei, um unterzugehen, und auch davon, daß der Weltuntergang in nicht ferner Zukunft bevorstehe. (Hier ist nicht der Ort zu rechten, ob die Gründe, die er hat, für so große Schwarzseherei hinreichen. Ob ein Dichter wähnt, es sei keine Hoffnung, oder ob Hoffnung tatsächlich nicht ist, macht für sein Dichten keinen Unterschied. Falls es doch einen Unterschied macht, ist die Unterscheidung zu weitläufig, als daß ich Lust hätte, sie darzustellen, und Sie wollen es ohnehin nicht wissen). Arno Schmidt ist der Musterfall eines Künstler in der Verzweiflung. Wie macht er es, daß er ein so sehr guter Schriftsteller geworden ist? - Ich wechsle das Thema nicht, wenn ich mich jetzt über einige Eigennamen in dem Roman »Abend mit Goldrand« verbreite. Ich bin beim Thema.

»Abend mit Goldrand« ist, wie »Zettels Traum« auch, die Geschichte einer undurchführbaren Liebe zwischen einem alten Hagestolz und einem geschlechtslosen jungen Weib. Die Geschichte endet in Entsagung und führt so nicht, wie eine Mesalliance sollte, zur Katastrophe. Ich bitte, das Stichwort Entsagung im Kopf zu behalten, verbreite mich aber über Eigennamen. In »Abend mit Goldrand« erscheint Schmidt selber. Er scheint in zweierlei Gestalt: als der in Unerkanntheit lebende Großdichter A & O und als der Gammler-Poet Egg. Ich beweise jetzt, mit Seitenangaben, daß unter beiden Masken der Verfasser sich meint.

Der Name A & O ist bereits im Buch ein angenommener. Hinter ihm verbirgt sich eine literarische Berühmtheit (76), welche an Angina Pectoris leidet und (97) Angst vor Raubdruckern hat. Der A & O sagt (47): »Ich selbst war der Schmiedt]mit dt, P.H. vieler Illusionen«. Er wird (177) »in zehn Jahren 70«; (das Buch ist 1974 verfaßt, als Schmidt 60 war); und wem das alles nicht reicht, für den hat er (154) den Roman »Kaff« geschrieben.

Zu diesem Raffaelschen Porträt das Gegenstück im Frans-Hals-Stil ist Egg, »Literat und Historiker« bei einer Bande von Tagedieben. Er entstammt einer »ganz alten TrinkerFamilje«, er ist Etymsammler und Autor von schweinischen Büchern. »Er arbeitet grad«, steht auf Seite 12, »an seiner ImpotenzKlage«. - Klar ist: Beide, der wie der, sind ganz der Arno.

Ebenfalls klar ist, daß die Namen, die er sich gibt, sprechen. Was sprechen sie?

»A & O« ist (159) die Abkürzung von Arno Otto Gläser, das ist ja Verweis genug und sagt genau das, was es sagt: Arno Schmidt ist das Gesamt des Alphabets und damit alles Benennbaren, der Anfang eben und das Ende. Der verheimlichte wahre Name des A & O lautet (132) Walter Eggers; so aber nun wieder heißt die Selbstverkörperung Schmidts in seinem ersten klassischen Roman »Das steinerne Herz«, und man kann sich dabei auch klanglich an alter ego erinnert fühlen. Man kann es nicht nur, man soll es. Denn auch der Name Egg steht ja einfach für Ego. Gestatten Sie, sagt der Dichter bescheiden, mein Name ist Ich.

Auf deutsch ist ein lateinisches Ego (Egg) ein Ich. Auf englisch ist ein deutsches Ich ein I. Lautlich ist ein englisches I ein Ei. Ein deutsche Ei ist auf englisch ein Egg, und so, wie gesagt, heißt ja unser Mann.

Der Name Egg spricht: Das Ich ist ein Ei. Der Name A & O spricht: Das Ich ist die Welt. - Ach so, ein romantischer Närrischer? - Nein, das Ich, das ist die Meinung der Namen der beiden Eiermänner, ist deshalb die Welt, weil das Ich ein Ei ist. Das Ich des Dichters hat die Welt in einem Werk eingeschalt und zur Form gerundet und hat sie nahrhaft oder schmackhaft oder sogar ausbrütbar gemacht. Ich will die Metapher nicht überanstrengen.

Arno Schmidt ist kein Anhänger des Bischofs Berkeley. Er glaubt keinen Augenblick lang, Verfasser der Wirklichkeit zu sein. Er wäre sehr gekränkt, wenn man ihm die Verfasserschaft an der Wirklichkeit zuschriebe; denn er kann den Verfasser

der Wirklichkeit nicht leiden.

Er gibt der Wirklichkeit, auch im »Abend mit Goldrand«, wenig Chancen. Sie erinnert ihn, gerade wie uns auch, an den Decline und den Fall des römischen Reiches, und er sagt ihr, von der Gegenwart an gerechnet, ein Gesittungs-Loch voraus, wie es die fünfhundert Jahre der Völkerwanderung und des Frühfeudalismus waren. Aber er beschreibt sie demungeachtet genau. Auf der Ebene, die er von ihr einsieht, und in dem verkleinerten Umfang, zu dem Entsagung ihm rät, beschreibt er die Wirklichkeit in tragischer Wohlgemutheit und genauer als irgendein anderer.

Was diesen Schriftsteller befähigt, ins Aschgraue hinein so glanzvoll zu schreiben, ist der Entschluß, sich als den zu setzen, der Recht hat, und alle Mitmenschen als die, die Unrecht haben. Was ich sage, sagt er, stimmt; es ist das Jahrhundert, welches insgesamt irrt. Wenn es nottut, das Jahrtausend. Arno Schmidt glaubt an nichts und verspricht sich nichts, aber in einem ist er sicher: darin, daß jedermann besser täte, auf Arno Schmidt zu hören.

Arno Schmidt begreift sich als wichtig und das, was ihn umgibt, als unwichtig, und wenn man sich so draußen umsieht und umhört, ist ja hier nicht wenig dran. Diese Haltung des Sichbehauptens und Nichtunterkriegenlassens ist das Rüstige und Tüchtige an Schmidts arnozentrischen und hermetischen Idyllen, das macht den Leser so munter.

Natürlich ist der große Mann im Besitz von wenig Wahrheit. Schmidts Wirklichkeit, wie ähnlich immer in Schmidts Werk eingekapselt, ist so gut wie unbegriffen und eine Schrumpf-Wirklichkeit, und es ist ein drolliger Kunsteinfall, den Zwiespalt des Globus unter den Kleinbürgern eines einzigen Landkreises sich austragen zu lassen. Das Ei, das Schmidt der Welt gelegt hat, ist wunderlich gestaltet, gleichsam ein Barock-Ei. Aber gelegt hat er es ihr.

Goldne Verzierungen an schwarzen Gebäuden

Die klassische Niedergeschlagenheitslage ist die. Die absolute Monarchie, die eine Nation mit politischen Mitteln zu einer Art Einklang und zur Höhe ihres geschichtlichen Seins geführt hat, zerbricht an der Unversöhnlichkeit der erzeugenden Klassen. Das Königtum hält sich noch eine Weile, aber sein Abgleiten in die Unordnung der Eigensüchte ist unumkehrbar. Was die Nation an den Hals kriegen wird, ist eins von zwei gleichschrecklichen Unglücken: den Kapitalismus oder die Wiederkehr der Adelswirtschaft, die Refeudalisierung. Das klassische Niedergeschlagenheitsdrama ist Shakespeares »Sturm«.

Dem »Sturm« merkwürdig vergleichbar sind zwei andere Meisterwerke, die ebenfalls unter der Bedingung des gesellschaftlichen Abstiegs geschrieben sind und doch ebenfalls Totalität haben: Grimmelshausens »Simplizissimus« und Goethes »Faust II«. Wo haben sie die Totalität her? Wieso gelingt ihnen noch, die Welt als ganze zu erfassen, wieso haben sie das Vermögen noch, die Gänze der Welt in Gänze der Kunst umzusetzen? - Die Antwort steckt in der Frage, in dem Wort *noch* nämlich.

Shakespeare schreibt unter dem zerfallenden Absolutismus des Königs James, aber die Totalität hat er aus der Zeit Elizabeths her. Grimmelshausen schreibt im Dreißigjährigen Krieg, aber die Totalität hat er aus der Renaissance her. Goethe schreibt während der Heiligen Allianz, aber die Totalität hat er von Napoleon her. Goethes Befindlichkeit war die leidlichste. Er war nicht verzweifelt, nur sehr schwer enttäuscht. Anders als Shakespeare und Grimmelshausen hatte er keinen Grund anzunehmen, es werde nicht weitergehn. Aber er hatte überhaupt keine Lust auf die Weise, in der es weiterging. Die Weise, in der es weiterging, übrigens, hatte überhaupt keine Lust auf ihn.

An den drei Dichtungen nun fällt ein äußerlicher Zug auf, den sie gemeinsam haben. Sie sind mit Utopien gesprenkelt, kühnen, schönen und abwegigen. Ihnen selbst kann man nicht vorwerfen, daß sie Utopien seien; im Gegenteil, sie sagen aus, daß kein Weg sei, und sie schlagen auch keinen Weg vor. Die Utopien dienen nur, an den Anspruch, den die menschliche Gattung an sich zu stellen ein mäßiges Recht hat, zu erinnern. Die nachklassischen Werke sind, was die Wirklichkeit betrifft, Tatortbesichtigungen, aber eben mit Schmuck dran.

Sie sind mit den Utopien überfrachtet. Die zügellose Fülle der Entwürfe grenzt an Beliebigkeit und blindes Herumhoffen. Sie arbeiten mit Aushebungen aus utopischen Systemen und mit glückverheißenden Allegorien, mit Hinweisen auf die Gelungenheit der Kunst und der Natur, mit Märchen und Mythen und Hirtenspielen. Sie alle enthalten eine Unterklasse-Utopie (ohne daß eins von ihnen so töricht wäre, den einfachen Leuten etwa mehr Aussichten zuzubilligen als den schon widerlegten Ständen), und sie enthalten eine Utopie der Arbeit, die aber auch nur neben den anderen steht und das Welträtsel nicht lösen will. Sie alle enden mit einer christlichen Schlußutopie im Himmel; damit machen sie der Religion das Kompliment, daß sie unter den zufriedenstellenden Möglichkeiten, die das wünschereiche Publikum sich so ausmalt, die umfangreichste und beliebteste sei.

Das Verfahren Shakespeares, Grimmelshausens, Goethes ist im Grunde kein anderes als das, das Arno Schmidt anwendet. Ein fest sich behauptendes Ich, das sich weigert, zu allem übrigen auch noch ansich selbst zu verzagen, beschreibt eine gnadenlose Welt. Der Unterschied ist: Die Werke, die diese Autoren legen, stehen der Welt an Größe nicht nach oder übertreffen sie an Größe. - Freilich, mit Fehlern bleibt zu rechnen.

Die Klassik nach der Klassik ist gegen Beschädigungen nicht gefeit. Sie kann, ungeachtet eines hohen Draufblicks auf den geschichtlichen Prozeß und einer ungeheuren Wurstigkeit in Bezug auf Geringfügig-keiten und Weglaßbares, ja noch langenicht tun, was ihr beliebt. Wenn es große Form ist, was sie leistet - aber Barockform ist es auch bei ihr. Immerhin gibt sie die Welt uneingeschnurrt und nach allen in ihr wirkenden Gesetzen. Das Weltgebäude ist vollständig abgebildet, vollständig und ganz schwarz.

Die Klassik nach der Klassik beherrscht die handwerklichen Mittel noch, mit denen man Bedeutendes aussagt. Vermöge ihrer zieht sie ästhetische Schlüsse von ehegestern auf übermorgen. Zugegeben, es ist leichter, vorhandene Könnerschaft der Wirklichkeit zum Trotz fortzusetzen, als von der Wirklichkeit ungewollte Mittel mitten im Verfall neu einzuführen. Natürlich hat der Nachklassiker Goethe leichter, die Kunst nicht zu verlernen, als der Postromantiker Schmidt, sie zu erfinden. Aber ob eine Sache leicht oder schwer zu machen sei, danach fragt die Kunst gar nicht. Kunst hat, wie immer sie zustande kam, auszusehen, als sei sie leicht zu machen gewesen. Im Begriff der Kunst steckt der Begriff der Fertigkeit.

Die und die künstlerische Technik taugt nicht mehr, sagen Sie? Vieles würde klarer, wenn Sie sagten: Die und die Technik beherrsche ich nicht mehr. - Klassik, schließlich, macht sich auch in klassischen Lagen nicht gerade von allein. Waren Goethes Mittel, solange er noch Klassik machte, vielleicht *von der Wirklichkeit gewollte* Mittel?

Auf die Folgerung, einer schlechten Welt zieme einmal eine schlechte Kunst, mag ich nicht eingehn. Von Kunst, die sich nicht wenigstens bemüht, gut zu sein, rede ich hier nicht; wer wird denn von schlechter Kunst reden? Kunst muß um ihrer selbst willen - wirklich einfach nur darum, daß sie Kunst sei, - den Weltverlauf noch im Weltstillstand vorstellen.

Äußerst freudige Nachricht

Alle jene, die Carlyle die *Freunde der species* nennt, werden es gern hören: Die vorstehenden Überlegungen haben sich erübrigt. Die Zeit des Niedergangs ist vorbei. Der Niedergang ist so ungeschickt gewesen, unten anzukommen. Alles, dessen Verlust man irgend bedauern könnte, ist weg und dahin. Es geht nun nicht mehr weiter nieder.

Die Abhandlung »Die Schwärze der Welt im Eingang des Tunnels« wurde vorgenommen und bedacht in den Jahren nach 1980. Wir schreiben aber, während ich das schreibe, 1990. Die siebziger und achtziger Jahre waren voller Anlässe für derlei trübe Beobachtungen und schattenfarbe Gedanken, und die Frage, wie bei Lichtlosigkeit Kunst herzustellen, ist ganz aus dem Geist jener zurückliegenden Epoche. Tatsächlich gibt es zwischen 1970 und 1990 weltweit so gut wie keine Literatur. Die Ausnahmen kann ein Mann an den Fingern der Hand, mit der er in die Kreissäge gekommen ist, herzählen.

Jetzt, wo alles zum Schlechtesten geraten ist, stellen sich die Fragen neu. Manche stellen sich gar nicht mehr, etwa die nach einer ständig sich verschlechternden Zukunft. Den Nordamerikanern gehört der Persische Meerbusen, auf einen räudigeren Hund kann die Welt nicht kommen. Sehen Sie, wenn man einmal unten ist, ist man durch.

Der Standort des vollständigen Elends ist freilich für den Künstler weniger beschwerlich einzunehmen als für die übrigen Elenden. Er allein hat was davon. Bis dahin ging, was der Künstler tat oder zu tun versuchte, gegen seine Absicht und übel aus. Fortan kann er fast nichts anfangen, das nicht eine Besserung bewirkte, im Leben oder doch in der Kunst. (Wenn die Kunst demnächst Fehler machen wird, werden es keine Niedergangs-Fehler sein. Zu warnen ist eher vor der Sorte Fehler, welche die Aufstiegs-Kunst macht).

Zum guten und unverhofften Schluß also: Das von vielen erwartete und von allen gespürte Weltende hat stattgefunden - und war wieder einmal nicht das Weltende und war wieder einmal bloß das Ende der Zivilisation. Vorher sieht eben alles schlimmer aus.

Die Aussichten im Tunnel, in dessen langer Einfahrt wir so lange verweilten, haben aufgehört, durchaus finster zu sein. In der Mitte des Tunnels wird das Ende zum Anfang. Das bißchen Helligkeit, das wir als einen schwachen, schwindenden Schimmer allenfalls von hinten her abbekamen, fällt nun von vorne ein, und nimmt zu, und wir reisen ihr entgegen. Das Gesichtsfeld klärt sich mehr und mehr auf; die im Tunnel-Ausgang stehen dann bereits im Licht.

Peter Hacks schrieb in LITERATUR KONKRET 1990 den »internationalen Opportunismus in deutschen Reimen«

Konkret 01/91, S. 64

Karl-Heinz Hansen

Literarisches Duett

Auf einem Sessel Herr R., in barscher Überheblichkeit Reich-Ranicki nicht unähnlich; ihm gegenüber auf einem Schemel Herr K., in gedücktem Widerspruch an Karasek erinnernd, im Laufe des »Dialogs« sich langsam dem Boden nähernd; auf einem Tisch mehrere »Bücher«; keine Parodie.

R.: ... einen Sammelband mit dem Titel SPRÜCHE - EINE AUSWAHL ZU DEN WAHLEN, EINWERK DEMOKRATISCHER EINTRACHT ALLER PARTEIEN... sähr guter Aufbau, sähr gut durchkomponiert, die Aussagen meisterhaft auf die Bedürfnisse des wählenden und wägenden Lesers abgestimmt, kurz: das herausragendste Werk politischer Lyrik in den letzten 40 Jahren deutscher Literatur!

Aber ich will Ihrem Urteil, Herr Rezensent, nicht vorgreifen; Sie haben sich doch vorbereitet, oder wie der politische Lyriker sagt, Ihre Schulaufgaben gemacht? Oder! Sie haben das erste Wort (das letzte behalte ich sowieso)...

K.: Wenn ich darf, möchte ich einen kleinen Einwand versuchen: Es ist doch wohl eher ein Bändchen, ja ich möchte fast sagen, ein schmales Bändchen...

(Hält zwei vergoldete Einbanddeckel in die Höhe, zwischen denen ein einzelnes DIN-A-4-Blatt hervorlugt)

R.: Sie dürfen nicht! Hier geht es um Texte, Inhalte, um Qualität, nicht Quantität... In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister!

K.: Nun ja, Meister, die Beschränktheit, das ist freilich grad, was ich...

R.: Das ist nicht Freiligrath, sondern Blödsinn! Sie Spiegelfechter! Offensichtlich sind Sie außerstande, die Leistung unserer großen Polit-Philosophen, ihre entsagungsvolle Anstrengung des Begriffs in der Mühsal der alltäglichen Praxis - Hegel! - zu würdigen...

K.: Na gut, würdigen wir den Text. Ich zitiere mit Ihrer Erlaubnis, Herr Präsident: WIR FREUEN UNS AUF DEUTSCHLAND - CDU. Hier vermisse ich denn doch ein wenig die Substanz, die klare politische Aussage, die ...

R.: Falsch, ganz falsch! Sie haben wieder die Sekundärliteratur ignoriert - oder nicht verstanden. Herr Rühe, der immerhin räumlich dem Wirkungsfeld Kierkegaards sehr nahe ist, hätte Ihren Blick fürs Wesentliche schärfen können. Ich zitiere ohne Ihre Erlaubnis: DIESER WAHLKAMPF WIRD UNS ALLEN SPASS MACHEN. NOCH NIE KONNTE EINE CDU-GENERATION MIT EINER SOLCHEN BOTSCHAFT IN DIE WAHLEN GEHEN!

K.: Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Globke.

R.: Werden Sie nicht obszön! Wir senden hier Kultur. Erfühlen Sie nicht, Sie Nörgler Sie, wie in der verdichteten Verknappung - »Wir freuen uns auf Deutschland« - die Befindlichkeit der deutschen Menschen in ihrem So-, Hier- und Drüben-Sein wahnsinnig gut getroffen ist?

K.: Also, wenn ich mich mal einen Augenblick auf ihren Wahn-Sinn einlasse. Die Verknappung bleibt doch im Ansatz stecken...

R.: Richtig! Da haben Sie - leider - mal ein Korn gefunden: Zum guten Selbstgespräch gehört eben auch ein Partner...

Ohne den Zusatz »auf Deutschland« wäre die stille Einfalt noch trefflicher getroffen, die parteienübergreifende Eintracht noch sinnenfroher zum Klingen gebracht, der Erkenntnis, daß das Menschliche gleich ist im Urgrund aller Kulturen, sprachlich noch besser Rechnung getragen, weil dem einzelnen die Freiheit bleibt, vom Allgemeinen zum Besonderen zu schweifen, den Satz nach seinen Bedürfnissen zu ergänzen: Wir freuen uns, Ihnen mitteilen zu können..., Wir freuen uns aufs Essen, auf Weihnachten, aufs aufeinander...

K.: Dennoch scheint mir: Die Menschen wollen genauer wissen, was auf sie zukommt. Da ist die SPD programmatisch weiter. Ich zitiere mit Ihrer Erlaubnis, Herr Dirigent: WIR SCHAFFEN DIE KRAFTFAHRZEUGSTEUER AB. DENN NICHT DAS HALTEN EINES AUTOS, SONDERN DAS FAHREN VERPESTET DIE LUFT. FÜR SCHWERBEHINDERTE WIRD ES EINEN AUSGLEICH GEBEN.

R.: Quatsch! Hören Sie auf, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen - übrigens von Schiller - Hören Sie auf mich! Sie haben die atemberaubende Entwicklung politischer Lyrik in unserem Lande total verschlafen, Herr Dezernent!

Schon in der prämuralen Phase - für unsere Zuschauer: vor dem Abriß der Mauer - war Ihre SPD schon weiter! Jetzt, in der postmuralen Phase - für unsere Zuschauer: nach dem Abriß der Mauer - hat sie das neue literarische Prinzip der ‘Offenen

Aussage' auf die Spitze getrieben, offen nach oben, unten, rinks und lechts; sie ist endlich das, was sie schon immer sein wollte: Avantgarde, Vorhut in politischer Lyrik!

K.: Also, jetzt verstehen unsere Zuschauer und ich rein gar nichts mehr.

R.: Dann stellen wir uns mal so dumm, wie Sie sind. Angefangen hats mit der neuen Parteihymne, noch in der prämularen Epoche, mit der genialen Strophe:

WAS DU WILLST, GEHT NICHT »OHNE DICH«

DRUM SAG BLOSS KEINER »NICH MIT MIR«

MENSCH KOMM UND SCHAFF DEIN »GROSSES ICH«

MIT RAN, MIT REIN BEI UNSEREM GROSSEN »WIR«.

Mit weichem Wasser sollte da schon der Stein, also Mauer, gebrochen werden...

K.: Mich erinnert das mehr an weichen Keks.

R.: Herr Kritiker, ich verwarne Sie! Schon hier geht es um die Menschheit als ganze, aber auch um die vielen einzelnen, die, vereinsamt, nicht wissen können, was sie wollen müßten. Alle wollen irgendetwas, aber sie gehen neben sich her oder haben einen neben sich hergehen. Und mit dem KOMM! wird der Mensch aufgerufen, mit sich selbst in Gleichschritt zu fallen.

Meisterhaft, wie der Künstler den kategorischen Imperativ zur großen Ich-Schaffe in die Verölgötzung des allumfassenden WIR münden läßt!

K.: Gemessen an dem, was uns hier vorliegt (hebt das »Bändchen« hoch) mutet das doch - ich zitiere Sie ohne Erlaubnis - noch sehr »prämural« an.

R.: In der Tat, mein Freundchen. Aber schon damals gab es einen Hinweis auf die weitere Entwicklung hin zum Prinzip der 'Offenen Aussage'.

Wie sagte doch die begnadete Laiendenkerin Anke Fuchs, in ihren Gesprächen mit Neckermann, so ahnungslos vorauseilend: »Wie ein kleines Mosaik verbindet das Parteilied lyrisch, rockig und populär sozialdemokratische Tradition und Perspektive, sie wird Herz und Seele der Partei ansprechen«.

K.: Aha, aha: Es geht also bei der Offenen Aussage darum, sich auf den Geisteszustand der angesungenen und angedichteten Menschen voll einzulassen.

R.: Sehen Sie! Und das ist den Partei-Künstlern ganz und gar gelungen.

Ein sozusagen prä-postmurales - also gleich nach Abriß der Mauer - Zwischenspiel sollten wir noch würdigen, nämlich von W. Brandt, der unserer Sprache immerhin die Wörter compassion und Petitessen geschenkt hat.

Hören Sie zu, dazu sind Sie schließlich hier, was sein Denkmal im Übergang von der blauen zur grauen Periode, als die Unruh der Partei, uns zugerufen hat: »Im Revolutionsjahr 1989 drängt nicht länger nur der Sozialdemokratische Gedanke zur Wirklichkeit, es drängt auch die Wirklichkeit zum Sozialdemokratischen Gedanken... Das noch sperrige ist das Sperrfeuer von Ewiggestrigen.«

Das gilt auch für Sie, Sie Materialist!

K.: Vielen Dank. Das ist das Ende...

R.: Nein, Sie Unmensch, das ist der Höhepunkt des Abstiegs in das allumfassende, tiefe, dunkle Raunen, das in uns allen wohnt...

K.: Also, in mir raunt nichts, mir gruselts...

R.: ...jetzt sind wir am Ende der grandiosen Entwicklung des Prinzips der 'Offenen Aussage' - lassen Sie sich gefälligst den Beitrag der SPD zu dieser endgültigen Form großer Polit-Kunst auf Ihrem bißchen Hirn zergehen (nimmt den goldenen Band und liest bedeutungsvoll vor): WIR IN SACHSEN.

K.: Ja, und?

R.: Nichts und! Nehmen wir das landsmannschaftlich Überflüssige weg, bleibt das gleißende Fanal des WIR. Das ist die Vollendung aller Verknappungen, die Verkürzung an und für sich!

Eine das Du-Sein, Ich-Sein im WIR-Sein umschreitende, virtuos verknappte Aussage von der Tiefe allen Seins, das - wie sie hoffentlich wissen - immer nur Seiendes sein kann! Und diese synästhetisch-sinnenfällig gestaltete Entsprechung im sprachlichen Klangkörper, im präzise organisierten Wortmaterial! Wer vermöchte sich der klingenden Kraft des geballten I-

Lauts entziehen, der von alters her für Klarheit, Helligkeit und Licht steht, für Frohsinn, Freude und Frohlocken! (Verzückt:) WIR!

Damit sind die Klassiker in die Schranken verwiesen: wie stümperhaft dagegen die traurig-dumpfen U-Laute in Schillers sogenanntem »Lied an die Freude«: »Wem der Große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein...«, ein Makel, den auch Beethovens Musik nicht ausgeräumt hat. Geradezu faustisch diese WIR-ilität des WIR! Könnte von Frau Ulla Huhn sein. Aber das wüßt ich...

K.: Wo bleibt denn da der Unterschied zwischen den Parteien?

R.: Sie sind ein Element, ein zersetzendes. Was die Literatur so wunderlich zusammenfügt, das sollten Menschen wie Sie nicht trennen. Aber für Ihresgleichen bleibt noch genug an Unterschied: in den Überschriften zu den Plattformen - so sind sie auch, schäbige Prosa, ganz schlecht - die Gottseidank keiner liest: (*nimmt nacheinander verschiedene Programm-Bände auf und liest*:)

FREIHEIT, SOLIDARITÄT, GERECHTIGKEIT - CDU.

FREIHEIT, GLEICHHEIT, SOLIDARITÄT - SPD.

und immer noch geschwätzig:

FREIHEIT, GLEICHHEIT UND BRÜDERLICHKEIT - PDS.

Der Unterschied liegt in der Reihenfolge und der finsteren Entschlossenheit, das alles nicht durchzusetzen...

K.: Und wo bleiben die GRÜNEN?

R.: Schweigen Sie! Ich bin gewaltfrei, aber von Ihnen laß ich mir das geistliche Niveau dieser Sendung nicht kaputt machen!

Sie Beckmesser sollten sich lieber an die Maximen der Freifrau von Anke zum Fuchs halten, die da sagte: »In der jetzigen Zeit soll niemand schweigen oder nachgeben; man muß reden und sich rühren, nicht um zu überwinden, sondern sich auf seinem Posten zu erhalten; ob bei der Mehrheit oder Minderheit, ist ganz gleichgültig.«

K.: Aber das ist von Goethe!

R.: Eben!

K.: Und was ist jetzt mit der FDP?

R.: Unverändert. Hat sei 150 Jahren das gleiche, schon immer knappe Programm, aber nicht von Pappe: »Freiheit ist immer die Freiheit der alles Lenkenden!« Und dazu gehören drei Dinge: Geld, Geld, Geld.

K.: Also, wenn ich mal eine verknappte Offene Aussage machen darf: Das ist doch gequirlte Sch...

R.: Halt! Sie Nichtswürdiger! In diesen goldenen (*hebt das »Bändchen« hoch*) Zeiten, wo die Parteien das Trennende vergessen, wo alles fließt, wo alles zusammenfließt, auch was sich nicht gehört - panta rei, Rei-flüssig, Loreley, Lullaby - ja - (besinnlich zum Publikum) da erliege ich fast selbst, ich, der anerkannte Unparteiische, der Versuchung, mich dieser allumfassenden Sekte, der Sozialen Einheitlichen Partei Deutschlands, hinzugeben: »Partei, Partei, wer wollte sie nicht nehmen!«

Das ist jetzt Freiligrath, Sie Ignorant!

K.: Ja, freilich, grad das ist es ja: Die verknappte Verknappung einer solchen, also Abkürzung, in Offener Aussage, wäre - SED!

R.: Nun aber raus mit Ihnen, Sie verkommenes Subjekt, Sie subversiver Literat, Sie Journalist, vaterloser Geselle, Sie Kommunist...

(schmeißt ihn weiterbrüllend raus)

(zum Publikum mit Schmidt-Lächeln): Damit sind wir am Ende unseres Literarischen Duetts. In zwei Wochen sehen Sie mich wieder - ganz und gar unbelästigt - in Das Literarische UNO!

Gute Nacht!

Karl-Heinz Hansen, ehemaliges SPD-MdB, schrieb in KONKRET 7/88 über die Aufrüstungspläne der Bundesregierung

Konkret 01/91, S. 66

Jobst Paul

Das »bioethische« Netzwerk

Die Auseinandersetzung um die »Euthanasie«-Thesen des australischen Philosophen Peter Singer droht die Tatsache zu verdecken, daß längst eine internationale »bioethische« Großoffensive in Gang gekommen ist, die von Singer lediglich mitbetrieben wird. An ihr beteiligen sich neben zahlreichen angelsächsischen vor allem auch deutsche Wissenschaftler, die den »dringenden Nachholbedarf« der Deutschen in Sachen »Euthanasie, Abtreibung, dem moralischen Status von Tieren, Selbstmord oder Eigentumsrechte bezüglich des eigenen Körpers« befriedigen wollen. Ein Zwischenbericht über den Stand ihrer Arbeiten und die institutionellen wie personellen Verflechtungen, über die sich die »Euthanasie«-Befürworter im Wissenschaftsbetrieb etabliert haben

Der Streit um (und mit) Peter Singer geht weiter. Nach den Turbulenzen um seinen Auftritt beim schließlich abgesagten Lebenshilfe-Symposium im Frühsommer 89 (Schirmherr: Bundesgesundheitsministerium) kam es im vergangenen Wintersemester an der Uni Duisburg zum nächsten Eklat. Nach massiven Protesten gegen die Behandlung der »Praktischen Ethik« Singers durch den Philosophen Prof. Hartmut Kliemt in einem Proseminar für Studienanfänger erfolgte im Januar 90 der Abbruch der Lehrveranstaltung. Kliemt, bereits 1979 mit einem eher zustimmenden Aufsatz zum »Klonen« beim Menschen hervorgetreten (»Zeitschrift f. Rechtspolitik«), war unter anderem der Kritik einer behinderten Studentin mit dem Hinweis begegnet, sie persönlich habe nichts zu befürchten, da ihre Beiträge Rationalität verrieten.

Studenten und Professoren der Fachschaft stellten sich in Erklärungen jedoch hinter Kliemt, wiesen Vorwürfe gegen »faschistische Indoktrination« zurück und betonten, Singers Buch gebühre »innerhalb der moralphilosophischen Literatur der letzten Jahre ein besonderer Rang«. Bereits am 14.12.89 hatten acht namhafte Berliner Philosophen (u.a. Tugendhat, von Brentano, M. Theunissen, Wolf) auf die Duisburger Vorgänge reagiert. In einer Erklärung lehnten sie einen Vergleich des Buchs mit Schriften ab, »die durch Appelle an Emotionen ... Euthanasie propagieren«. Das Buch erarbeite vielmehr »eine rationale und konsistente Lösung« für ethische Probleme, besonders für »Fragen von Leben und Sterben«. Die Verhinderung von Seminaren sei »ein skandalöser Vorgang«.

Die Erklärung entfachte eine in »Frankfurter Rundschau« und »taz« ausgetragene Debatte sowie eine breit unterstützte Gegenerklärung. Unter dem Titel »Wider den tödlichen philosophischen Liberalismus« verweisen deren Unterzeichner und Unterzeichnerinnen auf die »Brutalisierung der Lebensverhältnisse«, die Singer durch die Legitimierung von Euthanasie »durch Kosten-Nutzen-Vergleiche« propagiere. Die Verhinderung des Seminars sei deshalb gerechtfertigt gewesen (KONKRET 3/90).

Auf den Abbruch des Seminars in Duisburg selbst reagierten Fachschaft und Kritiker unterschiedlich. Eine spontan gegründete »Anti-Euthanasie AG«, der auch Professoren angehörten, forderte eine Ringvorlesung zum Thema im Sommersemester. Prof. Kliemt bestand mit anderen auf der Wiederholung seines Seminars. Als bekannt wurde, daß er dafür Polizeischutz beantragt hatte, drängte ihn das Rektorat zur Rücknahme. In einer Erklärung vom 4. April kündigte Kliemt sein Seminar schließlich fürs WS 90/91 an und erklärte, entschlossen »dem Vorsatz entsprechend« handeln zu wollen. Währenddessen war in Duisburg unter dem Motto »Die Philosophie Peter Singers - eine Herausforderung«, u.a. mit Referenten wie Ernst Klee, eine Ringvorlesung angelaufen, die von der »Anti-Euthanasie AG« jedoch heftig kritisiert wurde, da mit den Professoren Birnbacher und Hegselmann (Essen und Bremen) Fürsprecher Singers zu Wort kamen. Hegselmanns Auftritt am 9. April führte zu empörten Stellungnahmen. Zur gleichen Zeit fand in Bremen eine Ringvorlesung unter dem Titel »Lebensqualität statt Qualitätskontrolle menschlichen Lebens« unter Federführung von Prof. Georg Feuerstatt.

Eine Kuriosität zeichnete sich im Februar in Berlin ab. Am 11.2. distanzierte sich mit Prof. Tugendhat der erste der Berliner Unterzeichner nicht nur von Teilen der »Erklärung«, sondern auch von Singers Buch, forderte aber, »daß man auch in Deutschland endlich eine offene Diskussion über diese Dinge zulassen müßte«. In einem WDR-Streitgespräch mit Wilma Kobusch, Hauptkontrahentin Kliemts in dessen Seminar, bezeichnete Tugendhat Singers Positionen als »extremistisch«, kritisierte aber wie dieser eine »moralische Ideologie« christlicher Herkunft, die verhindere, daß im Falle schwerstbehinderter Kinder »Abhilfe geschaffen« werden könne - »zugunsten der Kinder«. Eine gewisse Einschränkung reichte er im April nach: Tugendhat räumte ein, »noch zu wenig ... im Bereich der Behinderten« zu wissen, sprach sich jedoch in einem SWF-Beitrag vom 27. Mai 90 abermals für eine Erwägung des (von »Bioethikern« wie Singer und Engelhardt propagierten) »Person«-Begriffs aus, der es erlauben soll, daraus erschlossenen »Nicht-Personen« Rechte, darunter jenes auf Leben, abzusprechen.

Schon 1983, in »Retraktationen« (»Probleme der Ethik«, Stuttgart 1984), hatte Tugendhat keinen zwingenden Grund gesehen, »Kleinkinder, ungeborenes Leben, Tiere ... moralisch zu respektieren«, und Zweifel am »Ausmaß« des Problems geäußert. Neuerdings aber ist er diesbezüglich zu gültigen Aussagen gekommen und bezieht nun »Behinderte« ein. In einer Reaktion auf die Sprengung eines Philosophie-Hauptseminars zu Singers Ethik an der Freien Universität Berlin/West am 11.5.90 hat er zugegeben, daß »wir eine ohnehin diskriminierte Minderheit mit der Diskussion solcher Fragen bedrohen«,

bestand aber weiterhin darauf, daß es »Handlungsbedarf« gebe. Die Diskussion sei zwar »im negativen Interesse der Behinderten, ... aber zugleich im positiven Interesse aller«. Das moralische Dilemma könne gemildert werden, »wenn es uns, den über diese Fragen Philosphierenden, gelänge, die Behinderten wirklich miteinzubeziehen«. Schon in seinem SWF-Beitrag hatte Tugendhat den Utilitarismus für »viel besser geeignet« gehalten, »die verschiedenen Erweiterungen der moralischen Verantwortlichkeit verständlich zu machen«, »obwohl einige wenige zu leiden haben«.

Frau von Brentano, eine weitere Unterzeichnerin der »Erklärung«, distanzierte sich im April von Singer, stellte sich jedoch hinter die »Stoßrichtung« der »Erklärung«, ohne diese zu verdeutlichen, und räumte zugleich ein, Singers Schriften nicht genügend gekannt zu haben.

Peter Singer selbst meldete sich im Januar zu Wort. Im Editorial der von ihm in Melbourne edierten Zeitschrift »Bioethics« (1/90) schlug er nach einer eingehenden Schilderung seiner bundesdeutschen Erfahrungen im vergangenen Jahr die Gründung einer »international association of bioethics« vor, zum Ausgleich für »a near-total lack of a tradition of rational argument in practical ethics in Germany« und verglich die bundesdeutsche Ablehnung seiner Anschauungen mit Khomeinis »religious fundamentalism«. Im Editorial der April-Ausgabe berichtete er dann von »overwhelmingly favorable responses« von Direktoren bioethischer Institute überall in der Welt. Gedacht ist an einen Weltkongreß (zwei- oder dreijährig), der einer Vernetzung der Forscher und ihrer Institute dienen soll, vor allem aber der »defence of free speech«. Zugleich bietet die April-Ausgabe seines Blattes wieder Anregungen zum Thema »Euthanasie«. Als flankierende Maßnahme einer gesetzlich abgesicherten Tötung Schwerstgeschädigter wird dort die Ausbildung von »killer-doctors«, bzw. »telostricians« vorgeschlagen.

Während der Streit um Singer zu einem fruchtlosen Streit mit ihm zu werden scheint, werden die Umrisse einer im Gang befindlichen »bioethischen« Großoffensive sichtbar. Neben die amerikanische Schule (vgl. Konrad Heydenreich, Tristram Engelhardts schöne neue Welt, in: »Erziehung + Unterricht« Probeheft) tritt neuerdings eine bundesdeutsche, die nicht weniger zur Auseinandersetzung herausfordert. Brennpunkt ist hier das Bochumer »Zentrum für Medizinische Ethik«, eine »Gemeinnützige Vereinigung«, die unter dem Dach der Bochumer Ruhr-Universität mit dem Pharma-Unternehmen DUPHAR (Hannover) zusammenarbeitet. Prof. Sass, gemeinsam mit dem Sozialmediziner Prof. Viefhues Leiter des Zentrums, führt am Kennedy Center of Bioethics, Washington, seit 1987 jährliche Seminare »speziell für Teilnehmer aus dem deutschsprachigen Raum« durch, um einem»dringenden Nachholbedarf« in der Bundesrepublik in Sachen »Euthanasie, Abtreibung, dem moralischen Status von Tieren, Selbstmord oder Eigentumsrechte bezüglich des eigenen Körpers« zu begegnen. Während der Singerdebatte im letzten Jahr verabschiedeten die Teilnehmer des laufenden Seminars »a statement of support for freedom of discussion«.

Dem Intensivseminar in Washington vom 28.5. bis 9.6.90 wollte Prof. Sass noch im Juni ein Intensivseminar zum Thema CONSENSUS FORMATION in Bochum folgen lassen (im Rahmen der IV. Annual Conference Of The European Society For Philosophy Of Medicine And Health Care), dem sich ein CASE STUDY WORKSHOP anschließen sollte. Die Veranstaltung sollte unter dem Dach der Bochumer Universität stattfinden. In einer international versandten Einladung wurden Beiträge u.a. zu »Todeskriterien« und »Euthanasie« angefordert. Den gemeldeten Seminarteilnehmern wurden zur Meinungsbildung schließlich »Fälle« der medizinischen Praxis ausgegeben, u.a. zu schwerstgeschädigten Neugeborenen, wobei die Teilnehmer um Fall-Erörterungen und Entscheidungsprotokolle gebeten wurden. Daraufhin schlossen sich das Gen-Archiv in Essen und Behindertenverbände zu einem »Anti-Euthanasie-Forum Ruhrgebiet« zusammen und verständigten sich für den 9. Juni auf eine »Widerstandstagung« gegen den Bochumer Bioethik-Kongreß. Dabei sollte u.a. eine britische TV-Show gezeigt werden, deren Kandidaten (echte Patienten) um ihre Behandlung kämpfen. Das Publikum entscheidet nach Plädoyers von ‘Anwälten’ über die Vergabe der lebensrettenden Behandlung. Auch aufgrund der Presseberichterstattung und massiver Proteste kündigte das Rektorat am 5. Juni seine Schirmherrschaft für den Bochumer Kongreß auf, der darauf in die Niederlande auswich, ein Ausweg, den bereits das im Frühsommer 1989 geplatzte Lebenshilfe-Symposium gewählt hatte. In offenen Briefen bestreiten Sass und Viefhues, der Bochumer Kongreß habe mit Euthanasie zu tun gehabt. Die Universität beklagte, der »pluralistischen Wissenschaft« sei Schaden zugefügt worden.

Die Konturen einer institutionellen Einbettung der Bochumer in die angelsächsische »Bioethik« werden derweil in Umrissen deutlich. So firmiert Prof. Sass in Engelhardts »Foundation of Bioethics« (1986) mit anderen als fachlicher Berater und steuert Anregungen bei. Auf einem Tübinger Symposium im selben Jahr, mitgetragen von der Landesregierung Baden-Württemberg, vertritt mit Prof. Dieter Birnbacher neben Sass ein weiterer deutscher Philosoph dezidiert »bioethische« Positionen. Birnbacher stützt sich in seinem ebenfalls 1986 erschienenen und umstrittenen Aufsatz »Prolegomena zu einer Ethik der Quantitäten« (»Ratio« 1986/1), in dem die Verhinderung der »Geburt unglücklicher Kinder« utilitaristisch empfohlen wird, auf die US-Bioethik, darunter auf Engelhardt und Joseph Fletcher. Während dieser in Singers »Praktischer Ethik« von 1979 als »protestantischer Theologe« firmiert, begegnet uns in der Presseberichterstattung zu Sass’ Washingtoner Bioethik-Kurs von 1987 John Fletcher als Direktor des Bioethischen Programms am NIH (National Institute of Health), jener Institution, die während der letzten Jahre mit riskanten gentechnologischen Versuchen am Menschen für Schlagzeilen sorgte. Fletcher und Engelhardt werden von Prof. Viefhues, neben Sass Leiter des Bochumer »Zentrums«, in seiner Schrift »Ethische Probleme der Transplantation«) (in: »Ethik und

Organtransplantation«, als »christliche«, bzw. »humanistische« Denker vorgestellt. Beide finden sich auch im »Editorial Board« von Peter Singers »Bioethics«. Verbindungen zu Singer und Kuhse hat auch die »Deutsche Gesellschaft für Humanes Sterben«.

Kontakte in die Bundesrepublik brachten Engelhardt, texanischer Abkömmling deutscher Auswanderer und längere Zeit am Kennedy-Institut (Direktor für die Europäische Sektion seit 1981: Prof. Sass), eine Gastprofessur am »Wissenschaftskolleg Berlin« vom Sommer 1988 bis Sommer 1989. Eine deutsche Ausgabe seiner »Foundation« im Springer-Verlag war schon für Ende 1989 angekündigt, wurde dann auf Mitte 1990 verschoben und soll nun im Sommer 1991 erfolgen. Bereits 1987 nahmen ein Vertreter des Springer-Verlags sowie die Herausgeber von »Arzt und Christ«, Stuttgart, am Intensivkurs von Prof. Sass im Washingtoner Kennedy-Institute teil. Sass stellt »Arzt und Christ« als medizinisches Periodikum in eine Reihe mit Singers »Bioethics«, Engelhardts »Journal of Medicine and Philosophy« sowie dem »Hastings Center Report« (seit einiger Zeit verantwortlich: Tristram Engelhardt).

Mit Springer und Reclam kommen dabei deutsche Großverlage in den Blick, die seit Jahren zielstrebig eine Öffnung des deutschen Philosophiemarkts für die angelsächsische Bioethik und verwandte Denkströmungen betreiben. So zeichnet Norbert Hoerster, Ziehvater des Duisburger Philosophen Hartmut Kliemt, in der Reclam-Reihe »Arbeitstexte für den Unterricht« als Herausgeber des Bandes »Religionskritik« verantwortlich, dem thematischen Steckenpferd der Bioethik. In Sass' »Medizin und Ethik« etwa führt Hoerster die Zustimmung von (ungenannten) Theologen zu »einem modernen Massenvernichtungskrieg« als Begründung dafür an, daß das »göttliche Tötungsverbot ... zur Erlösung eines schwer leidenden, lebensunwilligen Individuums durchbrochen werden darf«. Eine zielstrebige Hinwendung des Reclam-Verlags zur konservativen angelsächsischen Szene belegen auch die Neuerscheinungen dieses Jahres. Eine »ganz kurze Einführung in die Philosophie« bietet da der Amerikaner Thomas Nagel unter dem Titel »Was bedeutet das alles?« Nagels »beachtenswerte individuelle Versuche« (während der inneramerikanischen Kampagne gegen Quoten für Minderheiten) hat bereits Peter Singer in der deutschen Reclam-Ausgabe seiner »praktischen Ethik« gelobt. Kein Wunder, daß auch im kürzlich von Initiativgruppen verhinderten FU-Hauptseminar zu Singers Ethik neben der derweil bekannten bioethischen US-Literatur auch Nagel-Schriften diskutiert werden sollten.

Der Übersetzer des Reclam-Bändchens, Michael Gebauer, spricht von einem »gefeierten Philosophieprofessor« und stellt die Publikation der Schrift in aktuelle Bezüge: »Bei uns hat es eher den Anschein, als ob die besten - wenn auch kurioserweise nicht die meistgeschätzten - Neuerscheinungen oder Lehrveranstaltungen die beeindruckenden philosophischen Fortschritte nur noch mit mehr oder weniger Verständnis nachvollziehen können, die sich ... nicht zufällig in der analytischen Philosophie der angelsächsischen Länder ereignet haben.« Dieses verdeckte Lob für Singer und Kliemt und die Abwertung ihrer Gegner kommt nicht von ungefähr: Dr. Dietrich Klose, Reclam-Lektor für Anglistik und Philosophie und zuständig auch für das Nagel-Bändchen, zeichnete schon für die Herausgabe von Singers »Praktischer Ethik« verantwortlich, die er auch inhaltlich befürwortete. Man darf auf weitere Publikationen des Reclam-Verlags gespannt sein.

Die Versorgung von Schule und Unterricht mit bioethischer Propädeutik betreibt auch der Schulfunk des Süddeutschen Rundfunks Stuttgart in Heidelberg. Die Begleitbroschüre zu einer Anfang des Jahres gesendeten sechsteiligen Hörfunkserie zu »Die neue Schöpfung« (ohne Fragezeichen), einer als Wissenschaftskrimi konzipierten Einführung in die Gen-Technologie, empfiehlt Biologielehrern u.a. Singers Buch »The Reproduction Revolution« (1984) sowie Titel von Joseph Fletcher und Friedrich Vogel, Heidelberg. Zur Abrundung des Angebots für den schulischen Hausgebrauch bietet die Broschüre Originaltexte der »Edition Roche«, Basel.

Auch sonst hält sich der technologieabhängige Süden Optionen offen. Informelle Kontakte zu Engelhardts Lehrstuhl und zu anderen Bioethikern an der Georgetown-University und am angegliederten Kennedy-Institute of Ethics unterhält seit Jahren die »Forschungsstelle Ethik in den Naturwissenschaften« der Universität Tübingen, eine interdisziplinär getragene Einrichtung. Sie fungierte neben der Landesregierung Baden-Württemberg und dem Stifterverband für dieDeutsche Wissenschaft als Organisator des gentechnologischen Symposiums 1986, auf dem Birnbachers, Sass(und Engelhardts Beiträge kritisch aufgenommen wurden. Der Sprecher der Forschungsstelle, der Theologe Prof. Dietmar Mieth, sieht eine »Konkurrenz« zwischen einem »Schöpfungsfrieden, den Menschen nicht herstellen können, und dem Risiko-Ethos von Wissenschaft und Technik auf dem Weg zu Zielen, die im einzelnen durchaus verständlich sind«. Der theologische Bezugspunkt bleibe aber eine »ständige Provokation«, über unsere Vorstellungen »nachzudenken«.

Bereits 1972 hatte Mieth eingeräumt, die »Zeiten einer weitgehenden Übereinstimmung von kirchlichem, gesellschaftlichem und rechtlichem Sittenverständnis« seien vorbei, wobei er u.a. auf Joseph Fletchers bereits 1967 deutsch erschienenes Buch »Moral ohne Normen?« verwies. Wie aber findet dann noch »Provokation« als ethisches Korrektiv seinen Weg zum vorausstürmenden Risiko-Ethos? Mieth schwebt vor, »Verständigungsmodelle in der Wissenschaft zu entwickeln, die eine ethische Begleitung naturwissenschaftlicher Forschung und technologischer Ergebnisse gestatten« (»Concilium«, 3/89). »Provokation« schrumpft zu managementinterner Manöverkritik. Auch in anderer Hinsicht nähert sich Mieth der Perspektive derer, die provoziert werden sollen. Während Engelhardt Staat und Gesetzgeber vom

bioethischen Management möglichst ganz fernhalten will, plädiert Sass für die »Reduktion staatlichen Risikomanagements«. Ganz in diesem Sinne übernimmt Mieth die sozialtechnokratisch-politische Perspektive der US-Bioethik, die sich als eigenständige Macht neben Parlament, Staat und Verwaltung etablieren möchte und damit nicht nur organisatorisch, sondern auch ideologisch freie Hand einfordert: »Nun stellen sich gerade in der Bioethik nicht nur und nicht einmal vorrangig Fragen der individuellen Entscheidung des richtigen Handelns, sondern Fragen des Gemeinwohls, über die gesellschaftliche Gruppen (z.B. wissenschaftliche Gremien); informelle Gruppen, die Meinungsbilder in der Gesellschaft bestimmen; ökonomische Betriebseinheiten nach den Maximen der Subsidiarität mitbefinden«, wobei »Konsensbedarf« entsteht und die »Übersetzbarkeit verschiedener Ansätze und verschiedener Sinneinsichten« zur ersten Pflicht wird. »Provokation« schrumpft damit weiter zur »säkularen« Ethik, die sicherstellt, »daß Konflikte möglichst reduziert werden«, wenn das Risiko-Ethos sich Bahn schafft.

Von der Übernahme der bioethischen Perspektive, als Preis des Dabeiseins, zur Übernahme des »Risiko-Ethos« der Urheber scheint freilich nur ein kleiner Schritt zu sein. So werden andere katholische Moraltheologen bereits zu Anwälten der Sache, die sie begleitend bändigen wollten. Anläßlich seiner Einsetzung zum Vorsitzenden einer Kommission des Ministeriums für Forschung und Technologie, die über soziale Folgen der Genomanalyse beraten soll, meinte Prof. Böckle, Bonn, das Ergebnis vorwegnehmend, er sehe seine Aufgabe vor allem darin, von »unten« in der Gesellschaft ein Verständnis für die Erforschung des menschlichen Erbguts zu wecken. Sie beinhalte »für den Menschen auch sehr viele Chancen«. Auch Böckle geht es weniger um »individuelle Probleme«. Nicht der einzelne Mensch als Urheber oder Ziel von Wissenschaft und Technologie, somit als Ort von Verantwortung, sondern »der Mensch« als Gattung wird so auch aus theologischer Sicht zum Feld einer kreativen Zukunftsaufgabe, wie sie etwa Tristram Engelhardt, in Fortschreibung der Visionen des Londoner CIBA-Symposiums »Man and his Future« und des Soziobiologen E.O. Wilson (»Biologie als Schicksal«, 1980) auf dem Tübinger Symposium 1986 umriß: »Obwohl Technologie, kurzfristig betrachtet, die Welt immer mehr zu einer großen Gemeinschaft zusammenfügen wird, in der die verschiedenen menschlichen Rassen immer enger zusammenwirken werden, wird sich, längerfristig betrachtet, die Möglichkeit bieten, sich in verschiedene Spezies aufzuspalten. Solche Spezies werden vielleicht nicht nur grundverschieden, sondern unfähig sein, sich zu kreuzen, was unsere Nachkommen in biologisch einzigartige und unabhängige Gemeinschaften aufteilen wird.«

Einer Bioethik der philosophisch-theologischen »Begleitung« steht eine Bioethik des Tuns gegenüber. Hier sei der Gynäkologe Prof. F. Beller (Münster) genannt, der wie Prof. Sass in den USA (Iowa) arbeitet und dem Bochumer »Zentrum« nahesteht. Bekannt wurde Beller, bis 1987 in verschiedenen Gremien der Bundesärztekammer, u.a. Vertreter des »Arbeitskreises Medizinischer Ethikkommissionen«, als er (gemeinsam mit seinem Kollegen Holzgreve) 1987 Müttern empfahl, ihre anenzephalen Kinder (gehirnlos, jedoch mit Hirnstamm) weiter auszutragen, bis deren Nieren transplantabel seien. Im Mai 1987 erfolgte die Transplantation auf drei Empfänger im Alter von 4, 9 und 25 Jahren, wobei Beller die Hirntoddefinition unterlief. In der Schriftenreihe »Bochumer Materialien zur Medizinethik« (Heft 17, April 88) erörterte er das Thema unter dem Titel »Hirnleben und Hirntod«. Seine Spezialisierung auf Anenzephale reicht jedoch weiter zurück. Bereits 1980 thematisierte er den »Schutz von menschlichem Zellmaterial« bei Anenzephalen, die er »klinisch Toten mit erhaltenen Lebensfunktionen«, also Organspendern, gleichsetzt. Hans-Bernhard Würmeling, Teilnehmer des Washingtoner Sass-Seminars 1987 und Mitherausgeber des Bands »Pränatale Diagnostik« (Braunschweig 1989), weist dort darauf hin, daß das Gehirn »schon einmal, und wir erinnern uns an BINDING und HOCHE«, Kriterium war, um Geisteskranke als »leere Menschenhülsen« zu definieren. »Können wir uns dagegen abtrennen und haltbare Grenzen aufzeigen?« G. Hirsch stützt im selben Band Bellers Vorgehen: »Zur Lösung dieses Problems wird in der Rechtslehre der anenzephale Fet für tot erklärt. Eine tote Leibesfrucht kann auch nach Ablauf der genannten Frist beseitigt werden.«

Die Schriftenreihe des »Bochumer Zentrums für medizinische Ethik« versteht sich als Multiplikator in internationalem Maßstab. Neben Schriften von US-Bioethikern (Engelhardt, Veatch u.a.), die auf die bundesdeutsche Praxis zielen, stehen bundesdeutsche Aufsätze, die in die internationale Bioethik wirken sollen. Von besonderer Bedeutung scheint dabei der »Bochumer Arbeitsbogen« zu sein, der in englischer, spanischer, portugiesischer (Lateinamerika), japanischer und chinesischer (Volksrepublik China) Übersetzung vorliegt (Autoren: Hans-Martin Sass und Herbert Viefhues). Es handelt sich um eine Check-Liste, anhand derer Behandlungsteams und Ethikkommissionen zu Entscheidungen in Einzelfällen kommen sollen. Der »Bogen« dient nicht nur als Trainingsmaterial in den Washingtoner Seminaren von Sass, sondern wurde auch allen Teilnehmern des Kongresses zugestellt, für den die Uni Bochum im Juni 90 ihre Schirmherrschaft zurückzog.

Die Singer-Debatte hat nicht nur ein latentes inhaltliches Interesse deutscher Philosophen an Euthanasie-Konzepten öffentlich gemacht, so z.B. durch die von Ursula Wolf, Habermas-Schülerin und Kollegin Ernst Tugendhats, mitinitiierte »Berliner Erklärung« vom Dezember 89, die sich entlastend an eine »weltweite« oder auch »angelsächsische« Diskussion anlehnt. Im Rückblick wurde plötzlich auch die bereits 15 Jahre andauernde Euthanasie-Kampagne der »Zeit« aufgedeckt (Oliver Tolmein in KONKRET 6/90) und deren Strategie beleuchtet (Siegfried Jäger, »Der Singer-Diskurs«, Vortrag zur Duisburger Ringvorlesung). Ohne Singer wären auch die aktuelle, praktisch-organisatorisch ausgerichtete Strategie des

Bochumer Zentrums für Medizinethik und seine Einbettung in die bioethische »Internationale« weitgehend unbemerkt geblieben.

Zusammenhänge anderer Art verbinden sich seit dieser Debatte aber mit Professoren wie etwa Georg Meggle, Saarbrücken. In einem Protestschreiben Meggles an den Dekan des FB 13 der Uni Dortmund vom 15.6.89, das vor Sanktionen gegen die Professoren Anstötz und Leyendecker warnt (sie hatten Singer nach Dortmund geladen), verweist der Philosoph auf Richard M. Hare als dem »wohl bekanntesten und einflußreichsten Moraltheoretiker der Gegenwart«, »bei dem im übrigen Prof. Singer wie auch ich selbst studiert hatten«. Daß der bundesdeutsche Eklat um Singer tatsächlich vor allem Hare und dessen »Schule« traf, zeigte dessen entsetzte Reaktion auf die Auseinandersetzungen in einem Brief an die »Zeit«. Wie Sass hat freilich auch Hare den gewohnten philosophischen Grund schon längst gegen bioethische Argumente eingetauscht und arbeitet nun, statt in Oxford, an der University of Florida. Eher allgemeinphilosophische Titel wie »The Language of Morals« (1952) oder »Freedom and Reason« (1963, deutsche Ausgabe »Freiheit und Vernunft«, 1983; Übersetzer: Georg Meggle) haben längst Artikeln u.a. in Peter Singers »Bioethics« Platz gemacht. Eine eingehende Untersuchung der Bedeutung Hares in bioethischer Hinsicht steht allerdings noch aus. Der Stuttgarter Reclam-Verlag zumindest scheint auf Geduld und Gewöhnung zu setzen: Unter den Neuerscheinungen im Frühjahr 90 findet sich eine ältere »Platon«-Einführung Hares, allerdings gewürzt mit der bereits von Meggle bemühten Prospekt-Werbeformel von Hare als dem »führenden Moralphilosophen unserer Zeit«. Repräsentativer für Hares gegenwärtige Moral-Interessen dürften neuere Artikel wie »Das mißgebildete Kind« sein, den Ernst Klee (»Zeit«, 11.5.90) zum Anlaß nahm, dem Autor eine »Psychotherapie« zu empfehlen. Den von Hare dort als Hilfe zu ethischer Entscheidungsfindung angebotenen »pränatalen Dialog« zwischen einem behinderten Fötus und einem noch nicht gezeugten »nächsten« Kind hat Ernst Tugendhat als »kontrafaktischen, fiktiven Dialog« in anderer Form in seinem SWF-Vortrag wieder aufgegriffen.

Dem Hare-Schüler Georg Meggle blieb es vorbehalten, den bundesdeutschen Widerstand gegen Singer und die Bioethik als »neue Form des Antisemitismus« zu charakterisieren (»Semit« 3/90) und die geistige Haltung der Gegner wie folgt zu beschreiben: »Ein Jude muß krank sein, wenn er so denkt, wie Singer nun einmal denkt.« Darüber hinaus hat es heftige Kritik an dem Zurückweichen seiner Kollegen vor »Verhinderungen von Singer-Veranstaltungen« und an fehlendem Bekenntniswillen geübt. Dies soll nun allerdings anders werden: Seit Ende Mai führt Meggle die »Gesellschaft für analytische Philosophie«, deren Ziel es ist, »öffentlich Farbe zu bekennen« und die Öffnung der universitären deutschen Philosophie entschiedener als bisher voranzutreiben.

Über der aktuellen bioethischen Offensive sollte man die »Vorarbeit« dazu jedoch nicht übersehen. Die Wiedereingliederung der bundesdeutschen Humangenetik in den internationalen Kontext betreibt als »von der Vergangenheit unbelasteter Humangenetiker« seit vielen Jahren Prof. Friedrich Vogel, Dekan der Medizinischen Gesamtfakultät, der Fakultät für Theoretische Medizin, und Direktor des Instituts für Humangenetik und Anthropologie der Universität Heidelberg. Eine Laudatio (»Friedrich Vogel zum 65. Geburtstag«, »Rhein-Neckar-Zeitung« v. 6. März 1990) unterstreicht, es sei maßgeblich sein Verdienst, »daß die Humangenetik nach dem Krieg in Deutschland als ein ganz der Rationalität verpflichtetes Fach, frei von ideologischen Vorurteilen, etabliert wird«. Weiter: »Es ist ganz maßgeblich das Verdienst der internationalen Reputation von Friedrich Vogel, daß der internationale Kongreß für Humangenetik ... in Berlin stattfand, seit 1927 der erste große internationale Genetik-Kongreß überhaupt, der wieder nach Deutschland vergeben wurde. Er dokumentiert ein Stück Vergangenheitsbewältigung, in mancher Sicht einen neuen Anfang.«

Ludger Weß wird später (in: »1999« 1/87) über Vogels Berliner Referat schreiben: »Man sieht ihm an, daß er nahezu sein gesamtes wissenschaftliches Leben unter den Tätern verbracht hat, deren Schuld er nach wie vor nicht erkennen kann. ... Nicht nur diese Bitburg-Mentalität des Wir-sind-alle-Opfer, auch das Kohl-Wort von der ‘Gnade der späten Geburt’ läßt er nicht aus, um selbstgerecht die Unschuld und die Sensibilität der bundesdeutschen Humangenetiker zu behaupten.« - »Es ist ein unglaublicher Skandal, daß 1986 deutsche medizinische Genetiker eine deutschstämmige Propagandistin der Vernichtung ‘lebensunwerten Lebens’ zu einem Humangenetik-Kongreß einladen lassen, dieses Konzept kommentarlos anhören und als Ethik für das anbrechende ‘goldene Zeitalter der Genetik’ ohne weiteres akzeptieren.«

Gemeint ist das Referat Helga Kuhses (Abteilungsdirektorin an Peter Singers Zentrum für Bioethik der Monash-University Melbourne), dessen Inhalt Weß so zusammenfaßt: »Im Rahmen dieser Ethik ist es möglich und notwendig, lebenswertes und lebensunwertes Leben zu unterscheiden und das lebensunwerte zu vernichten.« Während des Kongresses verkaufte die Referentin das von ihr gemeinsam mit Singer verfaßte Buch »Should the baby live? The Problem of handicapped children«, Oxford 1985). Kuhses Kongreßbeitrag wurde von Friedrich Vogel weiterbetreut. Unter dem Titel »Ethical Issues in Reproductive Alternatives for Genetic Indications« erschien er in ausgearbeiteter Form 1987 im Sammelband »Human Genetics - Precedings of the 7th Int. Congr. of Human Genetics« bei Springer, herausgegeben von F. Vogel und K. Sperling.

Dieses Werk stellte sicher, daß Helga Kuhse dank der »internationalen Reputation von Friedrich Vogel« auch das »Deutsche Ärzteblatt« überzeugte. Im Heft 16 (19.4.90) konnte sie ihre und Singers Thesen auch endlich im Herzen der deutschen Ärztezunft vertreten. Titel: »Warum Fragen der aktiven und passiven Euthanasie auch in Deutschland

unvermeidlich sind«. Kuhse beschreibt darin die bundesdeutsche Haltung mit Hilfe einer in der bioethischen US-Rhetorik beliebten Beleg-Episode aus dem Bereich der Verhaltensbiologie: »Wann immer der ostafrikanische Stamm der Nuer entschied, daß ein schwergeschädigtes neugeborenes Kind nicht leben sollte, dann wurde das Kind als ein versehentlich von menschlichen Eltern geborenes Nilpferd klassifiziert.« Die bundesdeutsche Gesellschaft sei »dem Stamme der Nuer nicht unähnlich«. Den platten Rassismus derartiger Episoden und die Verkehrung von Singers Mensch-Tier-Gleichung in eine Haltung derer, die ihn bekämpfen, fand Reinhard Merkel in einem »Zeit«-Artikel offenbar unwiderstehlich: Er zitierte Kuhses »Geschichte« als Spiegel »der öffentlichen Gehirnzustände« hierzulande (»Zeit«, 6.7.90).

Ein anderer Arbeitsschwerpunkt von Vogels humangenetischem Institut, die genetische Familienberatung, steht unter dem Motto »Wir nennen das Risiko - Entscheidungen können wir den Eltern nicht abnehmen«. In einem Gespräch mit »Lebenshilfe«-Redakteuren (vgl. »Lebenshilfe-Zeitung«, Februar 1984) berichteten Prof. Vogel und Prof. Traute Schroeder-Kurth, in den letzten Jahren hätten sich »in Heidelberg nur zwei Familien gegen den Schwangerschaftsabbruch entschieden«. Frau Schroeder-Kurth, beim abgesagten Lebenshilfe-Symposium im Juni 89 als Moderatorin der Sektion »Humangenetik - Genetische Beratung« vorgesehen, umschrieb damit den Zusammenhang »von genetischer Beratung/Pränataldiagnostik und den verschiedenen Reproduktionstechnologien« (Weß), der auf dem von Vogel federführend organisierten Berliner Kongreß eine bestimmende Rolle spielte. Die dort vorgestellte Studie »Ethics and Human Genetics« (publiziert 1988 bei Springer) plädiert für eine Beratung, die Familien mit »hohem Risiko« den Verzicht auf eigene Kinder nahelegt und alternativ ein Kind »durch Ei- oder Samenspende« vorschlägt. John Fletcher, einer ihrer Autoren, besuchte bereits 1984 das Heidelberger Institut zur »Vorbereitung für das Buch«, in dem auch Frau Schroeder-Kurth mit einem Beitrag über bundesdeutsche Indikationsstellungen in 45 »Laboratorien« vertreten ist.

Fletchers Beiträge zur »dualen« Beratung reichen weit zurück. Als immer noch aktuell gilt im Fach sein vor fast 20 Jahren gemeinsam mit anderen vorgelegter Hastings Center Report mit eingehenden Vorschlägen zum Beratungsverfahren. Auch Joseph Fletchers Aufsatz »Indicators of Humanhood«, der die Bioethik und damit Peter Singer mit dem für sie typischen »Person«-Begriff versorgte, erschien in diesem Zusammenhang, aus dem Vogels Arbeit zu verstehen ist. Fletchers Bedeutung als Vordenker im Bereich »Euthanasie« unterstreichen Artikel, die ins Jahr 1970 zurückreichen und in der voluminösen Dokumentation von Jay Katz (»Experimentation with Human Beings«, New York 1972) bereits ihren Niederschlag fanden. Nach E. Agius schließlich (»Concilium« 3/89) besteht praktisch kein Unterschied zwischen Fletchers humantechnologischen Visionen und denen, die Tristram Engelhardt beim Tübinger Symposium 1986 vertrat. Friedrich Vogel reiht sich hier unauffällig ein: »Man wird in Zukunft jedem Kind eine Liste seiner genetischen Polymorphismen in die Wiege legen zusammen mit den daraus folgenden Gefährdungen, die im Laufe des Lebens zu vermeiden sind.«

Auch in anderer Hinsicht spiegeln Themen und Referenten des Berliner Kongresses die Arbeitsschwerpunkte Vogels und damit deren »bioethische« Ausrichtung. Die humangenetische »Beforschung« ethnischer Enklaven der Dritten Welt mit »Mutationen« und »kostbaren genetischen Besonderheiten« mit dem Ziel, »die ökologische Krise durch Selektion von geeigneten Individuen und Bevölkerungen zu lösen« (Weß), die sogenannte »Populationsgenetik«, führte auch Vogel in der Vergangenheit (als Gastprofessor in Delhi) nach Indien. Das Steckenpferd der amerikanischen Soziobiologie, das Postulat der Vererbbarkeit psychischer und Verhaltenseigenschaften, findet sich im Kongreßprogramm wie in Vogels Publizistik und Vernetzungsarbeit. Bereits 1980 stellte Vogel statistische Korrelationen zwischen Hirnströmen von »Überträgern« und stoffwechselbedingten »Persönlichkeitsmerkmalen« her. So können langjährige, institutionelle Kontakte Vogels zur amerikanischen »Verhaltensgenetik« nicht überraschen. Jeweils für die Dauer eines akademischen Jahres ist Vogel Fellow am Center for Advanced Study in Behavioral Sciences in Stanford und am Berliner »Wissenschaftskolleg«. Im Jahr 1988, als die Freie Universität Vogel den medizinischen Ehrendoktor verlieh, war - wie erwähnt - dort auch H. Tristram Engelhardt jr. zu Gast, Philosoph, Mediziner und »praktizierender Katholik«.

Soziobiologie und Bioethik entfalten ihre Wirkung also keineswegs allein in eugenischem und humantechnologischem Aktionismus. Ihr ideologischer Kern, die deterministische Ruhigstellung gesellschaftlicher Bewegung mit dem Ziel der manipulativen Steuerung, erhebt massive politische Ansprüche. Was die Bundesrepublik betrifft, erleichterte in der Vergangenheit die personelle wie institutionelle Kontinuität, die rechtsextreme Herkunft dieser Ansprüche zu erkennen, besonders im universitären Bereich. So weigerte sich die »Deutsche Gesellschaft für Anthropologie und Humangenetik«, die den Berliner Genetik-Kongreß federführend ausrichtete, jahrelang erfolgreich, die Anthropologin Prof. Erhardt aus ihren Reihen auszuschließen. Erhardt, im 3. Reich Mitarbeiterin einer »rassenhygienischen« Forschungsstelle und mit der Anlage eines sogenannten »Zigeunersippenarchivs« betraut, habilitierte 1950 über dieses Archiv, wurde Tübinger Professorin und erhielt 1966 für ihre Weiterarbeit an ihrem Projekt Gelder der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Auch in einem 1981 von angesehenen Professoren verfaßten »Heidelberger Manifest« finden sich Elemente platten Neofaschismus': »Jedes Volk, auch das Deutsche Volk hat ein Naturrecht auf Erhaltung seiner Identität und Eigenart in seinem Wohngebiet.« Ebensowenig kann das folgende Zitat aus einer Schrift (1981) der »Gesellschaft für biologische Anthropologie, Eugenik und Verhaltensforschung« trotz soziobiologischer Maskerade seine faschistische Herkunft leugnen: »Politiker verletzen ihre heilige Pflicht, wenn sie zulassen, daß Fremdrassige ihre Ressourcen durch die

Eroberung heimischer Ressourcen vergrößern, wenn die heimischen Frauen-Ressourcen erobert werden und durch Vermischung ein Gen-Chaos entsteht.«

Zwar gehen US-Soziobiologie und US-Bioethik einen anderen Weg - aber zu den gleichen Zielen. Einen Hinweis hierzu hat wieder Peter Singer geliefert. Im Nachwort zur »Praktischen Ethik« zitiert Jean-Claude Wolf aus Singers ebenfalls 1981 erschienenem Buch: »The Expanding Circle«: »Eine Ethik für menschliche Wesen muß die Menschen nehmen, wie sie sind«, und ergänzt: »Wir müssen an die biologischen und sozialen Gegebenheiten anknüpfen.« Was damit gemeint ist, lehrt der Untertitel des Singerbuchs, den Wolf vorsichtshalber wegließ: »Ethics und Sociobiology«. Hans-Martin Sass hat deren Verknüpfung in die These gefaßt: »Spezielle religiöse oder philosophische Wertbegründungen haben keine universale Plausibilität ... Verantwortungsabkoppelungen entlasten Konsensbildung«. Mit anderen Worten: Jede Wertbegründung ist so plausibel oder unplausibel wie die andere. Durch die Hintertür gewinnt so jede Moralvorstellung naturwüchsige Notwendigkeit und deterministische Legitimation: Rassismus wie universalistische Ethik werden zu gleichberechtigten Wettbewerbern im vorgeblich »pluralistischen« Konzert einer »säkulären« Ethik, die nach richtig oder falsch, d.h. nach Gerechtigkeit nicht mehr fragen soll. Wie im Paradewerk der Bioethics, Engelhardts »The Foundation of Bioethics«, mustergültig durchgeführt, hatdie bioethische Offensive aus den USA den Muff der neofaschistischen Hinterzimmer abgelegt und verbindet ihre militante Forderung nach gleichberechtigter »free speech« mit einer »neuen Freundlichkeit«, mit dem Image sportlicher Fairneß und sympathischer Frische, mit »Modernität«.

Die neuesten Beispiele einer deutschen Adaption der bioethischen Legitimationsformel für weniger anstrengende Moralkonzepte, wie sie Soziobiologie und Bioethik lancieren möchten, hat - vom Olymp der deutschen Philosophie - Ernst Tugendhat in seinem SWF-Vortrag geliefert: »Wie sich an vielen Problemen zeigt, z.B. an der Frage der Einwanderung und des Asyls sowie an der Frage, wie weit die Verarmung in der Dritten Welt unser moralisches Problem ist, stehen sich hier ein mehr universalistisches und ein mehr ethnozentrisches Moralbewußtsein gegenüber.« Ethnozentrik (was anderes als Rassismus, Nationalismus und bornierter Egoismus könnte dies sein?) wird hier nicht nur als »bewußte« und daher legitime Moralentscheidung in den Bereich der seriösen Philosophie heimgeholt und mit »Würde« ausgestattet. Mit der utilitarischen Abschaffung von Verantwortung als verbindlicher Norm für alle überläßt es die Bioethik anderen, sich»universalistisch« an den Folgen von Verantwortungslosigkeit abzuarbeiten. Es ist nicht überraschend, daß der Begriff der Verantwortung und damit Hans Jonas' »Prinzip Verantwortung« unter besonderen bioethischen Beschuß genommen wird. So erledigt Ernst Tugendhat Jonas, indem er die »Frage« nach unserer moralischen Verantwortung gegenüber späteren Generationen lediglich nicht bejaht und sorgt andererseits vor: »So könnte sich ergeben, daß es Menschen gibt, denen gegenüber wir überhaupt keine moralische Verantwortung haben.« Hans-Martin Sass seinerseits nennt Jonas' Ethik »defensiv« und schädlich insofern, als sie der »Verantwortungsabkoppelung« entgegenstehe, der Entlastung »von der Notwendigkeit eines gemeinsamen wertbegründeten Werthandelns«.

Die Aufteilung der Menschheit in »Macher« und »Dulder«, wie sie sich im bioethischen Kalkül über »Personen« und »Nicht-Personen« fortsetzt, kann aber nicht einmal vor den Augen der philosophisch gewitzten Urheber selbst noch als »Ethik« durchgehen. So meint schon Engelhardt: »This approach ... cannot ground a concrete ethic.« Daß damit auch ein »philosophischer« Anspruch entfällt, bekümmert allerdings Tugendhat kaum: »Ob man diese allgemeine Reflexion als Philosophie bezeichnet, ist gleichgültig.« In der »taz« (6.6.90) hat er schließlich ein Beispiel jener Mischung aus Sarkasmus und Herablassung geliefert, die entsteht, wenn sich die »neue Verantwortungslosigkeit« mit »neuer Freundlichkeit« paart. »Als ich mir jetzt die 'Erklärung der Berliner Philosophen' ... wieder ansah, die ich mitunterschrieben habe, konnte ich sie nur mit Kopfschütteln lesen. Kein Wort des Verständnisses für die Betroffenheit der Behinderten.«

Jobst Paul und Siegfried Jäger haben die Broschüre »Von Menschen und Schweinen - Der Singer-Diskurs und seine Funktion für den Neo-Rassismus« veröffentlicht. Zu beziehen über das Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung, Tel. 0203-20249

Jobst Paul ist Philosophielehrer und lebt in Süddeutschland

Konkret 01/91, S. 72

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Plädoyer für 24 mal Lachen in der Sekunde

Neben vielen vielen viel zu vielen Elendern in Deutschland ist das Elend der deutschen Filmkritik das erbärmlichste und, ich saach ma so: Das zu verdammendste! An Louis de Funes haben sie herumgemäkelt, die Ghostbusters waren ihnen nicht gut genug, Otto hätte es ihnen toller treiben sollen und nun ziehen sie dieser Tage von den Alpen (Heiko Küffner in der »SZ«) bis zur See (Jan Dreier in der »Hamburger Morgenpost«) über »Werner beinhart« her: Der Zeichentricktreck Brösels durch den wilden Norden sei »aufgekochter alter Bockmist« und »das Drumherum in Realzelluloid« (»ärgerlicher Papp«, Jan Dreier) »is auch ganz schön schwachsinnich - der Ernst Kahl hat sich in seinen Comics und Cartoons (‘Das neue Bestiarium perversum`) auch schon besseres einfallen lassen als das Drehbuch für den Film jetzt« (Heiko Küffner).

Was? *Was* wissen Küffner und Dreier, diese zwei ausgeblasenen Eier, ihr von keiner Kenntnis getrübtes Ahnungslosigkeitswässerchen aus der Besserwisserblase ausscheidend, von einer, hunderte von Menschenschicksalen bündelnden Filmgroßbaustelle wie »Werner beinhart«? So ein Objekt ist doch nicht vergleichbar mit Goethes Gedicht vom Ein- und Ausatmen, einem handtellergroßen preußischen Königsporträt seitens Chodowieckis, einem Krippenspiel in St. Ottilien oder sonst was sogenanntem »Künstlerischem«. Sondern bei einem solchen Film spielen doch gewisse Gesetzmäßigkeiten mit, wie wir sie beispielsweise bei der Untertunnelung des Ärmelkanals antreffen. Da gehts doch um immense Nullen hinter der eins, da gehts doch um Arbeitsplätze noch und noch, da wollen Hunderte von Werner-Animateuren menschenwürdig entlohnt, untergebracht und verpflegt werden, da gehts um Urlaubs- und Krankentagegeld, daß die Zeichner alle vierzehn Tage zu ihren Familien heimdürfen und wie die Fahrtkosten abgerechnet werden zwischen A’nehmer und A’geber, da gehts um Gewinnbeteiligung ja oder nein, europäische und globale Rechte et et et, und: Da will auch Eichinger, der Produzent, einmal mental gewürdigt werden, wie er sich, mitten im Niemandsland zwischen Flop und Hit, wünscht, ein Tausendfüßler zu sein, um nur ja Tag und Nacht scharren zu können vor den geizkrägigen Bänkern, die natürlich lieber in sicheres Giftgas als in unsicheren Humor investieren. Aber »Werner beinhart«, den Millionen brauchen wie den Leib Jesu, IST, und zwar auch grad wegen der die Stammhirnimplosion touchierenden Realfilmdrehbuchbemühungen Ernst Kahls, ein spassibles wie rentables Filetstück deutschen Humors geworden, und, sehr geehrte Bundesfamilienministerin, wie geschaffen, junge Leute vom Heroinabusus und Hooliganismus fortzuholen in die Geborgenheit des dunklen Kinoschoßes. Wer »Werner beinhart« und Ernst Kahl angreift, greift mich an und hat für die Folgen einzustehen.

***

Vom Riss durch Hirn & Herz

Sonntag, zweiter Dezember, acht Uhr morgens. Es klingelt. Unverschämtheit! Wahrscheinlich wieder die Wachturmleute. Die scheiß ich aber diesmal zusammen. Myself auf hundertachtzig öffne ich. Riesen-ü-ber-raschung: Ein bildhübsches Ding von vielleicht siebenachtundzwanzig Lenzen steht da, in einem jackenrot rockgoldenen Kostüm, im blonden Haupthaar eine schwarze Schleife: »Darf ich Ihnen zur heutigen Wahl ein Flugblatt geben?« Bemühn sie sich nicht, sage ich, ich gehe nicht zur Wahl, das bin ich der Gruppe Ebermann Bott Degener Roth Trampert Tolmein zum Winkel schuldig. »Sei’n sie kein Frosch«, zwitschert sie, »das ist doch ganz unverbindlich«, dabei läßt sie das Flugblatt wie ein Taschentuch fallen, ich Trottel bück mich gleich, da klappert sie mit ihren Hochhackigen schon die Treppe zur dritten Etage rauf, mir «ein’n schön’n Wahlsonntach noch« zurufend. Ich schließ die Tür und fang, eine Morgenbuddel Pils entkronend, zu lesen an:

Hallowach Deutschland e.V.

53 Bonn-Bad Godesberg

Wahlmüder deutscher Wähler du und du wahlmüde deutsche **Frau**

Hoch die Knochen und raus aus dem von Lethargie verstunknen **Bau**

Ihr seid doch keine Nullen oder ein noch nichtigeres **Phänomen**

Ihr seid im gleißenden Lichte der Verfassung besehn

Der **Souverän**

Eure Stimme ist doch nicht irgendeine Parole an der Innenwand einer **Latrine**

Eure Stimme ist Urgewalt, vergleichbar dem Tosen des Taifuns und der aus der Nordwand des Everest sich lösenden **Lawine**

Aber eurer Stimme Wucht entfaltet sich **nicht**

Wenn sie von euch, ihr schlapplippigen Waschlappen, keinen Ausdruck **kricht**

Wenn ihr aus einem Lecktmichimarschgefühl heraus zuhause bleibt

oder, schlimmer noch als die Lästerung **Gottes**

Vorsätzlich verbrecherisch euch befleißigt des Wahl**boykottes**

Begreife, Hornvieh, Wirkung entfaltet, das ist der **Witz**

Eure Stimme erst wenn sie eindringt in der Urne **Schlitz**

Drum - hoch mit dem vom vielen Schweinernen gemästeten **Gesäß**

Raus aus der Furzfalle, eiskalt sich gebrauset und dann ein Täßchen löslichen **Kaffees**

Gebräut und dann Knall auf **Fall**

Stracks geschnüret zum **Wahllokal**

Denn, noch einmal es euch hinter die Ohren geschrieben: ihr seid der **Souverän**

Und so wie ihr es euch erwählt, so wird es euch **geschehn**

Ihr Wahlmüden, die ihr sauberes Wasser begehrt und gute Luft und pumperlgsunde Wälder und über euch den ozonlochgestopften herrlichen **Azur**

Auf auf, gebt eure Stimme der **Natur**Partei und eh ihr euch **verseht**

Strahlt er wieder über die Backe, der blaue **Planet**

Und ihr habt wieder **Zukunftsappetit**

Und die euch durch euer Votum runderneuerte Natur singt euch ein dankbars **Lied**

Wer aber wie ihr wahlfaulen PazifistInnen lieber Frieden haben will, der/die wähle die Friedenspartei und hopp und **ex**

Ist es Sense mit dem militärischen **Komplex**

Du aber, du mein wahlmüdes angestelltes deutsches Proletariat wähle die Lohnerhöhungs- und Lohnsteuersenkungs**partei**

Und schon einen Herz- beziehungsweise Hammerschlag nach der ersten Hochrechnung bist du mit einem hübschen Schnäppchen **dabei**

Ihr wahlfaulen mittelständischen und ihr upperster Klasse Herren mit dem Sensus für mehr als siebenstellige **Profite**

Raus aus den warmen Villen und euern Wählerwillen vollzogen nach der Väter **Sitte**

Und angekreuzelt die Partei für die auf Rosen gebettete **Rendite**

Ihr wahlfaulen Armen und Alten und, und ihr, die ihr schon ein bißchen **riecht**

Wählt diese Partei natürlich **nicht**

Ihr in der gesellschaftlichen **Bilanz**

Auf eine Mark Abgeschriebne wählt gefälligerweise die Partei der kleinen Frau sowie des kleinen **Manns**

Und so wähle auch du wahlmüde Leipziger

Lesbe und du erzgebirgischer Trotzkist und du Stuttgarter Skinhead, du militanter Katholik und du von Insterburg nach Konstanz am Bodensee verschlagener ostpreußischer Landsmannschaftler bevor es **dunkelt**

Und der Reichstagswahlnachtstern am Himmel in den Grenzen von 90 ff **funkelt**

Wählt die euch auf den Leib geschneiderte **Partei**

Auf allgemeine, unmittelbare, gleiche und geheime Weise sowie - **frei**

Doch nun genug agitiert - hoch den **Arsch**

Wahlmüde deutsche Wählerin und müder Wähler du und auf zur Wahlkabine - **marsch**

Nur **Mut**

Wählt kalten Blutes und wählt **gut**

Doch wählt ihr auch als wie von Sinnen und als wie die Irren und als wie **entseelt**

Macks nix - denn was da **zählt**

Ist einzig und alleine, daß ihr **wählt**

Was nun? Einerseits hab ich der vorerwähnten Gruppe geschworen: Diesem Gebilde keine Stimme und aller Kampf. Andererseits ist in meinem Wahlkreis der patente Peter Paterna, Postfachmann in der Bonner SPD-Fraktion. Wie oft ist was mit der Post, nichtwahr, und dann ist es doch nicht von Nachteil, wenn man in Bonn jemand hat, der nachschaut, wo's hakt, und vielleicht sogar das Übel abzustellen vermag. Und dann lockt ja auch noch die Zweitstimme mit den Worten »Gysi muß mit!« Warum nur ist das alles so kranialkonzis, so kompliziert, so komplex, so konvers, kontrastiv und konfliktär? Ich geh jetzt ersteinmal zum Hbf-Stehausschank und kauf mir einen...

***

Zur Kritik der bei der Betrachtung und Erträglichmachung der Welt unter besonderer Berücksichtigung der unaufhaltsamen Verrohung der Menschheit hilfreichen beziehungsweise ungeeigneten Getränke

gewidmet dem marxistischen Biertrinker Thomas Ebermann

Wer, ein Narr, vergafft ist in die hübsche Schimäre des Seins

Der bedarf womöglich des sogenannten edlen Weins

Wer aber weiß um die grausame Sinnlosigkeit des Jetzt und Hier

Der sagt: Frollein, ein Bier!

Uns, Genossinnen und Genossen im Bier

Uns trennt nichts, wir stehen im Namen

der Erkenntnis, daß diese kinderhemdkurze Quälerei

Nur im Bierrausch zu ertragen sei

Beim Dunklen, beim Bergbock, beim Pilse, beim Hellen, beim Kölsch und beim Weißbier Schulter an Schulter im Hauptbahnhofstehausschank zusammen

Wie beschissen

Aber sieht es aus bei den Weinmenschen? Sie sind wie Südpol und Äquator und Nordpol zerrissen

In die Dreiklasssengesellschaft Wein

Die herrschende Weinklasse bleibt aus ausgegorensten Gründen nüchtern und hortet den Wein

Nur des Weinmehrwerts wegen, das Schwein

In ihren computertemperierten Kellern liegen neben den Sonnenblumen Vincents und den Tryptichen Dixens chemisch seit der Geburt des Junkers O. von Bismarck zu Harnessig mutierte Rothschildsche Lagen aus vornapoleonischer Zeit

Zur Weiterversteigerung bei Sothebys Rüdesheim anno Zwotausendundachtzehn bereit

So eine Rebenmumie kostet dann nicht unter einer und einer viertel Million

Angesichts des Fehlbestandes von dreitausendsiebenhundertundfünfzig Schwangerschaftsunterbrechungsverhütungsberatungsbureaus in den »fünf neuen Ländern« schrillster Hohn

Treibt so der Weinjetset mit Flaschen arroganten Sammelsport

So scheint der Weinverstand der Wein- und Vin- und Vinomittelschicht in Resten nur vorhanden respektiv gänzlich fort

Sie stehn in Gruppen um den mit grünem Lederschurze kostümierten d'Alsacwinzer und nippen mit perlhuhnschnabelspitzem Mund

Am fingerhutgroßen Kelch und dann gurgeln sie wie ungezogne Kinder und dann spein

sie den durchgegurgelten Wein

In einen Weinprobeauffangspucknapf und

Dann tun sie schamlos ihr lächerliches Weinhalbwissen kund

Verachten wir, Genossinnen und Genossen im Bier diese Weinganoven

So blicken wir zwar unerbittlich kritisch wie doch auch mit Mitleid schon im Augenwinkel auf die Doofen

Nämlich auf das von den Schnapsaffen abstammende Weinproletariat

Das vom Wein nur mehr das Etikett und vom Etikett nur mehr den nach ihm benannten Schwindel hat

Diese Weinbergunderdrugs schütten die von Sancho Panscho, der EG-Küferkanaille

auf die mit der Guillotine verwandte Zwoliterbouteille

gezogene Plörre in sich rein:

Herausgepreßt aus Weinrüben, Weinsteinkohle, Weinzucker und den Tränen der von Karnevalsprinzen und Agrarstaatssekretären durchgevögelten Weinprinzessin von Bad Franzbranntwein am Rhein

Spätestens nach tausend dieser flüssigen Granaten gerät der Weinprolet in größte Not

Und wird impotent und sprachlos und hat fürchterliche Wahnvorstellungen von sozialer Gerechtigkeit und einem Leben nach dem Tod

Wir aber, Genossinnen und Genossen im Biere haben diese Sorgen nicht

Solang es uns am Biere nicht gebricht

Und uns dauern diese Toren

Die ohne Malz und Hopfen schon vor ihrer Zeit verloren

Damit uns dies aber nicht geschieht, schieben wir Schulter an Schulter im Hauptbahnhofstehausschank hic et nunc

Brav und tapfer Dienst am einzig wahren, seelisch ergiebigen Trunk

Und es sträubete sich uns im Genick der Flaum wie anläßlich des Nahens des Fuchses aufstellen sich die Stacheln beim Igel

Käme man uns mit so Ungeheuerlichkeiten wie Reblaus, Himmlisches Moseltröpfchen oder Katzenstriegel

Konkret 01/91, S. 74

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Die »Hamburger Rundschau« wird jetzt von einer Crew gerettet, die gerade ein anderes »Metropolen-Magazin« versenkt hat. Sie kommen nicht aus Madagaskar, sondern aus Frankfurt, aber die Seuche haben sie doch an Bord, zu deren Symptomen zählt, daß sie, nach einem allgemeinen Frankfurter Vorbild, ihre Leser nicht nur mit den Stilblüten, sondern auch mit den Lebensläufen der Verfasser unterhalten müssen:

Nach Jahren des Aktivismus in der außerparlamentarischen Politik und der Tätigkeit in Forschung und Lehre, nach vier Jahren Tätigkeit u. a. als Grüner Abgeordneter in Bonn, bat man Matthias Ginsberg und ihn Anfang dieses Jahres, einen drohenden Mangel seiner Heimatstadt Hamburg wettzumachen:

den Mangel an Tätigkeiten? Nein:

das Fehlen einer unabhängigen, kritischen, lokalen Zeitung. So kam er zur Hamburger Rundschau und sie zu ihm. Und so sieht das nun aus: Mal in Jeans und mal im schwarzen Anzug (dann aber mit weißen Turnschuhen), mal mit einem Stück pappiger Pizza in der Hand, mal guten Wein anschleppend - so läuft unser Herausgeber und (vorläufiger) Chefredakteur durch den Verlag. Sowohl Ideen versprühend als auch das Durcheinander verstärkend, sowohl Konflikte ausgleichend, als auch provokante Lösungen suchend. Mut zum Risiko ist die Devise, die er mit seinem Kompagnon Matthias Ginsberg teilt. Allora.

Das gefällt mir. In so wenigen kräftigen, kongenialen Strichen ist das Portrait des ideellen Gesamtfrankfurter Frascati-Spießers noch nie gezeichnet worden, nicht einmal von mir, der gewiß den Fehler gemacht hätte, die Pizza provokant zu nennen und die Lösungen pappig. Noch schöner aber ist, daß der Herausgeber und (vorläufige) Chefredakteur nicht nur herausgibt, was man in ihn hineingesteckt hat, sondern auch (vorläufig) schreibt. Und so sieht das nun aus:

Nach einiger Zeit wird die Graffiti entlang der Strecken langweilig.

Die Graffiti ist der Singular von die Mafioso. Allora:

Graffiti, das sind die finalen Kunstwerke im Zeitalter derer technischen Reproduzierbarkeit.

Müßte es im Plural nicht derer Graffito heißen, vorläufig? Ruhe! Vielmehr: Sizilium!

Nichts wäre für Künstler und Werk peinlicher, als eine Graffiti, der man den Prozeß der Verwitterung ansieht. Alte Graffiti entwickelt keine Aura wie andere Kunstwerke, sondern sie erhält ihren Wert durch glanzvolle Frische. Nichts frustriert den Graffiti-Künstler mehr, als sich auf engen Raum der Graffiti anderer Künstlergenerationen zu unterwerfen.

Manchmal ist`s auf engen Raum so eng, daß nur noch ein n hineinpaßt, aber kein m.

Nichts spornt ihn mehr an, als die düstere Leere einer grauen Betonwand. Dabei kommt erschwerend hinzu...

die Leere erschwerend? oder die Betonwand? oder den Aktivismus der Tätigkeit, vorläufig Graffitos im engem Raum zu stellen? Ihr wollt auch noch wissen, wie der Herausgeber und vorläufige Chefredakteur heißt? Als ob das in Zeiten derer technischen Reproduzierbarkeit noch eine Rolle spielte! Hajo Meier wird er halt heißen oder Joschka Schulze oder, meinetwegen, Jo Müller.

Oder Joscha Schmierer, in dessen Vereinszeitung die übrigen Frankfurter Graffito-Künstler schreiben, die aber, obwohl ihre Werke sich gleichen wie ein Fritz Ullrich Fack dem andern, nicht »Facksimile« heißt sondern »Kommune« (Sie erinnern sich?). Darin umwirbt die »Ökologische Akademie Linden« die Graffiti-Leser:

Was machen die Linken mit dem Kapital? Früher haben sie es gelesen... Heute legen sie es an! Z.B. bei uns: Wir bieten eine saubere Geldanlage jenseits von Rüstungswahnsinn und Apartheid zu angenehmen Konditionen.

Weil man, als früherer Leser des Kapital und einer der zweitausend Personalchefs einer Fischmehlfabrik, doch darauf sieht, daß man sein Geld jenseits von Rüstungswahn und Apartheid sauber anlegt, angenehme Konditionen vorausgesetzt. Die Realpolitik in Sachen Geldanlage beginnt erst bei Renditen unter 12 Prozent.

Überschrift aus der »Süddeutschen Zeitung« über einen Bericht, der die Bemühungen der US-Regierung schildert, »beim südlichen Nachbarn die Schattenseiten der Formaldemokratie zu übersehen«:

Bush drückt in Mexiko beide Augen zu

Wem?

Eine Margit Knapp Cazzola (die doch nicht verwandt sein wird?) schreibt in der »Tageszeitung« über das Drama »Die letzten Tage der Menschheit« von Karl Kraus:

In den vielen Kurzszenen dieses als Zitatcollage angelegten Stücks schwadronieren sie alle miteinander über den Krieg: Minister, Generäle, Hausfrauen, Dichter, Krankenschwestern, JournalistInnen, Nörgler und Optimisten.

Nörgler und Optimisten? Es ist zwar nur je einer im Stück, aber sie treten in vielen Szenen auf, anders als die »JournalistInnen«, die Kraus noch nicht kennen konnte, weshalb er, wenn er die Journalisten und Journalistinnen, die Moritz Benedict Mülders und Alice Schaleks, auf den Begriff bringen wollte, ein Wort wählte, das Alfred Berger ihm überlassen hatte: Journaille. Aber Frau Margit Knapp Cazzola hat recht: »JournalistInnen« hätte ihm noch besser gefallen.

Warum nur gelingt es mir nicht, mich der Meinung anzuschließen, die der vielgerühmte Essayist Klaus Hartung verbreitet? Dem Rezensenten der »Frankfurter Allgemeinen«, Peter Glotz, ist es doch auch gelungen. Ein letzter Versuch:

Das Urteil des Wählers war eben die Quittung für Politikunfähigkeit, für den luxurierenden Hader, betrieben mit dem Ernst einer Kaderpartei, es war die Quittung für die Lähmung der politischen Produktivität (kleinbürgerlich als »Promis« abqualifiziert)... Abgewählt wurde eine Parteiorganisation, die sich in einem Strömungsstreit neutralisierte, in dem nichts mehr strömte; abgewählt wurde vor allem die Flucht in den Politikverzicht - was war es anderes als Politikverzicht, der Einheit die Klimakatastrophe entgegenzusetzen. Wollten die Grünen etwa eine gespaltene Nation mit der Apokalypse versöhnen?

Die mich kennen, tadeln mein Streben nach Harmonie und daß ich so gut wie nie Nein sagen kann. Wie gerne würde ich auch dem Hartung zurufen: Verweile doch, du bist so schön, du, du als »Promis« abqualifizierte Produktivität, du mit dem Ernst einer Kaderpartei betriebener luxurierender Hader, du strömungsloser Strömungsstreit, du Flucht in den Verzicht, der Einheit die Katastrophe entgegenzusetzen, du Versöhnung der gespaltenen Nation mit der Apokalypse, du, der du uns verheißen bist in der anderen Apokalypse, die noch nicht mit der gespaltenen Nation versöhnt werden mußte, mit den Worten des Sankt Jo (-hannis, nicht Müller): »Und es ward ihm gegeben ein Mund zu reden grosse ding und Lesterung. Und ihm ward gegeben macht über alle Geschlecht und Sprachen und Heiden.« Aber eben leider nicht über einen unbelehrbaren Stalinisten, der äußerstenfalls bis zu den luxurierenden Kadern einer ernsten Haderpartei mitgekommen wäre, der Kaderlump. Doch halt, da folgt noch ein Satz - vielleicht meine allerletzte Chance, den Anschluß an Glotz und die anderen Bewunderer zu schaffen:

Was Antje Vollmer und Joschka Fischer da benannt haben, ist nicht mehr und nicht weniger, als den Anfang zu benennen.

Wo er Recht hat, hat er Recht. Und ich stehe nicht an, es ihm zu geben.

Auf Seite eins, wo einst der Theo »Am Kongo glimmt die Krisenlunte« schrieb, schreibt ein Matthias Naß über den Irak:

Die Lunte glimmt weiter

Theo hat die Lunte weitergegeben, die weiterglimmt durch alle Generationen und Wetter, von Nestor bis Nesthäkchen, von Sommer bis Naß.